This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

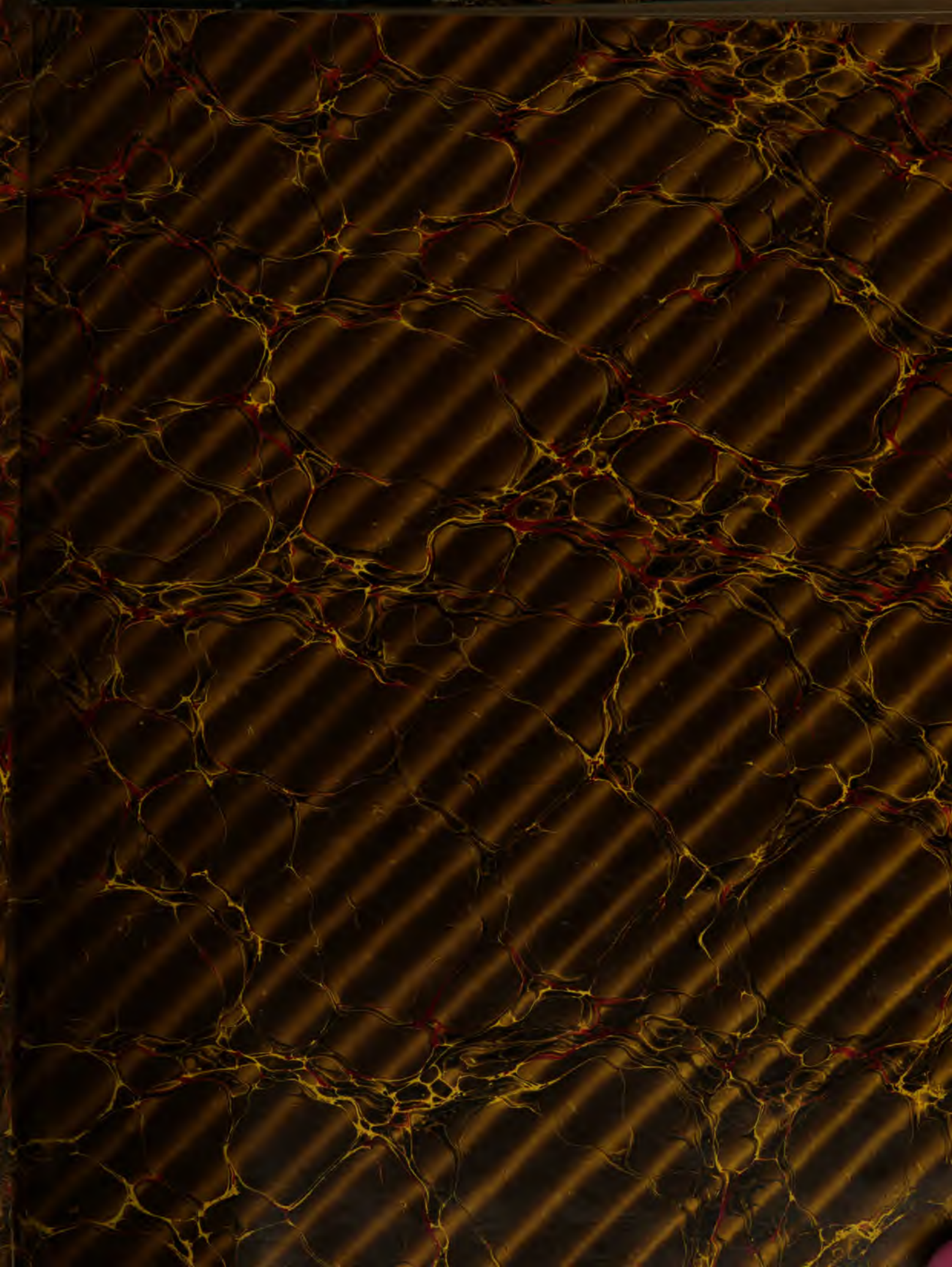
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Philol. 225

Bd. Dec., 1880.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
30 Aug., 1880.



VERHANDLUNGEN

DER

VIERUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

TRIER

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1879.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1880.

VERHANDLUNGEN

DER

VIERUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

25/2 3 1877
3

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

TRIER

VOM 24. BIS 27. SEPTEMBER 1879.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1880.

AUG 30 1880

Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder	1—7
Festschriften und Geschenke	8
Erste allgemeine Sitzung	9—28
Eröffnungsrede des Präsidenten Prof. Dr. *Bücheler* (Bonn)	9—13
Begrüssungen durch die Herren Oberpräsident der Rheinprovinz Exc. *v. Bardeleben* (Coblenz) und Oberbürgermeister *de Nys* (Trier)	13—14
Vortrag des Museumsdirectors Dr. *Hettner* (Trier) über das römische Trier	15—28
Zweite allgemeine Sitzung	28—58
Vortrag des Prof. Dr. *Nissen* (Strassburg) über altitalienisches Klima	28—33
Vortrag des Prof. Dr. *Erich Schmidt* (Strassburg) über Komödien vom Studentenleben aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert	34—49
Vortrag des Gymnasialdirectors Dr. *Eberhard* (Elberfeld) über ein mittelgriechisches Epos vom Digenis	49—58
Dritte allgemeine Sitzung	58—90
Geschäftliche Mittheilungen	58—59
Vortrag des Gymnasialdirector Dr. *Schmitz* (Cöln) über lateinische Tachygraphie	59—64
Vortrag des Prof. Dr. *Rohde* (Tübingen) über Leucipp und Demokrit	64—90
Geschäftliche Mittheilungen	90
Vierte allgemeine Sitzung	90—100
Geschäftliche und wissenschaftliche Mittheilungen	90—91
Vortrag des Privatdocenten Dr. *Birt* (Marburg) über den Begriff des Buchs bei den Alten	91—100
Berichte über die Verhandlungen der einzelnen Sectionen	100
Dankworte der Herren Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig), Präsident Dir. Dr. *Dronke* (Trier)	100
Verhandlungen der pädagogischen Section	101—127
Erste Sitzung	101—103
Zweite Sitzung	103—113
Vortrag des Prof. *Egenolff* (Mannheim) über Melanthon's griech. Grammatik	103—108
Thesen über die Unmöglichkeit der Einheitsschule	109—113
Dritte Sitzung	113—122
These des Dr. *Böttcher* (Düsseldorf)	114—122
Vierte Sitzung	123—127
Vortrag des Prof. Dr. *Brand* (Bielitz) über die Frage: „Wie könnte die behauptete Ueberbürdung der Gymnasialschüler auch bewiesen werden?“	123—127
Verhandlungen der orientalischen Section	128—129
Verhandlungen der deutsch-romanischen Section	130—140
Erste Sitzung	130
Zweite Sitzung	131—134
Vortrag des Prof. Dr. *Martin* (Strassburg): „Zur Gralsage“	131—133
Vortrag des Dr. *Behaghel* (Heidelberg) über eine neue Ausgabe der Eneide Heinrichs von Veldeke	133—134
Dritte Sitzung	134—138
Thesen des Dr. *Wegener* (Magdeburg) über Bearbeitung von deutschen Dialektgrammatiken	134—138
Vierte Sitzung	138—140
Vortrag des Prof. Dr. *Erich Schmidt* (Strassburg) über Beiträge zur Kenntniss der Klopstock'schen Jugendlyrik	138
Vortrag des Dr. *Seuffert* (Würzburg) über die kurfürstliche deutsche Gesellschaft in Mannheim	139—140

Verhandlungen der archäologischen Section . . . . . 141—161
Erste Sitzung . . . . . 141—157
Vortrag des Dr. *von Duhn* (Göttingen) über Grundzüge einer Geschichte Campaniens nach Massgabe der neuesten archäologischen Entdeckungen . . . . 142—157
Zweite Sitzung . . . . . 157—161
Thesis des Dr. *v. Jan* (Saargemünd): „Die Griechen bliesen nicht auf einfachen, sondern auf doppelten Auloi.“ . . . . . 157—161
Verhandlungen der Section für classische Philologie . . . . . 162—181
Erste Sitzung . . . . . 162—163
Zweite Sitzung . . . . . 163—180
Vortrag des Prof. Dr. *Uhlig* (Heidelberg) über zwei alte Handschriften griech. Grammatiker und über die nothwendigen Bestandtheile eines corpus grammaticorum graecorum . . . . . 163—169
Vortrag des Prof. Dr. *F. Blass* (Kiel) über den Rhythmus bei Prosaikern, insbesondere bei Demosthenes . . . . . 170—176
Bericht des Oberlehrer Dr. *Ed. Heydenreich* (Freiberg) über einen neu gefundenen Roman von der Jugendgeschichte Constantins des Grossen und von der Kaiserin Helena . . . . . 177—179
Dritte Sitzung . . . . . 180—181
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section . . . . . 182—194
Vortrag des Prof. *Reuschle* (Stuttgart) über genetische Entwickelung der Wurzel- u. Logarithmensätze aus den Potenzsätzen und deren Verwerthung für Schulzwecke 182—186
Vortrag des Prof. Dr. *Günther* (Ansbach) über eine didaktisch wichtige Auflösung trinomischer Gleichungen . . . . . 187—190
Mittheilung des Dir. Dr. *Heilermann* (Essen) über eine Beobachtung des dritten Regenbogens . . . . . 190—192
Vortrag desselben über die Frage: „Welche Behandlung der Kegelschnitte ist in den höheren Schulen vorzugsweise zu empfehlen?“ . . . . . 192—194
Die Lehrmittel-Ausstellung . . . . . 195—206
I. Anschauungsmittel für die historisch-philologischen Fächer . . . . . 195—200
II. Geographie . . . . . 200—204
III. Physik und Mathematik . . . . . 204—205
IV. Chemische Abtheilung 205
V. Naturhistorische Abtheilung 206

Verzeichniss der Mitglieder.

Präsidium.

1. Bücheler, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath. Bonn.
2. Dronke, Dr., Realschuldirector. Trier.

Secretariat.

3. Blümner, Dr., Professor. Zürich.
4. v. Duhn, Dr., Privatdocent. Göttingen.
5. Heydenreich, Dr., Gymnasialoberlehrer. Freiberg i/S.
6. Koch, Dr., Gymnasiallehrer. Aachen.

---

7. Brand, Dr., Professor. Bielitz.
8. Ebmeyer, Gewerbschullehrer. Saarbrücken.

Vorsitzende der Sectionen.

Dronke, Dr., Realschuldirector. Trier. (Pädagogische Section.)
9. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn. (Orientalische Section.)
10. Wilmanns, Dr., Professor. Bonn. (Deutsch-romanische Section.)
11. Hettner, Dr., Museumsdirector. Trier. (Archäologische Section.)
12. Usener, Dr., Professor. Bonn. (Philologische oder kritisch-exegetische Section.)
13. Renvers, Dr., Professor, Gymnasialdirector. (Mathematische Section.)

Mitglieder.

14. Adam, Professor. Urach.
15. Adam, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wiesbaden.
16. Adelheim, Dr., Arzt. Trier.
17. Ahn, Dr., Realschullehrer. Trier.
18. Ahrens, Gymn.-Dir., Geh. Reg.-Rath. Hannover.
19. Ahrens, Gymn.-Lehrer. Stade.
20. Akens, Gymn.-Oberlehrer. Trier.
21. Albert, Dr., Gymn.-Lehrer. Hildesheim.
22. Alexi, Gymn.-Dir. Saargemünd.
23. Alff, Rentner. Trier.
24. Alsters, Gymn.-Lehrer. Aachen.
25. Apelt, Gymn.-Lehrer. Weimar.
26. Ascherson, Dr., Bibliothekar. Berlin.
27. Auler, Pfarrer. Montjoie.
28. Aussem, Gymn.-Oberlehrer. Aachen.
29. Autenrieth, Dr., Gymn.-Rector. Zweibrücken.
30. Bachmann, Gymn.-Dir. Wernigerode.
31. Back, Gymn.-Dir. Birkenfeld.
32. v. Bardeleben, Exc., Oberpräsident. Coblenz.
33. Bardt, Dr., Gymn.-Dir. Neuwied.
34. Baumeister, Dr., Pr.-Schulrath. Strassburg.
35. Bausch, Gymn.-Lehrer. Creuznach.
36. Bechem, Gymn.-Oberlehrer. Aachen.
37. Bechstein, Dr., Gymn.-L. Strassburg.
38. Beck, Subrector. Dürckheim.
39. Becket, Dr., Gymn.-Lehrer. Coesfeld.
40. Becker, Dr. Metz.
41. Bedenbecker, Gymn.-Lehrer. Königswinter.
42. Behaghel, Dr., Privatdoc. Heidelberg.
43. Berch, Dr., Gymn.-Lehrer. Frankfurt a. M.
44. Bernhard, Gymn.-Dir. Weilburg.
45. Bertram, Prof. Pforta.

46. Bettingen, Justizrath. Trier.
47. Betz, G., Kfm. Trier.
48. Betz, Ph., Kfm. Trier.
49. Bindewald, Dr., Realschullehrer. Giessen.
50. Binsfeld, Dr., Gymn.-Dir. Coblenz.
51. Birt, Dr., Privatdocent. Marburg.
52. Bissinger, Prof. Carlsruhe.
53. Blasel, Dr., Gymn.-Lehrer. Trier.
54. Blass, Dr., Prof. Kiel.
55. Blaum, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Strassburg.
56. Bley, Prof. Arlon.
57. Blömer, Gymn.-Lehrer. Montabaur.
58. v. Blumenthal, Reg.-Rath. Trier.
59. Böckel, Dr., Prof. Carlsruhe.
60. v. Borcke, Hauptmann a. D. Trier.
61. Bösche, Gymn.-Lehrer. Essen.
62. Böttcher, Dr., Realschuldirector. Düsseldorf.
63. Brass, Kaufm. Trier.
64. Bratuschek, Dr., Prof. Giessen.
65. Braun, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Marburg.
66. Braun, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wesel.
67. Braun, stud. phil. Bonn.
68. Brauweiler, Bau-Inspector. Trier.
69. Breddin, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Magdeburg.
70. Brems-Varrain, Kaufm. Trier.
71. Brenneke, Dr., Realschuloberlehrer. Elberfeld.
72. ten Brink, Dr., Prof. Strassburg.
73. Broicher, Gymn.-Director. Bochum.
74. Bruch, Pastor. Hückeswagen.
75. Brüggemann, Progymn.-Rector. Boppard.
76. Bücheler, Gymn.-Oberlehrer. Wiesbaden.
77. Buchenau, Gymn.-Dir. Rinteln.
78. Buckendahl, Dr., Realschullehrer. Düsseldorf.
79. Budde, Dr., Licentiat. Bonn.
80. Budde, Dr., Realschuloberlehrer. Duisburg.
81. Bünger, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Strassburg.
82. Busch, Progymn.-Rector. St. Wendel.
83. Busch, Dr., Ingenieur. Hochneukirch.
84. Buschmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Trier.
85. Buss, Reg.-Rath. Trier.
86. Büttner, Dr., Gymn.-Lehrer. Gera.
87. Buys, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Trier.
88. Bywater, J. E. C. Oxford.

89. Caspari, Lehramtspraktikant. Mannheim.
90. Cetto, Gutsbesitzer. Trier.
91. Christa, Gymn.-Lehrer. Düsseldorf.
92. Chun, Rector d. h. Bürgerschule. Dietz.
93. Ciala, Gymn.-Oberlehrer. Neuwied.
94. Colombel, Gymn.-Oberlehrer. Hadamar.
95. Conrad, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Coblenz.
96. Conrads, Gymn.-Oberlehrer. Cöln.
97. Coupette, stud. tech. Trier.
98. Crecelius, Dr., Prof., Gymn.-Oberl. Elberfeld.
99. Cuers, Dr., Gymn.-Lehrer. Frankfurt a. M.
100. Czech, Dr., Real.-Oberlehrer. Düsseldorf.

101. Dasbach, Redacteur. Trier.
102. Dau, Bauinspector. Trier.
103. Day, Rentner. Trier.
104. Decker, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Trier.
105. Deecke, Dr., Lyc.-Director. Strassburg.
106. Degen, Dr., Relig.-Lehrer. Aachen.
107. Derichsweiler, Lyc.-Director. Metz.
108. Dieckmann, Dr., Realschul-L. Offenbach a. M.
109. Dollmann, Dr., Sanitätsrath. Trier.
110. Dörr, Lehrer a. d. h. Töchterschule. Coblenz.
111. Dorschel, Dr., Gymn.-Oberl. Stargard i. P.
112. Drescher, Subrector. Winnweiler.
113. Dümmichen, Dr., Prof. Strassburg.
114. Düntzer, Dr., Prof. Cöln.
115. Durler, Prof. Mannheim.
116. Dürr, Dr., Prof. Heilbronn.

117. Eberhard, Dr., Gymn.-Dir. Elberfeld.
118. Eberhard, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Cöln.
119. Eberle, Dr., Gymn.-Lehrer. Trier.
120. Eckstein, Dr., Prof., Rector. Leipzig.
121. Egenolff, Dr., Prof. Mannheim.
122. Ehlingen, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Boppard.
123. Ehrlenholtz, Gymn.-Oberlehrer. Hannover.
124. Ehses, Lederfabrikant. Trier.
125. Ehses, Kaufm. Trier.
126. Ehwald, Dr., Gymn.-Lehrer. Gotha.
127. Emmerich, Dr., Realschul-L. Mülheim a. d. R.
128. Erkelenz, Dr., Töchterschuldirector. Cöln.
129. Ernstmeier, Realschullehrer. Ruhrort.
130. Eschweiler, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Aachen.
131. Esser, Gymn. Oberlehrer. Weissenburg.
132. Evers, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Düsseldorf.
133. Ewen, Relig.Lehrer. Trier.

134. Faber, Prof. Zweibrücken.
135. Faust, Dr., Gymn.-Lehrer. Altkirch.
136. Felgner, Dr., Gymn.-Lehrer. Gotha.
137. Fell, Dr. Cöln.
138. Finkenbrink, Dr., Real.-L. Mülheim a. d. R.
139. Fischer, Dr., Rector d. h. Bürgersch. Lennep.
140. Fischer, Dr., Real.-Director. Bernburg.
141. Flasch, Dr., Prof. Würzburg.
142. Fleischer, Dr., Prof., Geh. Reg.-Rath. Leipzig.
143 Flöck, Dr., Gymn.-Lehrer. Bonn.
144. v. Flotow, Redacteur. Trier.
145. Follmann, Real.-Lehrer. Metz.
146. Förster, Dr., Prof., Real.-Oberlehrer. Aachen.
147. Frank, stud. math. Trier.

148. Frank, Dr. Aachen.
149. Fränkel, Dr., Real.-Lehrer. Trier.
150. Frankenbach, Dr. Göttingen.
151. Franz, Dr., Real.-Lehrer. Mülheim a. d. R.
152. Frey, Dr., Gymn.-Director. Rössel.
153. Freybe, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Parchim.
154. Fritsch, Prof. Arnstadt.
155. Fritsch, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Trier.
156. Fritze, Gymn.-Lehrer. Marburg.
157. Frommann, Dr., Gymn.-Lehrer. Büdingen.
158. Fürth, Dr. Gymn.-Lehrer. Jülich.
159. Fuss, Dr., Gymn.-Lehrer. Bedburg.

160. Gansen, Dr., Seminardirector. Odenkirchen.
161. Gaquoin, Dr., Gymn.-Lehrer. Giessen.
162. Gässner, Gymn.-Lehrer. Hildesheim.
163. Geist, Dr., Gymn.-Lehrer. Büdingen.
164. Geller, Kaufm. Trier.
165. Genthe, Dr., Prof., Gymn.-Dir. Duisburg.
166. Giesen, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Bonn.
167. Gilbert, Dr., Gymn.-Lehrer. Gotha.
168. Gilles, Gymn.-Lehrer. Düsseldorf.
169. Glänzer, Dr., Gymn.-Lehrer. Corbach.
170. Glaser, Dr. Giessen.
171. Glaser, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wetzlar.
172. Gneisse, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Metz.
173. Götz, Rector. Neuwied.
174. Greve, Real.-Lehrer. Aachen.
175. Greve, Dr., Gymn.-Dir. Diedenhofen.
176. Grimmert, Telegraphensecretär. Trier.
177. Gropius, Gymn.-Lehrer. Weilburg.
178. Groppe, Bergmeister. Trier.
179. Gruno, Dr., Rector. Biedenkopf.
180. Günther, Dr., Prof. Ansbach.
181. Guthe, Licentiat. Leipzig.

182. Hädicke, Prof. Pforta.
183. Hägele, Gymn.-Director. Buschweiler.
184. Hahn, Prof. Zweibrücken.
185. Halévy, Prof. Paris.
186. Halm, Dr., Prof. München.
187. Hammer, Studienlehrer. Landau i. Pf.
188. Hänisch, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wetzlar.
189. Hartmann, Gewerbschuldirector. Trier.
190. Hartwig, Dr., Schulrath. Schwerin.
191. Hassenkamp, Dr., Superintendent. Elberfeld.
192. Hauber, Professoratsverweser. Stuttgart.
193. Hauser, Gymn.-Assistent. Zweibrücken.
194. Haustein, stud. phil. Trier.
195. Heerdegen, Dr., Privatdocent. Erlangen.
196. Heideprim, Real.-Lehrer. Frankfurt a. M.
197. Heilermann, Dr., Real.-Dir. Essen.
198. Heinrici, Professor. Marburg.
199. Heldberg, Reg.-Rath. Trier.
200. van Hengel, Dr., Gymn.-Lehrer. Emmerich.
201. Henkel, Gymn.-Lehrer. Jena.
202. Hense, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Warburg i. W.
203. Henssen, Steuerinspector. Trier.
204. Hermann, Dr. Montigny bei Metz.
205. Hermes, Dr., Gymn.-Lehrer. Mörs.
206. Herrmann, Gymn.-Dir. Mülhausen i. E.
207. Herziger, Lederfabrikant. Trier.
208. Hessel, Töchterschuldirector. Coblenz.
209. Heuser, Prorector. Cassel.
210. Hilberg, Dr., Professor. Prag.
211. Hilgard, Dr., Gymn.-Lehrer. Heidelberg.
212. Hilgers, Prof., Realschuldirector. Aachen.
213. Höffling, Dr., Rector d. h. B. Dülken.
214. Hoffmann, Dr., Real.-Lehrer. Gera.
215. Hoffmann, Real.-Lehrer. Strassburg i. E.
216. Hoffmann, Dr., Gymn.-Lehrer. Büdingen.
217. van Hoffs, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Emmerich.
218. Hofmann, Gymn.-Director. Triest.
219. Hollenberg, Gymn.-Director. Saarbrücken.
220. Hollenberg, Gymn.-Oberlehrer. Mörs.
221. Holler, Rector. Lechenich.
222. Höpfner, Dr., Pr.-Schulrath. Coblenz.
223. Hoppe, Dr., Gymn.-Lehrer. Hildesheim.
224. Hörner, Dr., Gymn.-Professor. Zweibrücken.
225. Houben, Prof., Stadtbibliothekar. Trier.
226. Houben, Gymn.-Oberlehrer. Düsseldorf.
227. Hübschmann, Dr., Prof. Strassburg i. E.
228. Hug, Dr., Prof. Zürich.
229. Hultsch, Dr. Dresden.
230. Humpert, Gymn.-Oberlehrer. Bonn.
231. Hünnekes, Dr., Progymn.-Rector. Prüm.
232. Hupfeld, Dr., Real.-Lehrer. Bremen.
233. Hüttemann, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.

234. Jacobi, Dr, Professor. Münster i. W.
235. Jacobs, Gymn.-Oberlehrer. Münster i. E.
236. Jäger, Dr., Gymn.-Director. Cöln.
237. von Jan, Dr., Landsberg a. W.
238. Jansen, Dr., Real.-Lehrer. Crefeld.
239. Iltgen, Dr., Gymn.-Lehrer. Montabaur.
240. Imme, Dr., Gymn.-Lehrer. Cleve.
241. Joachim, Dr., Archivsecretär. Idstein.
242. John, Dr., Prof. Hall i. W.
243. Johnen, Dr., Mülhausen i. E.
244. Jones, Apotheker. Trier.
245. Juda, Kaufm. Trier.
246. Jungen, Rentner. Trier.
247. Juris, Dr. Creuznach.

248. Kaier, Gymn.-Oberlehrer. Cöln.
249. Kaifer, Real.-Lehrer. Trier.

250. Kaiser, Dr., Real.-Oberlehrer. Cöln.
251. Kaiser, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Elberfeld.
252. Kammer, Dr., Professor. Königsberg.
253. Kamp, Dr., Real.-Lehrer. Magdeburg.
254. Kautzsch, Dr., Professor. Basel.
255. Kegel, Gymn.-Oberlehrer. Dillenburg.
256. Keller, Dr., Real.-Oberlehrer. Trier.
257. Keller, A., Rentner. Trier.
258. Keller, M., Lederfabrikant. Trier.
259. Kellner, Dr., Geh. Reg.- u. Schulrath. Trier.
260. Kelzenberg, Gymn.-Lehrer. Trier.
261. Kettler, stud. phil. Münster i. W.
262. Keuffer, Real.-Lehrer. Trier.
263. Kieserling, Dr., Rector. Hachenburg.
264. Kinitz, Dr., Professor. Carlsruhe.
265. Kins, Dr., Gymn.-Lehrer. Cassel.
266. Kiy, Real.-Lehrer. Trier.
267. Klammer, Dr. Elberfeld.
268. Klauck, Kaufm. Trier.
269. Klaus, Gymn.-Lehrer. Trier.
270. Klein, Superintendent. Trier.
271. Klein, Dr., Privatdocent. Bonn.
272. Kleinstück, Dr., Redacteur. Trier.
273. Kleissner, Dr., Real.-Lehrer. Essen.
274. Kluszmann, Dr., Gymn.-Lehrer. Gotha.
275. Knodt, Dr., Gymn.-Lehrer. Gebweiler.
276. Knorr, Dr., Professor. Eutin.
277. Koch, Dr., Gymn.-Lehrer. Aachen.
278. Koch, Apotheker. Trier.
279. Koch, Gymn.-Lehrer. Siegburg.
280. Kohlstadt, Kaufm. Trier.
281. Kohts, Dr., Gymn.-Lehrer. Hannover.
282. Kolber, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Stade i. H.
283. Königs, Gymn.-Oberlehrer. Saargemünd.
284. Körber, Dr. Mainz.
285. Kracauer, Dr., Real.-Lehrer. Frankfurt a. M.
286. Krah, Dr., Gymn.-Lehrer. Andernach.
287. Kramer, Real.-Director. Mülheim a. R.
288. Kratz, Gymn.-Lehrer. Neuwied.
289. Kräuter, Gymn.-Lehrer.
290. Kreymer, Dr., Töchterschuldirector. Trier.
291. Krohn, Dr., Gymn.-Lehrer. Saarbrücken.
292. Kromayer, Dr., Gymn.-Dir. Weissenburg i. E.
293. Krummacher, Töchterschuldir. Cassel.
294. Krumme, Dr., Real.-Director. Braunschweig.
295. Kruse, Dr., Prov.-Schulrath. Danzig.
296. Kuhl, Progymn.-Rector. Jülich.
297. Kuhl, Gymn.-Lehrer. Andernach.
298. Kuhn, Dr., Prof. München.
299. Kühne, Dr., Gymn.-Dir. Hohenstein i. R.
300. Kulakowsky, Tutor. Moskau.
301. Kunze, Professor. Carlsruhe.
302. Lackemann, Dr., Real.-Lehrer. Düsseldorf.
303. Laeis, Fabrikbesitzer. Trier.
304. Lambert, Stadtverordneter. Trier.
305. Langguth, Dr., Real.-Director. Iserlohn.
306. Lautz, Commerzienrath. Trier.
307. Lechner, Professor. Ansbach.
308. Lefmann, Dr., Prof. Heidelberg.
309. Leisen, cand. math. Bitburg.
310. Lempfried, Gymn.-Lehrer. Buchsweiler.
311. Leo, Dr., Privatdocent. Bonn.
312. Leutz, Prof. Carlsruhe.
313. Ley, Dr., Prof., Gymn.-Oberl. Saarbrücken.
314. Lichtenberger, Ingenieur. Ruhrort.
315. Liesegang, Dr., Gymn.-Dir. Cleve.
316. Liesske, Dr., Conrector. Dresden.
317. Limburg, Gerbereibesitzer. Trier.
318. Linsenbarth, Gymn.-Lehrer. Creuznach.
319. Lintz, Fr., Stadtverordneter. Trier.
320. Lintz, Fr. W., Buchhändler. Trier.
321. Lintz, J., Buchhändler. Trier.
322. Lintz, Ed., Buchhändler. Trier.
323. Lipsius, Dr., Prof. Leipzig.
324. Lohbach, Dr., Gymn.-Director. Mainz.
325. Lohmeyer, Landesbibliothekargeh. Cassel.
326. Lorscheid, Dr., Prof., Rector d. h. B. Eupen.
327. Löwe, Dr., Real.-Lehrer. Bernburg.
328. Löwe, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
329. Lückenbach, Gymn.-Lehrer. Montabaur.
330. Ludwig, Dr., Director. Strassburg i. E.
331. Luthe, Dr., Real.-Lehrer. Ruhrort.
332. Lüttge, Dr., Gymn.-Oberl. Charlottenburg.
333. Lummerzheim, Dr., Gymn.-Oberl. St. Wendel.
334. Lützenkirchen, c. ll. oriental. Leipzig.

335. Mannel, Real.-Lehrer. Münster i. W.
336. Manno, Gymn.-Lehrer. Emmerich.
337. Marjan, Real.-Lehrer. Aachen.
338. Martens, Dr., Gymn.-Lehrer. Elberfeld.
339. Martin, Dr., Professor. Strassburg i. E.
340. Martin, stud. phil. Oberachern.
341. Masberg, Real.-Lehrer. Düsseldorf.
342. Mathias, Dr., Gymn.-Lehrer. Essen.
343. Mayer, Dr., Professor. Stuttgart.
344. Meinertz, Dr., Gymn.-Dir. Braunsberg.
345. Meister, Professor. Hadamar.
346. Menze, Dr., Gymn.-Oberl. Sangerhausen.
347. Mettlich, Real.-Lehrer. Trier.
348. Metzung, Dr., Gymn.-Oberl. Saargemünd.
349. Meurin, Adv.-Anwalt. Trier.
350. Meyer, Dr., Rector d. h. B. Langenberg.
351. Meyer, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Trier.
352. Meyer, Dr. Bruno, Professor. Carlsruhe.
353. Meyer, Gymn.-Oberl., Dirigent. Duderstadt.

354. Milz, Dr., Prof., Gymn.-Oberlehrer. Aachen.
355. Möhring, Prof., Gymn.-Oberl. Creuznach.
356. Moldenhauer, Gymn.-Lehrer. Cöln.
357. Möller, Gymn.-Lehrer. Metz.
358. Mönch, Gymn.-Lehrer. Boppard.
359. Morsbach, Dr., Gymn.-Lehrer. Trarbach.
360. Muhle, Gymn.-Oberlehrer. Birkenfeld.
361. Müldener, Bibliothekar. Göttingen.
362. Müller, Dr., Professor. Halle a. d. S.
363. Müller, Dr., Vorst. d. geogr. Instit. Gotha.
364. Müller, Dr., Professor. Erlangen.
365. Müller, Gymn.-Lehrer. Sigmaringen.
366. Müller, Real.-Lehrer. Trier.
367. Müller, Fabrikant. Trier.
368. Müller, cand. med. Berlin.
369. Müller-Strübing. London.
370. Müller-Van Volxem, Kaufm. Trier.
371. Mummenthey, Rector d. h. B. Altena.
372. Münch, Dr., Real.-Director. Ruhrort.
373. Münch, Seminardirector. Saarburg.

374. v. Nagy, Dr., Gymn.-Lehrer. Halle a. d. S.
375. Nelson, Real.-Lehrer. Düsseldorf.
376. Neumann, Dr., Privatdocent. Heidelberg.
377. Neuss, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Montabaur.
378. Niemann, Dr., Gymn.-Lehrer. Colmar.
379. Nissen, Dr., Professor. Strassburg i. E.
380. Nöldecke, Dr., Professor. Strassburg i. E.
381. de Nys, Oberbürgermeister. Trier.

382. Oberdick, Dr., Gymn.-Dir. Münster i. W.
383. Oberconz, Chemiker. Trier.
384. Oncken, Dr., Professor. Giessen.
385. Opitz, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Wernigerode.
386. Oppert, Dr., Professor. Paris.
387. Ortmann, Dr., Prof., Conrector. Schleusingen.
388. Osthelder, Studienlehrer. Kaiserslautern.
389. Osthoff, Dr., Professor. Heidelberg.
390. Oxé, Gymn.-Oberlehrer. Creuznach.

391. Paltzer, Stadtverordneter. Trier.
392. Pansch, Dr., Gymn.-Director. Eutin.
393. Panse, Gymn.-Lehrer. Sangerhausen.
394. Patheiger, stud. jur. Bonn.
395. v. Paulitzky, Redacteur. Trier.
396. Peiffer, Real.-Director. Metz.
397. Pertz, Gymn.-Director. Wetzlar.
398. Petry, Dr., Real.-Director. Remscheid.
399. Piro, Gymn.-Oberlehrer. Trier.
400. Plasberg, Progymn.-Rector. Sobernheim.
401. Pohl, Progymn.-Rector. Linz a. Rh.
402. Prast, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Barmen.
403. Preime, Dr., Real.-Director. Cassel.
404. Prien, Professor. Lübeck.
405. Probst, Dr., Prov.-Schulrath. Münster i. W.
406. Prym, Dr., Professor. Bonn.

407. Radermacher, Dr., Gymn.-L. Birkenfeld.
408. Raspe, Gymn.-Director. Güstrow.
409. Rau, Gymn.-Lehrer. Jülich.
410. Rautenstrauch, Kaufm. Trier.
411. Rehdepenning, Dr., Gymn.-L. Hannover.
412. Reimer, H., Buchh. (Weidmann). Berlin.
413. Reinhold, Töchterschullehrer. Trier.
414. Reinstroff, Dr., Professor. Hamburg.
415. Reudenbach, Kaufm. Trier.
416. Rethert, Dr., Real.-Lehrer. Düsseldorf.
417. Reusch, Dr., Professor. Bonn.
418. Reuschle, Dr., Professor. Stuttgart.
419. Richter, Gymn.-Professor. Zweibrücken.
420. Richter, Gymn.-Director. Jena.
421. Riechelmann, Gymn.-Director. Thann i. E.
422. Riester, Studienlehrer. Winnweiler.
423. Ritter, Baurath. Trier.
424. Rodenbusch, Real.-Lehrer. Crefeld.
425. Roderich, Gymn.-Lehrer. Prüm.
426. Rohde, Dr., Professor. Tübingen.
427. Röll, Dr., Töchterschullehrer. Darmstadt.
428. Rönsch, Archidiakonus. Lobenstein.
429. Rörsch, Professor. Lüttich.
430. Rosbach, Gymn.-Lehrer. Neuss.
431. Rosbach, Dr., Kreisphys. Sanitätsrath. Trier.
432. Rosenkränzer, stud. hist. Trier.
433. Ross, Gymn.-Lehrer. Trier.
434. Roth, Studienlehrer. Kaiserslautern.
435. Rothschild, Kaufm. Trier.
436. Rothschild, Adv.-Anwalt. Trier.
437. Rottmann, Kaufm. Trier.
438. Ruppersberg, Gymn.-Lehrer. Saarbrücken.

439. Sassenfeld, Gymn.-Lehrer. Trier.
440. Sattler, Auditeur. Trier.
441. Schacht, Real.-Director. Elberfeld.
442. Schädel, Dr., Gymn.-Lehrer. Büdingen.
443. Schady, Dr., Bibliothekar. Heidelberg.
444. Schäfer, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Birkenfeld.
445. Schäfer, Gymn.-Lehrer. Hannover.
446. Schäfer, Dr., Kreisschulinspector. Rheydt.
447. Schauenburg, Dr., Real.-Director. Crefeld.
448. v. Schäwen, Gymn.-Lehrer. Saarbrücken.
449. Schellen, Dr., Prof., Real.-Director. Cöln.
450. Scheuffgen, Director. Montigny bei Metz.
451. Schink, Dr., Gymn.-Lehrer. Neuhaldensleben.
452. Schläger, Dr., Gymn.-Lehrer. Eisenach.
453. Schlimbach, Real.-Lehrer. Frankfurt a. M.
454. Schlüter, Dr., Conrector. Hildesheim.

455. Schmelzer, Rentner. Trier.
456. Schmidt, E., Dr., Professor. Strassburg i. E.
457. Schmidt, Gymn.-Lehrer. Erfurt.
458. Schmidt, Reg.- und Schulrath. Metz.
459. Schmidt, Dr., Progymn.-Rector. Trarbach.
460. Schmitt, A., Dr., Buchhändler (B. G. Teubner). Leipzig.
461. Schmitt, Gymn.-Lehrer. Schweinfurt.
462. Schmitt, Rentner. Trier.
463. Schmitz, Gymn.-Lehrer. Montabaur.
464. Schmitz, Dr., Gymn.-Director. Cöln.
465. Schneider, Real.-Lehrer. Halberstadt.
466. Schneider, Dr., Real.-Lehrer. Frankfurt a. M.
467. Schneider, Dr., Professor. Gera.
468. Schneidewind, Professor. Eisenach.
469. Schöll, Dr., Professor. Strassburg i. E.
470. Schömann, E., Banquier. Trier.
471. Schömann, Th., Banquier. Trier.
472. Schommer, Gymn.-Lehrer. Düsseldorf.
473. Schönbrod, Adv.-Anwalt. Trier.
474. Schrader, Dr., Geh. Reg.- u. Prov.-Schulrath. Königsberg.
475. Schubach, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Coblenz.
476. Schüller, Dr., Gymn.-Lehrer. Aachen.
477. Schultess, Dr., Professor. Giessen.
478. Schumacher, Dr., Gymn.-Lehrer. Cöln.
479. Schütz, Dr., Professor. Trier.
480. Schwahn, Dr., Gymn.-Lehrer. Colmar.
481. Schwan, Dr. Giessen.
482. Schwarz, Reg.- u. Medicinalrath. Trier.
483. Schwarz, Gymn.-Lehrer. Schlettstadt.
484. Schweickert, Dr., Gymn.-Dir. M.-Gladbach.
485. Schwenger, Dr., Gymn.-Director. Aachen.
486. Schwerd, Oberpostdirector. Trier.
487. Seiwert, stud. math. Bonn.
488. Seuffert, Dr., Privatdocent. Würzburg.
489. Seyffarth, Reg.-Rath. Trier.
490. Sieberger, Prof., Real.-Oberlehrer. Aachen.
491. Silbereisen, Professor. Mannheim.
492. Simon, Buchhändler (Calvary & Co.). Berlin.
493. Simon, Dr., Rector. Kaiserslautern.
494. Sommer, Dr. Stolberg.
495. Sorgenfrey, Progymn.-Rector. Neuhaldensleben.
496. Spangenberg, Geh. Reg.-Rath. Trier.
497. Speck, Lehrer am Athénée. Luxemburg.
498. Spengler, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Cöln.
499. Spiess, Oberconsist.-Rath. Trier.
500. Spiess, Pastor. Stolberg.
501. Staadt, Kaufm. Trier.
502. Stadtmüller, Professor. Heidelberg.
503. Stahl, Dr., Professor. Münster i. W.
504. Staub, Dr., Arzt. Trier.
505. Steeg, Dr., Real.-Oberlehrer. Trier.
506. Steinbart, Dr., Real.-Director. Duisburg.
507. Steinbrück, Gymn.-Oberlehrer. Colberg.
508. Steinhard, Dr., Reallehrer. Frankfurt a. M.
509. Stengel, Dr., Professor. Marburg.
510. Steubing, Dr., Real.-L. St. Goarshausen.
511. Stich, Dr., Studienlehrer. Zweibrücken.
512. Stichter, Gymn.-Professor. Zweibrücken.
513. Stier, Gymn.-Oberlehrer. Wernigerode.
514. Strack, Dr., Professor. Berlin.
515. Studemund, Dr., Professor. Strassburg i. E.
516. Stünkel, Dr., Gymn.-Lehrer. Metz.
517. Sturm, Gewerbschullehrer. Crefeld.
518. Süpfle, Dr., Professor. Metz.
519. Syrée, Gymn.-Director. Sigmaringen.

520. Thannscheidt, Töchterschullehrer. Trier.
521. Thelen, Real.-Lehrer. Dülken.
522. Todt, Dr., Prov.-Schulrath. Magdeburg.
523. Tönnies, Gymn.-Lehrer. Düsseldorf.
524. Tröbst, Gymn.-Lehrer. Hameln.
525. Tücking, Dr., Gymn.-Director. Neuss.

526. Uhle, Dr. Dresden.
527. Uhlig, Dr., Gymn.-Director. Heidelberg.
528. Uppenkamp, Dr., Gymn.-Director. Düren.
529. Utsch, J., Rentner. Trier.

530. Veil, Dr., Gymn.-Lehrer. Stuttgart.
531. Veit Vallentin, Dr., Real.-L. Frankfurt a. M.
532. Velten, Gymn.-Lehrer. Elberfeld.
533. Verbeck, Dr., Seminardirector. Wittlich.
534. Vetter, Dr., Professor. Bern.
535. Viehoff, Dr., Rector. Düsseldorf.
536. Vielau, Dr., Gymn.-Lehrer. Bonn.
537. Vietor, Dr., Real.-Lehrer. Wiesbaden.
538. Vigelius, Schulinspector. Giessen.
539. Villatte, Dr., Gewerb.-Lehrer. Dortmund.
540. Vogt, Dr., Privatdocent. Greifswald.
541. Vogt, Dr., Gymn.-Director. Essen.
542. Vogt, Reg.- u. Schulrath. Trier.
543. Vogt, Töchterschullehrer. Trier.
544. Voiss, cand. med. Berlin.
545. Vorländer, Dr., Gymn.-Oberl. Saarburg i. L.
546. Voss, Gymn.-Lehrer. Düsseldorf.

547. Wachendorff, Dr., Gymn.-Oberl. Neuss.
548. Wackernagel, Dr., Professor. Basel.
549. Wagner, Professor. Lüttich.
550. Waldeck, Gymn.-Oberlehrer. Corbach.
551. Waldeyer, Dr., Gymn.-Director. Bonn.
552. Weber, Professor. Weimar.
553. Wegehaupt, Gymn.-Oberl. M.-Gladbach.

554. Wegener, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Magdeburg.
555. Weicker, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Zwickau.
556. Wendt, Real.-Lehrer. Lennep.
557. Wenzel, Dr. Mainz.
558. Wesendonk, Dr. Leipzig.
559. Wesener, Dr., Gymn.-Lehrer. Colmar.
560. Westenberger, Gymn.-Lehrer. Hadamar.
561. Westerburg, Gymn.-Lehrer. Barmen.
562. Wiedel, Dr., Real.-Lehrer. Cöln.
563. Wiel, Dr., Gymn.-Lehrer. Cöln.
564. Wildermann, Dr., Gymn.-Oberl. Diedenhofen.
565. Wilczewski, Gymn.-Lehrer. Coblenz.
566. Wingen, Gymn.-Lehrer. Trier.
567. Winkelsesser, Gymn.-Oberlehrer. Detmold.
568. Winkler, Gymn.-Lehrer. Jülich.
569. Winzer, Dr., Professor. Mannheim.
570. Wirz, Dr., Prorector. Zürich.
571. Wiskemann, Gymn.-Lehrer. Marburg.
572. Wissing, Gymn.-Lehrer. Prüm.
573. Wittich, Dr., Real.-Oberlehrer. Cassel.
574. Wittmann, Dr., Gymn.-Director. Büdingen.
575. Wolff, Real.-Lehrer. Frankfurt a. M.
576. Wollseifen, Dr., Gymn.-Director. Crefeld.
577. Wulfert, Dr., Gymn.-Director. Creuznach.

578. Zahn, Gymn.-Director. Mörs.
579. Zell, Adv.-Anwalt. Trier.
580. Ziemer, Dr., Gymn.-Lehrer. Colberg.
581. Ziller, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Magdeburg.
582. Zillikens, Kreisschulinspector. Eupen.
583. Zimmer, Dr., Privatdocent. Berlin.

Festschriften und Geschenke.

1. **F. Bücheler**, Dr., Prof. *Senecae epistulas aliquot ex Bambergensi et Argentoratensi codicibus edidit.* 66 S. 8. (Präsidialfestschrift.)
2. **H. Usener**, Dr., Prof. *Legenden der Pelagia.* 58 S. 8. (Festschrift der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn.)
3. *Festschrift der 16. Versammlung Rheinischer Schulmänner.* 194 S. 8. (Inhalt: Dr. Blasel: Die allmähliche staatsrechtliche Competenzerweiterung der Tribut-Comitien; Dir. Dr. Jäger: Ludwig Uhland; Dir. Dr. Schmitz: Studien zu den Tironischen Noten; Dir. Dr. Vogt: Kritische Bemerkungen zur Geschichte des Gildonischen Krieges; Dr. Dieckmann: Ueber die Zerlegbarkeit der Kegelschnittgleichungen; Dr. von der Heyden: Ueber die Kennzeichen der Theilbarkeit einer Zahl durch Zahlen von der Form $pn \pm 1$ und deren Theiler; Dir. Dr. Münch: Die innere Stellung Marlowe's zum Volksbuch von Faust; Crecelius: De Antonii Liberi Susatensis vita et scriptis commentatiuncula; Prof. Dr. Förster: Ueber die Polymorphie der Gattung Rubus; Dir. Prof. Dr. Eberhard: Analecta Babriana.)
4. *Festschrift des Kgl. Gymnasiums und der Städt. Realschule zu Trier.* 183 S. 8. (Inhalt: Prof. Flesch: Resultate der meteorologischen Beobachtungen zu Trier in den Jahren 1849—1879; Dr. Fritsch: Einige Oden des Horaz in neuer Form übertragen mit kritischen Bemerkungen; Kiy: Die Kantschen Kategorien und ihr Verhältniss zu den Aristotelischen; Dr. Steeg: Eine chemische Reaction verbunden mit einer sichtbaren Bewegung; Beckmann: Die geometrischen Grundgebilde und ihre perspectivische Verwandtschaft; Keuffer: Bruchstück eines altfranzösischen Gedichtes [Manuscript der Stadtbibliothek zu Trier].)
5. *Trier und seine Sehenswürdigkeiten,* mit einem Stadtplane.
6. *Festlieder zum 34. deutschen Philologentage.*
7. **Heerdegen**, Dr., *Die Idee der Philologie.*
8. **J. Kvičala**, Prof., *Studien zu Euripides mit einem Anhange Sophokleischer Analekten.*
9. *Epigraphica,* Begrüssungsschrift des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande.
10. *Rheinisches Museum für Philologie,* herausgeg. von O. Ribbeck u. F. Bücheler; XXXIV. Bd. 3. Heft.
11. *Fragmente einer mittelhochdeutschen Uebersetzung der Ilias.*
12. **K. Weinholtz**, Dr., *Ideismen* Dritte Abtheilung.
13. **Oppert**, Dr., *On the Classification of languages.*
14. **Muhl**, *Symbolae ad rem scenicam Acharnensium aviumque Aristophanis fabularum.*
15. **Krüger**, *Kleinere griechische Sprachlehre.*
16. **Scherer** und **Schnorbusch**, *Griechisches Uebungsbuch für Quarta und Tertia.*
17. **Othmer**, *Vademecum.*
18. **Bruch**, *Hellas.*
19. **Bruch**, *Uebersetzung der Tragödien des Sophokles.*
20. *Die Verhandlungen der preussischen Directoren-Conferenzen.* Bd. I.
21. **Crecelius**, *Essener Glossen.*
22. *Der Verlag von Friedberg und Mode* in je 5 bis 20 Exemplaren.
23. **Egenolff**, Prof., Ἰωάννου Φιλοπόνου περὶ τῶν διαφόρως τονουμένων καὶ διάφορα σημαινόντων.

Erste allgemeine Sitzung.

Mittwoch, den 24. September, Vormittags 9 Uhr im grossen Kaufhaussaale.

Der Präsident, Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Fr. Bücheler eröffnet die Sitzung mit folgender Anrede:

Hochansehnliche Versammlung!

Werthe Herren und Genossen!

Als Sie im vorigen Jahr zu Gera tagten, haben Sie Trier zum Ort der Versammlung für dies Jahr bestimmt und mir die dazu nöthigen Schritte zu thun aufgetragen. So haben denn mein in Trier seit lange wohnhafter und besonders erfahrener College Herr Dronke und ich mit Genehmigung und Unterstützung der königlichen Staatsregierung, unter freundlichem Entgegenkommen der städtischen Behörden und der Bürgerschaft die Vorbereitungen getroffen, welche hoffen lassen dass Sie an diesem Sitz, der vor 1500 Jahren das andere Rom war, angesichts der auf Sie herabblickenden stummen Zeugen des Alterthums, der heute noch gerade so still rauschenden amoena fluenta Mosellae durch Erfrischung und Anregung des Geistes für fernere Arbeit in Schule und Wissenschaft gedeihliche Tage verbringen.

Einer der Begründer der römischen Monarchie, M. Agrippa bekannte dass er ein gut Theil seiner Lebensweisheit und Tüchtigkeit zu verdanken habe jenem Spruch: Durch Eintracht wachsen kleine Dinge, durch Zwietracht vergehen die grössten. Das Bild dieser Versammlung stellt eine Einheit dar, die, wär' es bloss der Rückstand unserer Vergangenheit, schmerzliche Sehnsucht wecken müsste, beim Ausblick in die Zukunft aber der gesammten Philologie durch die vielseitige Entwicklung der verschiedenen Zweige neue Befruchtung des einen vom andern, durch die Mannigfaltigkeit der gegenseitigen Einwirkungen und den Wechsel der Theilverbindungen noch üppigeres Wachsthum und reichste Blüthe verheisst. Vor 200 Jahren war der Philologe trium linguarum peritus, des Hebräischen so kundig wie des Griechischen und Lateinischen; die deutsche Philologie ist kaum 60 Jahre alt, und doch scheint ausgestorben das Geschlecht, wo es Forscher gab gleich namhaft in dieser wie in der classischen Philologie; schon werden das griechische und römische Alterthum im Unterrichtssystem benachbarter Staaten als für sich bestehende, in sich abgeschlossene Studienkreise von einander gesondert. Geschieden sind bei uns in Amt und Wirken Orientalist, Germanist, wer herkömmlich den Namen φιλόλογος führt, und eigens benannte Spielarten der Sprach-, Literatur- und Alterthumsforschung: diese Versammlung fasst sie alle zusammen zu einer Gemeinschaft, wie sie ausser ihr nirgends

besteht, von so vielen, die éine Wissenschaft in so viel Formen, auf so viel Stufen vertretenden Männern.

Und könnte solche Gemeinschaft auch keinen andern Nutzen stiften, schon der festere und geschütztere Stand nach aussen gegen alles was drängt und widerstrebt, hat seinen Werth. Uns Philologen trägt ja keine grosse Popularität, auch seitens der 'guten Gesellschaft' keine sonderliche Gunst: unsere Gänge führen weg von den betretensten Wegen, unsere Arbeit dient nicht den Interessen des Tages: eine Ausstellung, durch welche die Anwendung der philologischen Wissenschaft auf die Industrie oder socialen Fortschritte der Gegenwart illustrirt würde, dürfte schwer fallen. Es sind immer nur einzelne Epochen gewesen, wo von besonderen Verhältnissen bedingt die ganze Nation jene Theilnahme an der Philologie durchdrang, dass jeder fähige Geist ihr entweder fördernde Thätigkeit oder doch aufmerksame Betrachtung zuwandte, wie in Italien als die Antike wieder geboren ward, oder zur Zeit Hugo Grotius', als der niederländische Freistaat wie von Macht und Reichthum so von Kunst und Wissenschaft den vollsten Besitz anstrebte, wie bei uns um die Wende dieses Jahrhunderts, als jeder Schritt den die vaterländische Literatur vorwärts that, den Blick rückwärts zu den Alten zu kehren zwang. Sehen wir ab von solchen Perioden des allgemeinen Enthusiasmus, so unterliegt auch in den für Wissen und Denken überhaupt empfänglichen Kreisen die Werthschätzung der Philologie Schwankungen von kürzerer Dauer, je nachdem die Ereignisse mit ihren Eindrücken und Stimmungen den Volksgeist mehr nach innen und in die Tiefen oder nach aussen und in Seitenwässer treiben. Mir scheint die Thatsache unleugbar und auch für Andere eine ernste Mahnung, dass in Frankreich nach dem Unglück des letzten Krieges die philologischen Studien, sowohl was die Zahl der Köpfe betrifft, die sie beschäftigen, wie was die Eindringlichkeit der Behandlung, einen weit grösseren Spielraum erlangt haben und in gewaltigem Aufschwung begriffen sind. Unsere Wissenschaft gleicht ein wenig dem alten Eichbaum, den man bei gutem Wetter unbemerkt am Wege stehen lässt, unter dem man gerne Schutz sucht, wenn die Sonne sticht und ein Platzregen einfällt. Unter gewöhnlichen Umständen bedarf es für den Aussenstehenden schon eines weiteren und umfassenderen Blicks als er in den meisten praktischen Berufsweisen geübt zu werden pflegt, um an der Philologie mehr als zünftige Gewohnheit oder gelehrte Neigungen, um auch den wirthschaftlichen und sittlichen Werth dieses geistigen Erwerbs für das Volk zu schätzen. Dabei muss ich freilich gestehen dass wir Philologen heute nicht gerade viel Lust zeigen oder viel Mühe aufwenden, um das allgemeine Interesse für unsere Arbeiten wach, um uns in innigem Zusammenhang zu halten mit allen der Belehrung und Anregung von dieser Seite zugänglichen Elementen des Volkes. Lassen Sie mich nur auf ein Kleines hinweisen, die Mangelhaftigkeit unserer Uebersetzungsliteratur, welche Jeder als eines der besten und erfolgreichsten Mittel für jenen Zweck anerkennen wird. Bei classischen Werken folgt eine Ausgabe der andern, welche den Text nach neuen Hilfsmitteln oder besserer Einsicht berichtigend immer ein wenig dem Urbild näher bringt, welche das Verständniss durch Erklärung der einen oder andern bisher dunklen Stelle ein wenig fördert, oft auch ohne eigentliche Förderung nur diesem und jenem Leser oder Anfänger nach deren verschiedenem Standpunkt leichter und bequemer macht. Dass es verdienstlich wäre, die Uebersetzungen der Meisterwerke in ähnlicher Weise wie jene der Kritik oder Auslegung dienenden Editionen methodisch zu verbessern oder zu vervollkommnen, der Gedanke scheint Niemandem zu

kommen. Oder wäre der Nutzen einer solchen Veredlung nicht dem minimalen Ertrag eines zum 100sten Mal in andere Form gegossenen Schulcommentars zu vergleichen? Es fehlt in unsern Reihen doch nicht an Männern, welche zugleich wissenschaftliche Kenntniss und künstlerisches Talent besitzen, um als Uebersetzer sowohl dem Geschmack wie der Gelehrsamkeit genug zu thun. Aber jetzt wird die Verdeutschung meist willkürlich betrieben, ohne die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, die man von jeder philologischen Arbeit fordert, etwa so wie der Kohl ins Kraut schiesst, von Handwerkern aus unserer Sippe oder von poetischen Dilettanten. Auch Meister, welche Bedenken tragen würden ein Citat den Fachgenossen anders als in genauester Fassung vorzulegen, achten es, wenn sie dem grösseren Kreise Uebersetzungen darbieten, nicht für unerlaubt aufs Bequemste sich der Last zu entschlagen, als ob der Massstab für diese Kunst in Deutschland heute durch jene fabrikmässigen Hudeleien gegeben wäre, deren weiteste Verbreitung des Schülers Freude, aber des Lehrers Grämen ist. Wie wenig mustergiltige Uebersetzungen besitzen wir! Für die Vielen, welche z. B. den Properz im Original nicht geniessen können, bleibt ein bestes Stück römischer und aller Poesie in Lethe's Fluth begraben. Aber mehr als alles Einzelne bedauere ich für meinen Theil, da eine vollendete Uebertragung nicht sein kann ohne vollendetes Verständniss des Urtextes, hierfür aber die Philologen der Nation aufzukommen haben, dass einflussreiche Erzieher der akademischen Jugend von dieser Bahn ganz abdrängten, indem sie das Uebersetzen als eitles, von der Wissenschaft abziehendes Spiel darstellten und widerriethen.

Jede Wissenschaft bedarf, um auf die Dauer frisch und fröhlich zu gedeihen, nicht bloss der Arbeiter die sie selbst ausbauen und erweitern und verzieren, sondern auch solcher, welche mit Fleiss und mit Geschick die Verbindung mit der gesammten Bildung und dem Leben des Volkes unterhalten, und nicht bloss erhalten, sondern in dem Masse wie die Wissenschaft selber wächst, zu mehren und zu stärken suchen von den Punkten aus, wo jene Bedürfnisse zu befriedigen, dem Geschmack zu willfahren, Neigungen hervorzulocken im Stande ist. Nur dass nach einem geschichtlichen Gesetz, wie es scheint, je mehr Kraft ein Geschlecht der ersteren Aufgabe zuwendet und verbraucht, beispielsweise das jetzige in der griechischen und lateinischen Philologie für minutiöse Detailforschung, es desto leichter die letztere verabsäumt und einer gewissen Missachtung preisgibt. Nun aber haben wir für die Philologie die innigste nachhaltigste durchgreifendste Verbindung mit der nationalen Bildung als Erbtheil aus der Humanistenzeit überkommen, das Regiment in der Schule. In unserer Versammlung bilden die Schulmänner das grösste Contingent, und auf ihnen vorzüglich beruht die Hoffnung, wenn in diesen Tagen hier ein gutes Samenkorn ausgestreut wird, dass es Frucht trage insgemein. Dass der Wissenschaft jene Verbindung unbeschreiblich vortheilhaft war und ist, daran zweifelt Niemand, aber auch die Nation, denk' ich, hat keinen Grund sie zu bereuen. Denn mag man die Fortschritte unserer politischen Entwickelung ins Auge fassen oder die ganze geistige Production Deutschlands in der Gegenwart und ihr Gewicht mit den übrigen Culturvölkern vergleichen, weder kann der Einsichtige daraus folgern, dass es nothwendig sei die Grundlagen des Erziehungssystems, das zu dem Ende geführt hat, zu ändern, noch ein Pessimist den ursächlichen Zusammenhang zwischen jener Erziehung und jenen Erfolgen der Nation verneinen. Wenn ich diesen Ausdruck einer persönlichen Meinung an diesem Ort mir gestatte gegenüber den Stimmen die jetzt immer zahlreicher und lauter und stürmischer

werden, deren Echo vielleicht auch in unsern Versammlungsräumen nachklingen wird, so geschieht es, um Denjenigen, welche die Ansicht theilen, dass eine einheitliche Vorbildung der leitenden Stände nothwendig, die beste Vorbildung des menschlichen Geistes aber die Erkenntniss der grossen alten Geister ist, um diesen die Frage vorzulegen, das ohne Unterlass behandelte Problem wieder einmal zur Behandlung zu empfehlen: wie fangen wir es an, den classischen Unterricht in den Schulen seinem Zweck entsprechender zu gestalten? Denn dass er an erheblichen Mängeln leidet, ist das was den Angriffen der Gegner ein Recht gibt, was ich als unleugbar annehme, ohne dass ich durch sichere Exempel hier es zu beweisen versuche. Aber ich bin ganz geneigt zu glauben dass in die Schuld der Mängel sich die Universitäten mit den Gymnasien theilen: also, wie fangen wir es an, für jenen Beruf die Lehrer besser auszurüsten, den philologischen Lehrer gemäss den tieferen Einsichten und höheren Ansprüchen für die Zukunft zu bilden, qualem nequeo monstrare et sentio tantum? Die akademische Studienzeit, sollte sie auch um ein oder zwei Semester länger normirt werden können, wird in der Regel doch eine beschränkte bleiben; das einzelne Menschenhirn fasst heute schwerlich mehr als vor 25 Jahren. Und doch zu welchem Umfang hat sich in diesem Zeitraum, wie ich selbst erfahren, die Betrachtung und akademische Lehre des Alterthums ausgedehnt, welche in der schulmännischen Praxis schaffend wirken soll! Erst seitdem ist die kritisch-exegetische Methodik und Technik allgemein als das principielle Element aller Philologie anerkannt und eingeführt; aber wie der Weg durch diese Disciplin die Erfassung der alten Sprachen und Literaturen in ihrer Gesammtheit nicht beschleunigt, so scheint er das Individuum öfters daran gänzlich zu behindern und in eine Enge des wissenschaftlichen Horizontes zu bannen, welche den Schulen grossen Schaden bringt und auf den Universitäten rechtzeitig verhütet und scharf bekämpft werden muss. Erst seitdem ist die vergleichende Sprachwissenschaft, deren gewiss auch auf griechischem und lateinischem Sprachgebiet kein Forscher mehr entrathen kann, dermassen erstarkt und ausgebreitet, dass Vertreter derselben die Forderung aufstellen konnten, dass ihr nicht bloss im Lehrplan sondern auch in den staatlichen Prüfungen aller Philologen ständig ein Platz angewiesen werde. Anlass genug sich zu wundern über die Bescheidenheit der Archäologen, die meines Wissens bisher nicht den gleichen Anspruch öffentlich erhoben haben, obgleich ihr Studienbereich inzwischen auch gross und mächtig genug geworden, um im Universitätsorganismus eine Disciplin für sich zu begründen, obgleich ohne diese die Idee der Philologie nur kleinlich und niedrig gedacht werden kann, obgleich seit 100 Jahren die Kunstgeschichte einen sicheren und wohlthätigen Einfluss geübt hat auf Geschmack und Sinn der Nation, so dass Unkunde dieser Art dem Lehrer der die Jugend in das Alterthum einführen soll, wohl am wenigsten ziemt. So viele Dinge und mehr noch sind jetzt für den Philologen theils nothwendiger theils wünschenswerthester Besitz geworden zu dem ererbten Pflichttheil, der Herrschaft über die alten Sprachen und einer ordentlichen Kenntniss ihrer Schriftwerke, dem Grundstock alles philologischen Vermögens. Gewiss kann recht viel davon für reifere Jahre vorbehalten werden und nachgeholt, wofern während der Studienzeit nur ein Funke des heiligen Feuers, wenigstens der Trieb geweckt ward, der den Geist niemals stille stehen lässt; indess allen Anfang nennt das Sprichwort schwer, gerade dafür frommt die Hilfe, und nicht hoffnungsvolle Intelligenzen allein machen die Schule aus, sondern im Verein mit einer wirklichen die sie belebt und leitet. Der erste Schritt ist freilich gethan, fast an allen

Hochschulen kann der künftige Lehrer vollauf mit jenen Disciplinen sich bekannt machen. Es erübrigt was dreimal so schwer ins Werk zu setzen ist, dass die Gelegenheiten durchgängig gut benutzt, dass dem volleren Stoff durch straffere Lehrweise begegnet, dass der Abstand vom strengen Fachmann zum Dilettanten oder Laien durch Zwischenstufen vermittelt, mit einem Wort, dass die Dinge in das rechte Gleichgewicht gebracht werden, nicht der Wissenschaft halber, die ins Unendliche von jedem Punkt aus sich dehnt, nicht des Individuums, das ungebunden in der Wahl und Art der Arbeit dieselbe auch doppelt zu machen Zeit finden mag, wenn es sie erst am falschen Ende begonnen und verfehlt hat, sondern im Interesse der Schule, welche von der bürgerlichen Gemeinschaft bestimmte Aufgaben zugemessen erhielt, denen die in begrenzter Zeit auszubildenden Lehrer gleichmässig genügen sollen. Um jene Angelegenheit zu regeln, haben mehrere Factoren zusammen zu wirken; ich lege das grösste Gewicht auf eine Verständigung der berufensten Männer, wie diese Versammlung sie einschliesst, weil die moralische Wirksamkeit eines solchen Einverständnisses alles was unsern eigenen Sonderansichten und Methoden, dem Studiengang der jungen Fachgenossen, den von aussen kommenden Verordnungen Beschränktes oder Verkehrtes anklebt, am ersten entkräften und tilgen kann. Möge auch diese Frage des Compromisses von Wissenschaft und Schule in unseren Zusammenkünften Klärung erfahren!

Der Tod hat in diesem Jahr wiederum viele würdige und verdiente Männer aus unsern Reihen gerissen. Am 25. März starb zu Greifswald Georg Friedrich Schoemann, der Veteran den in seinen letzten Lebensjahren unsere Versammlungen durch einen Gruss zu ehren und zu erfreuen sich beeiferten. Verschieden sind ferner Director Rehdantz zu Creutzburg in Schlesien, Prof. W. Weissenborn zu Eisenach, Prof. Th. Ladewig einst zu Neustrelitz, Prof. Savelsberg zu Aachen, Director H. Lehmann zu Neustettin, Director Hertzberg und Bibliothekar Dr. Kohl zu Bremen, Director Glagau zu Stettin, der Buchhändler Engelmann und Prof. Gustav Haenel zu Leipzig, Prof. Keim zu Giessen, Prof. Diestel zu Tübingen, der Generalconsul Blau in Odessa, der Schulrath dieser Provinz v. Raczek in Coblenz, der Jurist Osenbrüggen in Zürich. Wie schon von diesen einige unserm Beruf ferner standen, so haben auch zahlreiche Schriftsteller von andern Gebieten der Philologie oder der Schule Nutzen gebracht, die dies Jahr abgerufen: der zu Rom verstorbene Architekt Semper, von den Philosophen der Königsberger Rosenkranz, als Verfasser des geographischen Lehrbuchs der Kriegs- und Staatsmann Graf Roon seien gleichfalls in dankbarer Erinnerung hier genannt. Jene alle und wer weiss wie viele, deren bescheidenes Wirken die Oeffentlichkeit oder deren rechte Bedeutung der Einzelne nicht bemerkt, sie entzog der Thätigkeit, durch welche sie uns verbunden waren, die Nacht und der ewige Schlaf. Uns scheint noch der Tag und ruft uns zur Arbeit:

Ich erkläre die XXXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hiermit für eröffnet.

Der Herr Oberpräsident der Rheinprovinz, Excellenz von Bardeleben erhält das Wort und begrüsst als Vertreter der Regierung die Versammlung, die aus den Vertretern jener Wissenschaften bestehe, die uns die Weihe des Ideals erhalte; er begrüsst die Anwesenden auch als deutsche Philologen, als geistig hochstehende Männer aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes. „Die äussere Form unseres nationalen Lebens haben wir gefunden; an der Wissenschaft und an deren Vertretern ist es nun, dieser Form einen idealen

Inhalt zu geben. Einigkeit und Liebe möge sie bei diesem Werke begleiten! Kein Ort des deutschen Vaterlandes ist für den Philologen von grösserem Interesse als Trier: hier befindet er sich auf dem klassischen Boden, umgeben von den zahlreichen Resten des römischen Alterthums. Manche Anregung ist in dieser Beziehung zu erwarten. Dass es auch an geselligen Freuden nicht fehle, dafür wird die rheinische Gastfreundschaft und Fröhlichkeit sorgen! Die Verhandlungen aber möge reicher Segen begleiten zum Wohle unseres gemeinsamen Vaterlandes!"

Die Versammlung erhebt sich zum Zeichen des Dankes für den Gruss des ersten Beamten der Provinz.

Herr Oberbürgermeister de Nys von Trier heisst die Versammlung im Namen der Stadt und des Local-Comités willkommen, indem er ebenfalls die Bedeutung Trier's für die Philologen betont, das für die wissenschaftliche Forschung so zahlreiche Anhaltspunkte biete. Die gesammte Bürgerschaft habe sich gefreut, als es bekannt geworden sei, dass die XXXIII. Versammlung deutscher Philologen in Gera Trier zum diesjährigen Versammlungsplatz erwählt habe. Das Local-Comité habe sich bemüht, den Gästen während der Tage der Versammlung einen möglichst angenehmen Aufenthalt zu bieten; sollte nicht Alles nach Wunsch ausgefallen sein, so bitte er um freundliche Nachsicht. Er wünsche, dass die Arbeiten der Versammlung reiche Früchte bringen mögen, und dass diese sich als ein werthvolles Glied in der schönen Kette anerkennenswerther Leistungen der Philologie anreihen mögen. In diesem Sinne heisse er die Versammlung willkommen.

Nach den Vorschlägen des Präsidenten Prof. Dr. Bücheler wird hierauf von der Versammlung über das Secretariat Bestimmung getroffen. Dieselbe wählt die vier im Mitgliederverzeichniss vorab genannten Herren zu Schriftführern.

Der zweite Präsident, Realschuldirector Dr. Dronke verliest das Schreiben Sr. Exc. des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten:

Berlin, den 2. August 1879.

Für die durch das gefällige Schreiben des Präsidiums vom 23. v. Mts. mir zugegangene Einladung zu persönlicher Theilnahme an der diesjährigen Versammlung deutscher Philologen und Pädagogen in Trier verfehle ich nicht meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Es würde mir zur Freude gereichen, bei einer Versammlung anwesend zu sein, von welcher ich hoffe, dass sie nicht nur durch ihre Verhandlungen das vaterländische Schulwesen fördern, sondern insbesondere durch die glückliche Wahl des Ortes und durch die Bemühungen des Präsidiums dazu beitragen wird, anschauliche Kenntniss wichtiger römischer Alterthümer in weite Kreise des Lehrstandes zu verbreiten; aber zu meinem Bedauern machen meine amtlichen Geschäfte mir die persönliche Theilnahme unmöglich.

Puttkamer.

An das Präsidium der 34. General-Versammlung
deutscher Philologen und Pädagogen.
z. H. des Herrn Professor Dr. Bücheler
Hochwohlgeboren
Bonn.

Hierauf theilt er mit, dass die Herren Ministerialdirector Dr. Greiff, Ministerialräthe Dr. Bonitz, Dr. Göppert, Dr. Stauder, Dr. Schöne, Dr. Gandtner und Dr. Wehrenpfennig bedauern, der Versammlung wegen ihrer Amtsgeschäfte nicht beiwohnen zu

können, und dass sie die Versammlung begrüssen lassen. An Geschenken seien zahlreiche Schriften zugegangen, deren Ueberweisung an die einzelnen Sectionen er beantragt, welchen Vorschlägen die Versammlung zustimmt. Hierauf macht er geschäftliche Mittheilungen über die Festfahrten und benachrichtigt die Versammlung, dass die Subscriptionslisten zu den Verhandlungen auflägen, und dass eine Aufforderung zur Errichtung eines würdigen Grabschmucks für den verstorbenen Gymnasialdirector Dr. Rehdantz, sowie zum Beitritt zu dem preussischen Beamten-Verein der Versammlung zugegangen seien und den Mitgliedern zur Einsicht offen lägen.

Der Präsident Prof. Dr. Bücheler bittet die Versammlung um die Ermächtigung, ein Glückwunschtelegramm an die am 25. September zu Pompeji zur Feier des Centenariums der Zerstörung der genannten Stadt stattfindenden Versammlung italienischer Philologen zu entsenden. Die Genehmigung wird ertheilt. Das Telegramm lautet:

Michele Ruggiero, Direttore degli scavi, Napoli Museo nazionale.

Philologi Germaniae qui Treveros convenerunt sexcenti Italis saecularem urbis Pompeianae memoriam celebrantibus, quod dirutam urbem in lucem revocarunt et revocare pergunt, congratulantur lubentes bene meritis. Ex decreto conventus praesides

Buecheler professor Bonnensis. Dronke director Trevir.

Auf dasselbe langte am Freitag die Antwort ein:

Philologorum Germaniae conventui Treviris habito de saeculari urbis Pompeianae memoria lubenter gratulanti innumeras agit gratias ac quam plurimam salutem dicit etiam nomine Iosephi Fiorelli ac Iulii de Petra Michael Ruggiero effossionum director.

Es erhält das Wort Herr Museumsdirector Dr. Hettner aus Trier zu dem angekündigten Vortrag:

Das römische Trier.

Triers Lage, seine Entfernung vom Rheinstrome und doch die Möglichkeit denselben schnell zu erreichen, liessen es in der Zeit, als es nicht mehr galt die Grenzen des römischen Reiches vorzuschieben, sondern das Eroberte festzuhalten, als die Hauptgefahr für den Westen drohte von den Germanen jenseits des Rheines, zur Westresidenz der Monarchie werden. Hier konnten die Kaiser geschützt vor dem ersten Anprall der germanischen Schaaren und ruhiger als unter dem Soldatengetümmel der grossen Rheinfestungen im „Schoose des Friedens“ weilend, doch in wenigen Stunden an der Stelle der Entscheidung sein; von hier aus haben Maximian und Constantius, Constantin und seine Söhne, haben Valentinian und Gratian und Gratians Mörder Maximin die Geschicke Galliens, Britanniens, Spaniens, Africas geleitet. Durch ihren Machtspruch erhoben sich hier jene prächtigen Bauten, deren stolze Ruinen noch heute Triers Zierde bilden. Bis dahin war Trier in seiner Entwicklung wahrscheinlich nicht voraus den rheinischen Städten: Argentoratum, Mogontiacum, Colonia Agrippinensis; aber während jenes Lagerstädte waren, die in sich eine aus allen Himmelsgegenden zusammengewürfelte, an Sitte und Glauben verschiedene Menschenmenge vereinigten, war Trier der Sitz einer eingebornen Bevölkerung, die sich ernährend durch Ackerbau und Handel einer ruhigeren Entwicklung erfreute.

Trier ist wahrscheinlich unter Claudius gegründet; seine Entstehung unter Augustus anzunehmen, wie man früher verlockt durch den Namen colonia Augusta Treverorum hat, verbietet die Art, wie Agrippina in den Tagen des Regierungsantrittes des Tiberius

von den Treveren spricht und sie als externae fidei bezeichnet. Dagegen wird in den Kämpfen des Civilis Trier ausdrücklich Colonie genannt.

Die Versuche, welche gemacht worden sind, den Umfang der ersten Anlage zu bestimmen (Leonhardy, Geschichte Triers S. 133), welche sich nicht auf Bodenfunde besonders alterthümlichen Gepräges stützen, sondern nur dem Laufe der heutigen Strassen folgend, ein in der Mitte der Stadt gelegenes Rechteck ausschneiden, kann ich billig übergehen. Nach Norden hin, glaube ich, hat ein Mauerzug in der Linie der Porta nigra immer den Abschluss gebildet; denn es bliebe sonst unverständlich, warum der römische Leichenacker erst vor der Porta nigra beginnt und man innerhalb der Mauer niemals auf Gräber gestossen ist. Nach Westen wird immer die Mosel den Abschluss gebildet haben; dagegen könnten die Mauern nach Süden und Osten mehrfach verschoben worden sein. — Als cardo maximus ist eine bei Neubauten mehrfach zu Tage getretene Strasse anzusehen, welche bei der Porta nigra beginnend, die Stadt schnurstracks durchschneidet. Mit der Aufzählung der übrigen Strassen dagegen darf ich Sie nicht behelligen, da sie zu einem Gesammtbild sich nicht vereinigen lassen. Wenn seit den Jahrhunderten, wo das moderne Trier sich auf den Resten des alten erhebt, und fast bei jedem Neubau römisches Mauerwerk aufgefunden wird, unsere Antiquare: Browerus und Masenius, Wiltheim und Hontheim diese Mauerzüge mit der Sorgfalt verzeichnet, die sie den noch als Ruinen stehenden Bauten, den Inschriften und Sculpturen gewidmet, würden wir zu einer Reconstruction der antiken Stadt gelangen können; jetzt ist diese Hoffnung über Bord zu werfen; nur über die wenigen, im Süden und Osten gelegenen Theile, um welche die antike Stadt die heutige überragte, wird sich noch einiges ermitteln lassen.

Aus der ersten Periode der Stadt kennen wir weder die Lage des Forums, noch die der Tempel, der Curie, der Basilica; nur gehören vielleicht in diese Zeit die Pfeiler der Moselbrücke, welche wenigstens sicher römischen Ursprungs sind. Und fassen wir den Rahmen weiter und umfassen die zwei ersten Jahrhunderte, so ist hier auch des Amphitheaters Erwähnung zu thun, welches, wie dessen ausserordentlich sorgfältige Bauart zeigt, früher als die andern Trierer Bauten entstanden ist. — Das Amphitheater liegt im äussersten Südosten der Stadt; der östliche Halbkreis lehnt sich an einen natürlichen Hügel an, der westliche dagegen ist, wie die von Herrn von Wilmowsky in den sechziger Jahren daselbst veranstalteten Ausgrabungen (vergl. Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen für das Jahr 1855 S. 3 ff.) ergeben haben, künstlich aufgeführt. Es ist heute wenig mehr erhalten: nur die Arena nebst einer bis zum Beginn der Sitzreihen führenden Mauer, die Reste der Thierkäfige, ferner am Ende jeder Seite der Arena je ein dreithoriger Eingang. Die Eingänge sind durch mächtige Thürme, die den Druck der Erdmassen abhalten, flankirt. Von den Thoren führt das mittelste in die Arena, die beiden anderen zu den Zuschauersitzen. Zu letzteren gelangte man auch durch zwei tunnelartige Eingänge von der Stadtseite aus. Die Arena ist grösser als die Pompejanische, kleiner als die des Colosseums. Die Zahl der Zuschauerplätze wird sich nicht mehr bestimmen lassen; auch die Wilmowsky'schen Ausgrabungen geben meines Erachtens zu einer Berechnung nicht genügenden Anhalt. Und ebenso wenig wissen wir über den Aufbau und Aussenbau des Gebäudes. Denn wenn Wilmowsky zur Reconstruction derselben eine Zeichnung, welche Clotten im Hemmerode'schen Kloster aufgefunden haben will, herbeizieht, so erweist eine genaue Betrachtung dieser Zeichnung und eine Würdigung des

schlechten Leumunds Clottens, der als Inschriftenfälscher schon längst bekannt, sich auch als Fälscher von Zeichnungen erweisen lässt (Siehe die Abbildung in Wyttenbach's Versuch einer Geschichte Triers I S. 109 An. 61), diese als elendes Falsificat.

Das Dunkel, welches die Geschichte der Entwicklung der Stadt umhüllt, beginnt sich erst zu lichten seit den Tagen, wo die Kaiser hier ihre Residenz aufschlagen. Namentlich wird Constantin als Förderer der Stadt genannt; es ist der Panegyriker Eumenius, der ihn als solchen preist. Die Stadt könne sich freuen, dass sie in Trümmer gefallen, da sie in grösserem Umfange und in stattlicherer Gestalt sich jetzt von neuem erhebe. „Ich sehe hier", ruft Eumenius, „einen Circus maximus, der dem römischen an Grösse gleicht, ich sehe Basiliken und Forum, wahrhaft königliche Werke und Stätten der Gerechtigkeit zu einer Höhe emporsteigen, dass sie scheinen die Sterne und das Himmelszelt berühren zu wollen."

Aber selbst mehr noch als der Panegyriker lassen diejenigen, welche sich in älterer und neuerer Zeit mit dem Studium der hiesigen Alterthümer beschäftigen, Constantin zum Wohlthäter Triers werden; es ist wohl keine der grossen Bauten, die ihm nicht von dem einen oder anderen zugeschrieben wäre, an vielen haftet sein Name noch bis auf den heutigen Tag. Ich glaube mit Unrecht. Constantin hat vom Jahre 306—312 zu Trier residirt, von da ab hat er sich nur vereinzelt hier aufgehalten. Die Rede des Eumenius ist gehalten im Jahre 310. Eumenius hat, denn es erfordert so der Zweck seiner Rede, sicherlich alle Bauten aufgezählt, welche Constantin in Trier aufgeführt, hätte auch alle, wenigstens alle grösseren Bauten erwähnt, die damals im Bau begriffen oder auch erst projectirt waren. Wer also Constantin zum Erbauer einer grösseren Anzahl von Gebäuden machen will, als Eumenius aufzählt, ist gezwungen dieselben plötzlich projectiren und in den Jahren 311 und 312 entstanden sein zu lassen.

Diese Sätze sind in erster Linie mit Rücksicht auf die im Südosten der Stadt gelegene, schöne malerische Ruine gesprochen, welche in verschiedenster Weise gedeutet, allgemein dem Kaiser Constantin zugeschrieben wird. Die Entscheidung der Frage, mit welchem Rechte dies geschieht, fällt meines Erachtens zusammen mit der Entscheidung der Frage nach ihrer einstigen Bestimmung. Man hat in diesen Ruinen ein Theater, einen Senatorenpalast sehen wollen, aber der Grundriss des Gebäudes verbietet zwingend diese Benennung. Eher wäre zu erwägen, ob es Thermen gewesen. Aber diese Bezeichnung, die schon im 17. Jahrhundert aufgekommen, mit Zähigkeit an diesen Ruinen haftet, gründet sich nur auf die Grossartigkeit der Anlage, auf die Nähe der von der Riveris den Bergen entlang geführten Wasserleitung und auf die Auffindung von Heizanlagen; Badevorrichtungen aber sind in diesen Räumen niemals entdeckt worden. Dagegen lassen die Ausgrabungen, welche jetzt seit drei Jahren in St. Barbara geführt werden, dort eine weit ausgedehnte Thermenanlage mit Sicherheit erkennen. Dass aber ausser diesen Thermen, die ihrem Umfange nach nicht etwa mit den kleinen Pompejanischen Anlagen zu vergleichen sind, sondern den stolzen Prachtbauten eines Caracalla, Diocletian und Constantin zu Rom fast gleich kommen, in Trier eine zweite derartige Anlage bestanden habe, wird ernstlich Niemandem in den Sinn kommen. Fällt aber für unsere Ruine die Bezeichnung als Thermen, dann wüsste ich in der That nicht, was man in dieser ausgedehnten, grossartig componirten, luxuriös ausgestatteten Anlage anderes erblicken könnte als einen Kaiserpalast.

Durch die Ausgrabungen, welche in den letzten Jahrzehnten von Herrn Regierungs-

und Baurath Seyffarth geführt worden sind, sind die früheren Aufnahmen dieses Gebäudes in vielen Punkten berichtigt und bedeutend vervollständigt, leider aber, weil dies im Westen gelegene Häuser verhindern, nicht zum Abschluss gebracht worden.

Nach Osten bildet das Ende des Gebäudes ein grosser rechteckiger, an drei Seiten sich in Apsiden erweiternder Saal. An der vierten, westlichen Seite desselben liegt der Ausgang zu einem kleineren, ebenfalls mit zwei Apsiden versehenen Gemache. Darauf folgt ein runder, ehemals mit einer Kuppel gekrönter Raum; aus diesem gelangt man in den Hauptsaal: einem enormen Bau von 60 Meter Länge und einem runden Ausbau. Vor diesem Saal liegt ein grosser mit Portiken gezierter Hof. — Weiter nach Westen sind die Ausgrabungen, wie bemerkt, nicht geführt worden, aber bei Anlegung einer Gerbergrube (vergl. Saar- und Moselzeitung 1852 Nr. 101) konnte man feststellen, dass daselbst kleine, aber prächtig ausgestattete Zimmer gelegen haben. Diese Zimmer bildeten wahrscheinlich die eigentlichen Wohngemächer des Kaisers, die grossen, jetzt freiliegenden Räumlichkeiten die Festsäle.

Der Bau fällt, wie dies das aus abwechselnden Schichten von Kalksteinen und Ziegelplatten bestehende, nicht sehr sorgfältig gearbeitete Mauerwerk zeigt, in die spätrömische Zeit. Einen genauen Ansatz wüsste ich aus äusseren Gründen nicht zu gewinnen. Aber hat nicht den höchsten Grad innerer Wahrscheinlichkeit die Annahme, dass der Kaiserpalast in Trier entstanden, als die Kaiser in Trier zu residiren begannen? Mag vor den Tagen Maximians ein Absteigequartier für eine etwaige Herkunft der Herrscher in Trier gewesen sein, sicherlich war ein Gebäude, welches für einen bleibenden Aufenthalt genügte, nicht vorhanden. Aber als Diocletian die Verwaltung des römischen Reiches in der Weise regelte, dass Trier zur Residenz für den Westen auserlesen, zum Hauptsitz von Gallien, Britannien, Spanien, wo bleibend ein Cäsar oder Augustus weilte, muss der Neubau eines Palastes schnell dringendes Bedürfniss geworden sein. Es ist durchaus unglaublich, dass Maximian und Constantius Chlorus lange Jahre hindurch und ebenso Constantin in seiner ersten Zeit in Trier residirt haben sollten, aber der Palast erst in einer späteren Zeit Constantins oder noch später sollte entstanden sein, während wir doch wissen, dass Maximian seine zweite Residenz Mailand, und auch Diocletian seine Residenz Nicomedia sofort mit grossen Palästen zierten.

Nachdem die ersten Kaiser zunächst an sich denkend, sich ein prächtiges Unterkommen geschaffen, konnte Constantin sein Augenmerk auf die Verschönerung der Stadt richten. Eumenius berichtet, dass er das Forum umänderte, einen Circus maximus und Basiliken erbaut habe. Von diesen Bauten ist der Circus maximus nicht mehr erhalten, denn gegen allen antiken Sprachgebrauch hat man ihn in dem erhaltenen Amphitheater wieder erkennen wollen.

Dagegen steht noch eine der Constantinischen Basiliken; wir finden sie wieder in dem noch heute als christliche Basilica dienenden Bau: denn dass derselbe als Basilica erbaut worden ist, beweist dessen rechteckige, mit einer Apsis versehene Form; dass er spätrömischer Zeit entstammt, der Umstand, dass er über einem anderen römischen Gebäude errichtet, nur aus Ziegeln erbaut ist und die Breite des verbindenden Mörtels die Breite der Ziegel übertrifft; auch waren die Nischen der Apsis mit Goldmosaik geziert. Zudem spricht die ungewöhnliche Höhe des Gebäudes dafür, dass es dasselbe sei, dessen Höhe der Panegyriker mit so überschwenglichen Worten hervorhebt.

Die Trierer Basilica nimmt in der Kunstgeschichte eine hervorragende Rolle ein, weil man annimmt, der innere Raum sei, wie er jetzt restaurirt ist, ungetheilt gewesen. Indess erregen auf der hiesigen Regierung befindliche Pläne, welche von den Resten des antiken Baues bei Gelegenheit der Vorbereitung für die Restauration aufgenommen worden sind, den Zweifel, ob diese Annahme in vollem Umfange wenigstens das Richtige trifft. Auf diesen Plänen sind vor der Apsis vier Säulen eingezeichnet; die äussersten stehen genau da, wó die Apsis an das Rechteck anschliesst; sie machen es mehr wie wahrscheinlich, dass sich in dieser Verlängerung längs der Seitenwände je eine Säulenreihe hingezogen hat. Da die Säulen aber nur einen Durchmesser von 25 Zoll haben, so können sie, selbst wenn sie 13mal so hoch als der Durchmesser waren, doch nur bis zur Bank der unteren Fensterreihe gereicht haben. Somit wird es kaum denkbar, dass etwa durch drei übereinander gestellte Galerien die Säulen bis zur Decke fortgeführt seien, sondern wahrscheinlich, dass sich nur eine einstöckige Galerie längs der Umfassungswände hingezogen und die Decke, wie sie jetzt restaurirt ist, ohne Stützen den ganzen Raum überspannt hat.

Das Innere des Gebäudes war reich mit Marmor, Wandmosaik und Frescomalerei geziert. Ueber das Aeussere sind wir wenig unterrichtet; aber auch hier wird Malerei, von der sich in den Fensterbögen noch einige Reste erhalten haben, und Marmortäfelung reich verwendet worden sein und hierdurch, sowie durch ein mächtigeres Hauptgesims als das restaurirte, wird die Monotonie, welche der heutige Bau zeigt, bedeutend geschwächt sein.

Da die Basiliken der Alten gewöhnlich an dem Forum lagen, und Eumenius sowie Ausonius das Trierer Forum zusammen mit der Basilika erwähnen, so besteht allgemein die Annahme, obwohl sie bis jetzt durch Ausgrabungen nicht erhärtet werden konnte, dass vor der Basilika an der Stelle des heutigen Palastplatzes ein Forum gelegen und sich bis zur Ruine des Kaiserpalastes ausgedehnt habe.

Ein zweites Forum und eine sich daran anschliessende Basilica findet Wilmowsky (Wilmowsky: Der Dom zu Trier, Trier 1874) in den antiken Resten des heutigen Domes und in dem davorliegenden Domfreihof; und wie alles, was er mit der ihm eigenen Begeisterung und Wärme der Auffassung und Darstellung zur Oeffentlichkeit gebracht, hat auch diese Ansicht schnell allgemeinen Beifall gefunden. Ich bewundere den Scharfsinn, mit welchem der hochverehrte Herr Domcapitular aus dem Gewirr von Mauerwerk fast aller Jahrhunderte, welches der heutige Dom in sich birgt, den durch aufgelegten Verputz schwer kenntlich gewordenen römischen Kern herausgeschält hat; den Beweis aber, dass das Gebäude ursprünglich als Basilica gedient habe, kann ich nicht als erbracht ansehen.

Der römische Bau nimmt die ganze Breite des jetzigen Domes ein, er beginnt beim zweiten Pfeiler vom Eingang aus gerechnet und reicht bis zur Apsis. Er besteht in den Fundamenten aus Kalkstein, im aufgehenden Mauerwerk aus Sandstein und Ziegelplatten. Er ist von quadratischer Form und hatte, wie die Wilmowsky'schen Ausgrabungen ergeben haben, nicht jene Apsis im Osten, die man ihm früher allgemein beilegte. Im Inneren standen vier mächtige Granitsäulen in 60 Fuss Abstand untereinander, 30 Fuss Entfernung von den Umfassungsmauern. Sie waren untereinander, sowie mit den Pilastern der Mauern durch Gurtbögen verbunden; auf den Gurtbögen lagen flache Decken. Da der Abstand der Säulen von einander weiter ist, als der Abstand der Säulen von den Umfassungsmauern, so erhob sich naturgemäss die von den vier Säulen getragene

Mitteldecke, gleichsam kuppelartig, über die acht umliegenden Felder. Die Façade lag nach Westen, sie hatte drei Thore von riesigen Verhältnissen, die drei übrigen Seiten hatten in zwei Reihen übereinander zehn Fenster.

Für die Frage nach der Entstehungszeit des Gebäudes ist von höchster Wichtigkeit eine Münze Gratians, welche in der südlichen Umfassungsmauer, im Mörtel eingemauert, aufgefunden worden ist. Diese Münze bezeugt, dass das Gebäude nicht vor dem Jahre 367, wo Gratian zur Regierung kam, erbaut worden sein kann. Da nach Gratian Triers Glanzzeit schwindet, hält Wilmowsky die Entstehung des Baues unter Gratian für gesichert; da der Bau, wie er meint, an einem Forum lag, der grössten Oeffentlichkeit, wie die weiten Eingänge zeigen, diente, Valentinian, der Mitkaiser Gratians ein Gesetz zur Hebung der Gerichtspflege erliess, schliesst er, dass die ursprüngliche Bestimmung dieses Gebäudes die einer Gerichtsbasilica gewesen sei.

Indess macht es eine bei Gelegenheit der Erweiterung des hiesigen Regierungsgebäudes in diesem Jahre gemachte Entdeckung, nämlich ein bei der Fundamentirung des Vorbaues aufgefundener Estrichboden nebst Heizanlagen, sehr unwahrscheinlich, dass der heutige Domfreihof in römischer Zeit ein Forum war. Schon dieses spricht gegen die Wilmowsky'sche Annahme, entscheidender aber ist die Anlage des Gebäudes selbst. Die langgestreckte, rechteckige Form ist für die Basiliken so durchaus üblich, die anliegende Apsis als Tribunal für die Richter, nachdem sie einmal aufgekommen (denn anfänglich war sie ja, wie die Pompejanische Basilica zeigt, nicht vorhanden), ist so durchgängig festgehalten worden, dass mir bei der Zähigkeit, mit welcher das Alterthum an den einmal gegebenen Formen festgehalten, die Deutung jenes quadratischen, apsislosen Baues als Basilica unmöglich scheint. Und was sollte in einem Gebäude, wo der Sitz für die Richter sich jedenfalls an einer der Wände befand, die Betonung der Mitte durch die über die übrige Decke sich erhebende Kuppel? Diese Anlage, welche mit Entschiedenheit gegen eine Basilica spricht, zeigt dass der Bau sogleich als christliche Kirche errichtet ist, dass er, wie es früher auch schon Schnaase und Otte behaupteten, in eine Linie gehört mit den seit Constantin im ganzen römischen Reich sich auf achteckigem oder rundem Unterbau erhebenden Kuppelanlagen.

Ob der Bau unter Gratian selbst oder erst später entstanden, weiss ich aus dem Gebäude selbst nicht zu entscheiden; vielleicht aber lässt sich durch Vergleich mit einer anderen der Trierer Ruinen, mit den römischen Thermen in Barbara ein Anhalt gewinnen.

Mit der Freilegung des Gebäudes in St. Barbara ist man seit drei Jahren beschäftigt, doch ist kaum die Hälfte vom Schutte befreit. Jetzt ist wenig mehr als die Fundamente erhalten, das aufgehende Mauerwerk an den besterhaltensten Stellen in einer Höhe von $1^1/_2$ Meter. Aber noch im 17. Jahrhundert stand das Gebäude, namentlich seine westliche der Mosel zugekehrte Façade als stolze Ruine in der Höhe des Kaiserpalastes. Sowohl der Merian'sche Stadtplan und noch genauer Zeichnungen von Ortelli, Wiltheim und Brower geben uns von dieser eine deutliche Vorstellung: sie zeigen einen dreistöckigen Bau mit von Pfeilern und Giebeln eingerahmten Nischen. Ausgedehnter war die Nordfaçade, die jetzt zum grösseren Theil freigelegt ist. Vor ihr lag ein grosser Hof, der auf beiden Seiten von Flügeln umschlossen war. Die Façade war vollkommen symmetrisch gebildet und in ihrem mittleren Theile durch runde und rechteckige Nischen gegliedert. Die runden Nischen waren abwechselnd mit Statuen und Wasserkünsten geziert, die rechteckigen

Nischen enthielten die Eingänge in den Innenbau. Im Inneren nahm die Mitte ein 80 M. langer, rechteckiger Saal ein, der nach Norden sich in eine Apsis erweiterte und reich mit Cipollino geziert war. Rechts und links von diesem liegen grössere und kleinere Räume. Diese werden allesammt von Wassercanälen durchzogen, welche ihr Wasser an einen grossen, zur Mosel führenden Hauptcanal abgeben. Wenn schon die grossen Wassermassen, die in diesem Theile des Gebäudes verbraucht wurden, an der Bestimmung desselben als Thermen keinen Zweifel übrig lassen, so tritt dies noch deutlicher entgegen in dem weiter nach Süden gelegenen Theil; denn hier ist unzweifelhaft das Caldarium aufgefunden worden, ein 25 M. langer, rechteckiger, nach Süden in eine Apsis erweiterter Saal mit einem grossen heizbaren Schwimmbassin und geheiztem Rundgang. — Der Bau war prächtig mit Marmor und Wandmosaik geziert. Von hier stammt auch der berühmte Amazonentorso, die Hauptzierde unseres Museums, eine Replik des Vaticanischen Exemplares, zwar unvollkommner erhalten als dieses, aber an Grossheit der Gewandbehandlung und lebensvoller Wiedergabe des Körpers dieses bei weitem übertreffend.

Das Mauerwerk bestehend aus Kalkstein und Ziegelplatten gleicht am meisten dem des Kaiserpalastes, und doch will es mir wahrscheinlich scheinen, dass dieser Bau zeitlich noch näher dem Dome steht. Nämlich der Kaiserpalast, die Basilica, der Dom, die Thermen haben auf einem grossen Theil der in ihnen verwandten Ziegel Stempel der Lieferanten. Nun kommen zwar einige Stempel auf den Ziegeln sämmtlicher vier genannter Bauten vor, wie der des Armotius, Capionicus und dann ein noch nicht gedeuteter Stempel, auf welchem das Wort adjutex und verschiedene Cognomina stehen. Es zeigen diese Stempel, dass bei der lebhaften Bauthätigkeit, welche in Trier im 4. Jahrhundert blühte, gewisse Firmen sich eines besonders langen Bestehens zu erfreuen gehabt. Aber ausserdem finden sich in jedem dieser Bauten noch eine ganze Anzahl anderer Stempel, und unter diesen haben die Ziegel des Domes und die der Thermen die grösste Uebereinstimmung.

Sahen wir, dass der Dom nicht vor Gratian erbaut sein kann, ist es wegen der Grossartigkeit ihrer Anlage unwahrscheinlich, dass die Thermen in den unruhigen Zeiten, welche nach Gratian in Trier herrschten, entstanden, so legt es die Uebereinstimmung der in beiden Bauten gefundenen Ziegel nahe, dass beide Gebäude Gratians Regierung ihre Erbauung verdanken.

So bleibt uns nur noch übrig die Betrachtung der Porta nigra, des mächtigsten Römerbaues Triers, des grossartigsten Denksteins, welchen sich die römische Kultur auf deutschem Boden gesetzt hat; ein Bau, der ohne alle Detailwirkung allein durch die Grossartigkeit seiner Formen und durch die Harmonie der Verhältnisse des Eindruckes imponirendster Monumentalität auf jeden Beschauer sicher ist.

Der Bau war ein befestigtes Stadtthor, es war die Festung der Stadt namentlich gegenüber den Germanischen Schaaren, welche auf der von Bingen am Rhein über den Hundsrück nach Neumagen, von da längs der Mosel nach Trier führenden Römerstrasse in das Herz der Gallischen Provinz vorzudringen suchten. Sie bildet ein Glied in dem Mauerringe; an ihren beiden Schmalseiten stösst die Wallmauer an, auf welche aus dem ersten Stocke des Thores Thüren führen. Die Composition des Thores ist die der propugnacula, sie gehört daher in eine Linie mit dem Thore von Aosta, den Thoren von Autun, sowohl der Porte St. André wie Porte d'Arroux, dem Thor des Augustus zu

Nimes, den Thoren Galliens zu Verona, denen zu Fano und Spello und vielen anderen. Der Bau besteht aus zwei mächtigen vierstöckigen Thürmen, welche nach der Landseite zu in einem Halbkreis über die Stadtmauer vortreten. Sie sind unter einander durch dicke Mauern verknüpft, welche im Erdgeschoss die Thore, in den zwei folgenden Etagen die die Verbindung der beiden Thürme vermittelnden Gänge enthalten. Auf diese Weise entsteht ein in der Mitte der Thürme und Thore gelegener Hof, der dem Feinde gefährlichste Theil der Befestigung. Denn war es dem Feinde trotz der seitlichen Bestreichung von den Thürmen aus und trotz der sich aus den Fenstern der Mittelgänge entladenden Geschosse gelungen das erste durch Fallgatter verschliessbare Thor zu erstürmen, so kam er in den Hof, dessen nach der Stadt führende Thore mit festen, eisenbeschlagenen Thüren verrammelt waren. Hier entluden sich auf ihn aus den vielen Fenstern der Thürme und Gänge unzählige Geschosse und Steine.

Des fortificatorischen Charakters wegen ist das unterste Stockwerk vollkommen geschlossen und fensterlos und befinden sich die Eingänge in das Innere an den beiden Schmalseiten, gedeckt durch die Wallmauer. Die Grösse der Fenster, die nach unseren heutigen Vorstellungen allerdings gegen eine militärische Anlage sprechen würden, ist im Alterthum an derartigen Bauten allgemein und war für eine freie Handhabung der Wurfgeschosse, namentlich der Ballisten nothwendig. Auffallender sind die starken Gesimse, welche das Anlegen von Sturmleitern erleichtern und die Wirkung der von oben herabgeworfenen Steine auf einen unmittelbar vor den Thoren stehenden Feind erschweren. Aber hier hat die Kunst ihre Rechte geltend gemacht; denn die Grundbedingung für die monumentale Wirkung eines Baues von dieser Grösse sind mächtig ausladende Gesimse.

Der Bau ist unvollendet geblieben. Deutlich tritt dies an den Säulen in die Augen, an denen die Trommeln noch nicht abgerundet sind; aber auch die Sockel, Gesimse, Kapitäle sind unausgearbeitet.

Dieses Fehlen allen Details macht die Entscheidung der Frage nach der Entstehungszeit des Gebäudes so unendlich schwer, dass man noch heute schwankt, ob das Gebäude dem ersten Jahrhundert, ob dem Ende des vierten angehört, ja dass sogar Kuglers Ansicht, welcher den Bau in fränkischer Zeit entstanden sein lässt, noch gläubige Ohren findet.

Die frühe Datirung, welche von Hübner (Berliner Monatsberichte 1864 S. 94 ff.) vorgetragen ist, gründet sich auf vielfach an Steinen der Porta eingemeisselte Namensanfänge von Steinlieferanten oder wahrscheinlicher von Steinmetzen. Die Buchstabenformen dieser Inschriften, das gespreizte M, das A mit dem gelösten Mittelstrich (Λ), das weitgeschwungene C gehören nach seiner Ansicht einer frühen Zeit an, und da dieselben Zeichen, wie er meint, sich auch an Steinen der römischen Stadtmauer zu Trier vorfänden, schliesst er dass das Thor zugleich mit der Stadtmauer, etwa in des Kaisers Claudius Zeiten bei Gründung der Colonie erbaut sei.

Der Beweis hat viel Beifall gefunden (noch neuerdings bei Jordan, Topographie Roms I 1, 31. A. 55), aber bei einer eingehenden Prüfung der örtlichen Verhältnisse hält er nicht Stand.

Jene Inschriften, auf welche sich Hübner stützt, sind nicht etwa sorgfältig mit dem Meissel ausgeführt, sondern nur flüchtig mit dem Zweispitz eingerissen. Diesem Verfahren kommt der cursive Ductus jener Buchstabenformen entgegen. Aber es zeigen auch die oben angeführten Stempel der hier in Trier in Constantinischer und Valentinianischer

Zeit geformten Ziegel genau dieselben Formen. Ferner beruht die Angabe Hübner's, es ständen dieselben Zeichen auch auf Steinen, welche von der römischen Stadtmauer Triers herrührten, auf einem Irrthum. Diese Steine sind vielmehr in den römischen Bädern in St. Barbara aufgefunden worden 1822, als man daselbst Ausgrabungen veranstaltete (vergl. Trierer Kronik 1822 S. 61), und ein Stein mit denselben Zeichen ist auch bei den diesjährigen Ausgrabungen daselbst zum Vorschein gekommen. Einer der Steine vom Jahre 1822 stimmt auf das genaueste überein mit dem an der Porta nigra besonders häufig vorkommenden Zeichen MAR.

Dieser in einem unzweifelhaft dem 4. Jahrhundert angehörigen Bau aufgefundene Stein ist von höchster Wichtigkeit. Er bildet den Grundstein zu einem Gegenbeweis gegenüber der Hübner'schen Argumentation, die wie ein Alp auflag Jedem, der sich mit der Geschichte der Porta befasste. Denn gewohnt epigraphischen Beweisen eine besondere Kraft beizumessen, sollten wir glauben, dass die Porta, unter Claudius erbaut, während der vierhundertjährigen Dauer der römischen Herrschaft in Trier unvollendet geblieben, sollten glauben, dass Trier, welches bis zur Zeit, wo es zum Kaisersitz erwählt, eine Stadt durchaus untergeordneten Ranges war, ein Thor gehabt, wie keine Stadt des Weltreiches ein zweites zum Vergleiche bieten konnte, dass Trier eine Stadt ohne militärische Besatzung eine Festung ersten Ranges besessen.

Die Unvollendetheit des Baues, die architektonischen Formen, die Fortschritte in der strategischen Anlage, welche das Thor gegenüber den Bauten von Aosta und anderen zeigt, wie sie vom General Krieg von Hochfelden eingehend gewürdigt sind, bezeugen dass der Bau entstanden ist in der letzten Zeit der römischen Herrschaft, in derselben Zeit, wo auch der Rhein mit neuen und verstärkten Festungen versehen wurde.

War es die unverwüstliche Festigkeit des Mauerwerkes und ihre spätere Verwandlung zur christlichen Kirche, welche die Porta vor Zerstörung schützten, so verdankt man die Erhaltung der Basilica dem Umbau zu einem fränkischen Schlosse, die des Kaiserpalastes dem Umbau zu einer Kirche und später zu einem mittelalterlichen Stadtthor. Die Thermen erhielten sich lange, weil die Herren von der Brücken in sie hinein ihre Burg verlegt hatten.

Von den Privathäusern dagegen ist nicht ein einziges auf uns gekommen. Ihr Bau war leichter und konnte den vielen Verwüstungen, welche Trier zu erdulden, weniger Stand bieten; aber mehr trug jedenfalls zu ihrer Zerstörung die Veränderung der Lebensbedürfnisse bei. Man lernte die Estrichböden verachten und bedurfte einfacherer Heizvorrichtungen, auch an der römischen Hauseintheilung im Ganzen fand man keinen Gefallen mehr. Aber dieser Wechsel der Bedürfnisse ist als ein allmähliger zu denken, denn man findet nicht selten in den Grundrissen römischer Gebäude Mauern eingezogen aus fränkischer Zeit. Aus diesem allmähligen Uebergang ist es auch allein zu erklären, dass man in den römischen Gebäuderesten, auf die man hier allerorts stösst, ausser Architekturstücken, Mosaikböden, Resten von Wandbekleidungen, welche die Franken als Bauschutt liegen liessen, selten Gegenstände von Werth findet.

Unsere Fundgruben bilden daher auch weniger die Gebäudereste als die Gräber.

Das grosse heidnische Gräberfeld Triers liegt unmittelbar vor der Porta nigra; es dehnt sich, fast an der Mosel beginnend, bis zu den Kirchen von Maximin und Paulin aus. Verbrannte und unverbrannte Leichname finden sich hier unmittelbar neben einander. Theils ist die Asche der Todten in Urnen von Glas oder Thon gelegt und diese nebst

den üblichen Beigaben entweder in die freie Erde gesetzt oder durch vier umgestellte und eine fünfte aufgelegte Ziegelplatte vor dem Drucke der Erde geschützt, theils finden sich die Leichname ohne Deckung in der Erde. In einigen Fällen blieb indess zweifelhaft, ob der Leichnam nicht in einem hölzernen Sarge gelegen habe, da eiserne Nägel in einem Rechteck den Leichnam umgrenzten. Steinere Särge dagegen finden sich erst in der Nähe von Maximin und Paulin und gehören der christlichen Zeit an. Täuschen mich meine Beobachtungen nicht, welche sich auf die bei den einzelnen Begräbnissen liegenden Münzen gründen, so liegt der älteste Theil des Leichenackers in der Nähe der Mosel und erst allmählig, im Laufe der Jahrhunderte, wurde er bis nach Maximin und Paulin ausgedehnt.

Von den grossen steinernen Grabmonumenten, welche sich hier, wie in anderen römischen Städten längs der Landstrassen hingezogen haben werden, ist keines erhalten geblieben. Sie sind im Mittelalter als Baumaterial verwandt worden. Einige zu solchen Monumenten gehörige Reliefsteine kamen in St. Marien zum Vorschein (vergl. Wilmowsky. Archäol. Funde 1873. S. 30).

Aber ihre Art können wir uns verdeutlichen aus den in der Umgegend theils noch erhaltenen, theils bruchstückweise auf uns gekommenen Monumenten: aus der weltbekannten Igeler Säule, aus dem neuerdings bei Born an der Sauer aufgefundenen Monumente, aus den Funden zu Neumagen an der Mosel und, wenn ich etwas weiter schweifen darf, aus der grossen Menge von Grabmonumenten, welche in Luxemburg, aus allen Orten der Umgegend, namentlich aus Arlon im Beginn des 17. Jahrhunderts zusammengebracht, vom Grafen Mansfeld in seinem Schlosse zu Claussen und von den Jesuiten in ihren Gärten aufgespeichert waren.

Charakteristisch für die hiesige Gegend sind lange, halbkreisförmige Steine, an deren Kopfseite die Inschrift steht. Aber meist sind die Monumente bedeutend grösser und bieten eine ganze Anzahl bildlicher Darstellungen, zunächst die der Verstorbenen in Lebensgrösse oder noch grösserem Massstabe, ferner Darstellungen mythologischen oder aus dem täglichen Leben gegriffenen Inhalts; letztere namentlich von höchster Wichtigkeit, da sie uns den Typus der damaligen Bewohner unserer Gegend, ihre Trachten und ihr Thun vergegenwärtigen.

Betrachten wir zunächst die Neumagener Monumente, die jetzt im hiesigen Museum befindlich, vor zwei Jahren aus den Fundamenten einer ehemals Wittgenstein'schen Burg ans Tageslicht kamen. Neben Friessteinen mit Darstellungen von Wassergottheiten: von Amphitrite, die auf einem von einem Amor gezogenen Eber sitzt, einem bärtigen Meergott, im Begriff einer Göttin einen Kranz zuzuwerfen, Kämpfen von Tritonen mit geschwänzten Löwen, Leoparden, Ebern und anderen Seethieren, sehen wir Frauen bei ihrer Toilette beschäftigt, einen Pädagogen Unterricht ertheilend, einen Jüngling zu Ross zur Jagd ausziehend, sehen wir Jünglinge römischen Aussehens von einheimischen Männern Abgaben empfangen, ferner, für die frühe Weinkultur an der Mosel Zeugniss ablegend, Weinkrüge mit Stroh umwunden, ein Mädchen mit hochgehaltener Traube tanzend und zwei freigearbeitete Schiffe voller Schiffsleute und Weinfässer. Die Köpfe der Schiffsleute, derbe, bärtige Gesellen, sind alle fein charakterisirt, namentlich ist der Kopf des einen Steuermannes, welcher in unmittelbarer Nähe eines Weinfasses sitzend den süssen Weinduft in sich aufnimmt, ein Bild köstlichsten Humors. — Und in denselben Ideenkreis versetzen uns auch wieder die Luxemburger Monumente, die zwar heute bis auf wenige verschwunden,

uns nur durch Wiltheims Abbildungen (Wiltheim: Luciliburgensia ed. Neyen 1842) bekannt sind. Auch diese zeigen wieder Kämpfe von Tritonen und Seethieren, Landleute Abgaben darbringend, Waarentransport zu Wasser und zu Lande, Färbereien, Bestellung des Ackers, Damen bei ihrer Toilette beschäftigt und andere häusliche Scenen.

Diese Aufzählungen schienen mir nöthig, um das Fundament zu gewinnen für eine wissenschaftliche Betrachtung der Igler Säule. Denn es gilt sich der Traditionen bewusst zu werden, aus denen heraus jene Reliefs, mit welchen sie bedeckt ist, entstanden; wie es in gleicher Weise zur Erklärung des architektonischen Aufbaues erforderlich ist in erster Linie die einheimischen, wenn auch noch so sehr zertrümmerten Monumente herbeizuziehen.

Die Igler Säule ist ein Grabmal der Familie der Secundinier; von Secundinius Securus und seinem Bruder Secundinius Aventinus gesetzt ihrem Vater und ihren Verwandten. Sie ist, wie dies auch der vom Volke gewählte Ausdruck 'Heidenthurm' bezeichnender sagt, ein rechteckiger, 73″ hoher thurmartiger Aufbau, oben mit einer schlanken, etwas gewundenen pyramidalen Spitze versehen und mit einer Kugel abgeschlossen, auf welcher ein Adler, im Begriff den Ganymed zu rauben, dargestellt ist. Die Säule ist von oben bis unten auf allen vier Seiten mit Reliefdarstellungen bedeckt, welche kaum der architektonischen Gliederung Raum lassen.

Unter den italischen Monumenten ist mir keines dieser Art bekannt; nur theilen Grabmäler, wie das an der Via Appia in der Nähe von Albano gelegene, im Allgemeinen den thurmartigen Aufbau; näher kommen ihm die neuerdings von Ladner (Pick's Monatsschrift für rheinisch-westphälische Geschichtsforschnng II [1877] S. 346) herbeigezogenen africanischen Monumente, welche einen rechteckigen Unterbau und darüber eine Pyramide zeigen. Aber diese Monumente lassen der Architektur freien Raum, es fehlt ihnen der reiche Bilderschmuck, welcher für die Igler Säule gerade charakteristisch ist; sie haben eine Pyramide, aber ohne Pinienschuppen und in streng architektonischer Form, ohne jene malerisch gewundene Linie. Unter den Neumagner Monumenten dagegen machen es einige grosse Sculpturen unzweifelhaft, dass auch sie zu einem derartigen grossen ganz mit Sculpturen gezierten Thurm gehört. Ferner finden sich unter den Neumagner wie unter den Arloner Monumenten Bruchstücke, welche dem pyramidalen Abschluss der Säule genau entsprechen. Und das merkwürdige Kapitäl der Igler Säule, welches an den vier Ecken von Atlanten getragen wird, deren Beine in Schlangen endigen, und welches in der Mitte jeder Kapitälfläche einen menschlichen Kopf zeigt, der von den Schlangen gebissen wird, findet sich genau wieder unter den Neumagner Sculpturen.

Die Reliefdarstellungen an der Säule sind theils mythologischen, theils dem täglichen Leben entnommenen Inhalts; sie zeigen Sol und Luna auf Quadrigen den Lauf der Zeiten bezeichnend, Mars und Rhea Silvia als Symbol des göttlichen Ursprunges des römischen Staates, Ganymed den Adler entführend, Hylas von den Nymphen geraubt, Herkules' Apotheose als Sinnbilder der Unsterblichkeit, und Achilles' Geburt, Perseus die Andromeda befreiend, Herkules die Hesperiden-Aepfel holend (?), mythologische Darstellungen, wie sie sich so vielfach an den Sarcophagen finden. Im vorderen Hauptfeld der Abschied des alten Secundinius von seinen beiden Söhnen. Der ältere derselben hält ein Tuch auffallend präsentirend. Da auch in der Attika darüber Personen damit beschäftigt sind, Tücher aufmerksam zu prüfen, so hat man schon früh deswegen die Secundinier für Tuch-

fabrikanten erklärt; wie ich glaube mit Recht; nur scheint mir ein schmaler Fries, auf welchem angeblich eine Tuchfärberei dargestellt sein soll, auch andere Erklärungen zuzulassen. Auf den anderen Bildern sehen wir ein Familienmahl, die Darbringung von Naturalabgaben, Leute auf Karren, Waarentransport zu Wasser und zu Lande, am Sockel Tritonenkämpfe.

Der Vergleich der Reliefs der Igler Säule mit denen von Neumagen und Luxemburg lehrt uns an den Bewohnern unserer Gegend in römischer Zeit ein Wohlgefallen, ausführlich durch bildliche Darstellungen den Nachkommen über sich zu berichten, kennen, wie dies in gleichem Masse im Alterthum sonst nicht vorkommt, denn selbst der Bäcker Eurysakes ist schweigsam gegenüber den Erbauern dieser Monumente. Aber die vielfach wiederkehrenden selben Darstellungen werden wir nicht allein aus der gleichen Beschäftigung der Verstorbenen erklären dürfen. Es haben sich bestimmte Darstellungen einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen gehabt, ja der Vergleich einzelner Reliefs untereinander, z. B. der der Abgabendarbringung an der Igler Säule mit der an einem Arloner Monument, zeigt, dass sich, in der Art, wie es schon längst für die Sarcophagdarstellungen beobachtet worden ist, wenn nicht bestimmte Vorlagen, so doch jedenfalls ein handwerksmässiger Usus für die Darstellung bestimmter Scenen herausgebildet hat. Und ähnlich haben wir auch über die mythologischen Reliefs zu urtheilen. Aus dem grossen Kreise der Heroensage erfreuten sich in unseren Gegenden bestimmte Darstellungen eines besonderen Anklanges, waren den Handwerkern besonders geläufig. Ich glaube, dass rein äusserliche Gründe für die Auswahl der einzelnen Darstellungen an der Säule in hohem Grade massgebend waren, und es scheinen mir die geistreichen Ausdeutungen, welche mit den einzelnen Darstellungen von Goethe ab, namentlich aber durch Schorn und Kugler vorgenommen sind, die z. B. in der Darstellung des Ganymedraubes und der Entführung des Hylas durch die Nymphen angedeutet finden, dass das Monument einem in den Wellen des Flusses früh dahingestorbenen Jüngling gesetzt sei, das richtige Ziel zu verfehlen.

An einigen Stellen der Igler Säule gewahrt man noch die Spuren einer weissen Kalkfarbe. Ich bin geneigt dieselbe für antik zu halten, da der Vergleich der Neumagner Monumente es mehr als wahrscheinlich macht, dass die Säule durchgängig polychrom behandelt war. Als die Neumagner Sculpturen aus der Erde kamen, waren sie grossentheils bemalt. Die Sandsteinsculpturen waren in allen ihren Theilen farbig, an den aus dem Metzer feinen Kalkstein dagegen bestehenden Steinen schienen mir nur die Inschriften mit rother Farbe nachgezogen gewesen zu sein. Man hat erst neuerdings an einem aus Baden bei Wien stammenden römischen Relief auf die ehemalige Bemalung aufmerksam gemacht, auch im Museum zu Mainz befinden sich einige Soldatenreliefs, sowie auch im Trierer Museum einige bei Trier gefundene Sculpturen, an denen die ehemalige Bemalung augenfällig ist. Im Zusammenhange dagegen ist man meines Wissens auf die Frage nach der Bemalung dieser provinziellen Denkmäler noch nicht eingegangen. Eine derartige Untersuchung aber, deren Schwierigkeit übrigens gerade die Neumagner Monumente zeigen, an denen mit dem Austrocknen der Steine die Farben grossentheils geschwunden sind, würde meines Erachtens nur zur Bekräftigung der Meinung derer führen, welche behaupten, der Grad der Bemalung sei abhängig von der Güte des Materials; je geringer das Material um so mehr Farbe. Ich glaube, dass, falls man nach Massgabe der Neumagner Monumente ein allgemeines Urtheil fällen darf, in unserer Gegend der Metzer Kalkstein wie Marmor gewürdigt und ihm nur theilweise Farbe gegeben, die Sandsteinsculpturen dagegen, und zu

diesen gehört auch die Igler Säule, durchgängig bemalt waren. Der Reliefgrund ist immer ein blaugrüner, die Figuren sind durchaus naturalistisch behandelt, die architektonischen Glieder sind mit den buntesten Farben versehen: einem hellen Grün und einem hellen Roth, und die Contouren sind mit brauner Farbe ausgezogen, um sie tiefer gearbeitet erscheinen zu lassen, oder es ist mit Hülfe der braunen Farbe versucht die Täuschung zu erzielen, als wären die Contouren sculpirt, während sie in Wahrheit nur gemalt sind.

Auf die künstlerische Ausführung der Reliefs gestützt die Frage nach der Entstehungszeit der Igler Säule zu entscheiden, halte ich jetzt noch nicht für möglich, da es uns an datirten Sculpturen in unserer Gegend fehlt, die zum Vergleiche herangezogen werden könnten. Die Trierer Sculpturen aber mit Sculpturen vom Rhein oder Elsass-Lothringen zu vergleichen ist unstatthaft, da in Trier als Sitz der Kaiser und in unseren Gegenden friedlicher Entwicklung die Kunst unendlich höher gestanden als in der Umgegend. Denn während sich an den besseren Reliefs der Igler Säule und an den Neumagner Monumenten — ich denke dabei in erster Linie an die feine Charakteristik mit welcher jene Schiffsleute, mit welcher der Pädagog gebildet ist, an die feine Linienführung an manchen der Tritonen und Seethiere — ein lebhaft empfindendes, von gewandter Hand unterstütztes Künstlerauge zeigt, finden wir am Rhein Schablonismus, äusserlichste Darstellungsweise, die mehr auf die Darstellung der Waffen, als der Menschen ihr Augenmerk richtete, und in Lothringen mit wenigen Ausnahmen eine Kunstweise in römischer Zeit, die man versucht wäre in die Anfänge der Menschheit zurückzuversetzen.

Eher wäre ein Ansatz für die Erbauung der Säule der Inschrift zu entnehmen, welche wegen der charakterlosen Form der Buchstaben vor dem Jahre 200 kaum entstanden sein dürfte. Doch bin ich mir der Unsicherheit dieses Beweises vollkommen bewusst; der Inhalt der Inschrift giebt uns aber keinerlei Anhalt. Denn dass die in der Inschrift erwähnten Secundinier zu des Kaisers Trajans Zeiten gelebt, behaupten einzig und allein die gefälschten Nenniger Inschriften. — Ich würde dieser Inschriften, die mit starker Unkenntniss der lateinischen Grammatik und der einfachsten epigraphischen Regeln in vollkommen modernen Buchstaben gegen allen antiken Usus auf Wandstuck gemalt oder mit unsicherer Hand in Stein eingegraben sind, wahrlich nicht Erwähnung gethan haben, wenn ich nicht einer in ihnen klar zu Tage tretenden, allgemein angenommenen Ansicht entgegentreten möchte. In diesen Inschriften wird Secundinius Securus, der Erbauer der Igler Säule, zu einem hohen Beamten, zum praefectus praetorio und zu einem Freund des Kaiser Trajan gemacht. Der Kaiser Trajan schenkt ihm die Villa zu Nennig. Als man die Villa zu Fliessem auffand, schloss man der Kaiser Gratian habe sie erbaut: man hält die Entstehung irgend eines grossen Monumentes, irgend eines grossen Baues nur für möglich durch eine besonders hervorragende Persönlichkeit. Aber darin offenbart sich eine falsche Geringschätzung der römischen Colonisation in unserer Gegend, eine unvollkommene Würdigung der antiken Culturverhältnisse überhaupt. Die Römer betrachteten die hiesige Gegend als ein befriedigtes Land. Der Grossgrundbesitzer, der Industrielle liess sich hier nieder mit der vollen Behaglichkeit antiken Lebensgenusses. Singt uns Auson, dass sich längs der Mosel und Saar liebliche Landhäuser hingezogen hätten, so haben dies Funde bei Euren, Wiltingen, Wasserliesch, Wellen, Köllig, Nennig, Bous nicht nur im vollsten Masse bestätigt, es zeigen auch weitere Funde bei Stahl, Fliessem, Oberweis, Leudersdorf und viele andere, dass die

ganze Gegend, selbst heute unwirthliche Gegenden der Eifel, angefüllt waren mit römischen Landhäusern, von enormer Ausdehnung, weitestem Grundriss, in denen durch vorgelegte Säulenhallen namentlich auch dem Bedürfniss nach Aussicht Rechnung getragen ist, die reich mit Mosaikböden und Marmortäflung geziert und mit grossen Badeeinrichtungen versehen waren.

Doch dieser blühende Zustand war von kurzer Dauer. Im Beginn des fünften Jahrhunderts hat das trierische Land zwei furchtbare Einfälle der Franken zu erdulden, durch welche die Gegend so verwüstet, der römische Besitz so schwankend wird, dass schon 414 der Sitz des praefectus praetorio von Trier nach Arles verlegt wird. Und um die Mitte des Jahrhunderts fällt Trier bleibend an die ripuarischen Franken. Unter der Herrschaft dieser Heiden nimmt die Cultur in unseren Gegenden, welche damals schon vollkommen christlich war, ein schnelles Ende. Mit einem Male verschwinden die christlichen Grabsteine, und Jamblichus, der damalige Bischof Triers, wanderte aus, wir fanden seine Grabschrift wieder bei Lyon. Der Rückgang in der Cultur, in den Bevölkerungsverhältnissen muss ein rapider gewesen sein. Denn während am Rhein und in Frankreich den Funden aus römischer Zeit in grosser Menge die der fränkischen folgen, sind wir in unseren Gegenden dieser Zeugnisse einer fränkischen Bewohnerschaft fast vollkommen bar.

Allgemeiner Beifall drückte den vom Präsidenten auch ausgesprochenen Dank der Versammlung aus.

Schluss der Sitzung $10^{3}/_{4}$ Uhr, danach Constituirung der Sectionen.

Nachmittags 2 Uhr fand das Festmahl in den oberen Räumen des Civil-Casinos statt, bei welchem der erste Präsident, Prof. Dr. Bücheler auf Seine Majestät den Kaiser den Toast ausbrachte und den von der Versammlung sofort mit Begeisterung genehmigten Antrag stellte, Seine Majestät ehrfurchtsvoll telegraphisch zu begrüssen. Der zweite Präsident, Director Dr. Dronke toastete auf den Ober-Präsidenten der Rheinprovinz, Se. Excellenz Herrn von Bardeleben als Vertreter der Behörde, der seinerseits mit einem Hoch auf die Wissenschaft, die Versammlung und das Präsidium erwiderte. Geheimerath Fleischer widmete der Stadt Trier einen Trinkspruch, auf welchen der Herr Oberbürgermeister von Trier antwortete. — Abends 7 Uhr fand eine Harmonie in den Räumen des Kath. Bürger-Vereins statt.

Zweite allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 25. September, Vormittags 10 Uhr, im grossen Saale des städtischen Kaufhauses.

Der Präsident Director Dr. Dronke eröffnet die Sitzung mit einer Reihe geschäftlicher Mittheilungen, namentlich über die Besichtigung der Alterthümer, die seitens der philologischen und archäologischen Section unter Führung des Museum-Directors Dr. Hettner beabsichtigt wird, und über das am Nachmittage beabsichtigte städtische Fest.

Hierauf beginnt Herr Prof. Dr. Nissen aus Strassburg seinen Vortrag:

Ueber altitalienisches Klima.

Hochverehrte Anwesende! Wenn wir uns klare Rechenschaft geben wollen von dem Klima der Alten Welt, so müssen wir von der Gegenwart ausgehen, von den Resultaten der heutigen Klimatologie. Die Mittelmeerländer, umgeben wie sie sind von einem Gürtel von Gebirgen und Wüsten, bilden nicht nur eine geographische sondern auch eine klimatische Einheit, die mediterrane Zone, welche als solche die gemässigte Zone mit der tropischen verbindet. Das Mittelmeerklima zeichnet sich vor dem unsrigen zunächst ja aus durch grössere Wärme: während Deutschland ungefähr von den Isothermen 7 bis 10° Celsius umschlossen wird, liegen Italien und Griechenland zwischen 13 und 19°. Der Ueberschuss an Wärme vertheilt sich nicht gleichmässig an die verschiedenen Jahreszeiten; die vulgäre Vorstellung, als ob jenseit der Alpen der Hitzegrad so erstaunlich wachse, ist in der Hauptsache falsch: man kann sogar heissere Tage in Berlin und Moskau erleben als in Mailand und Rom. Um das Wesentliche zu treffen, muss man den Satz umkehren: am Mittelmeer nimmt die Hitze nicht zu, sondern die Kälte nimmt ab. Damit wird die Vertheilung der Wärme an die Jahreszeiten eine andere, die Differenz in der Temperatur des wärmsten und kältesten Monats eine viel geringere, die Extreme liegen weit näher beisammen. So z. B. hat Rom nur 5° Sommerwärme mehr als Berlin, dagegen einen um $8\frac{1}{2}$° wärmeren Winter. Der Unterschied zwischen Januar und Juli beträgt für Moskau 31°, Berlin 21°, für Rom nur 17° und gar für Palermo nur 14°. Der äusserste Kältegrad, welcher in Rom beobachtet worden, ist — 6°. Wegen der hohen Wintertemperatur schneit es in den Ebenen so gut wie nicht. Während z. B. Berlin im Mittel 29, Trier 27 Schneetage des Jahres hat, zählt Rom nur 1 bis 2, und der Schnee löst sich entweder im Fallen auf oder bleibt wenigstens nicht liegen. Weiter südlich wird er eine grosse Seltenheit. Von Palermo meint ein Kenner des Orts, man brauche ein Jahrzehnt um eine Handvoll Schnee zu sammeln. In Athen erregte vor einigen Jahren ein Schneefall höchstes Erstaunen, von dem die Kekropiden sich erst erholten, als sie sahen wozu der Schnee gut sei: d. h. sie machten sich Jung und Alt ans Schneeballen so lange bis er geschmolzen war. Also die Milde des Winters ist das erste Kennzeichen des mediterranen Klima. Das zweite ist die Dürre des Sommers. Beides hängt mit dem jährlichen Gang der Sonne zusammen, mit der Verschiebung des Calmen- und Passatgürtels. Bei niedrigem Sonnenstand befindet sich das Mittelmeer unter der Herrschaft des feuchten Aequatorialstroms, bei hohem Sonnenstand unter der Herrschaft des trockenen Polarstroms, oder mit anderen Worten im Winter wiegen westliche und südliche Winde vor, im Sommer östliche und nördliche. Das mittlere Europa erhält seine reichlichsten Niederschläge im Sommer, wir können den Sommer als unsere eigentliche Regenzeit bezeichnen. Je weiter wir nach Süden fortschreiten, desto geringer werden die sommerlichen Niederschläge, so dass man von einer absolut regenlosen Zeit reden kann, wie z. B. 1877 zu Neapel innerhalb 89 Tage kein Tropfen Regen gefallen ist. Die Periode der Dürre nimmt nach Süden an Dauer zu. Man rechnet sie für Florenz 1, Rom 2, Neapel 3, Sicilien 4—$4\frac{1}{2}$, Malta 6 Monate lang. Damit ändert sich auch die Ordnung der Jahreszeiten: Sicilien und der Peloponnes haben eine Regenzeit von 7—8, eine regenlose Zeit von 4—5 Monaten, der Uebergang von der einen zur andern erfolgt schroff unvermittelt. Um die Wirkung der Trockenheit richtig zu würdigen, ist zudem die Stärke

der Verdunstung zu beachten: die Verdunstung bei Rom ist etwa dreimal so stark als in Deutschland. Ferner vertheilen sich die Niederschläge über vergleichsweise kurze Zeiträume. Feine Landregen nach unserer Art sind selten, die Niederschläge erfolgen häufig in tropischer Fülle: z. B. fiel in Palermo 1867 in $^5/_4$ Stunden eine Regenhöhe von 76^{mm}, d. h. ebensoviel wie bei uns in $1^1/_2$—2 Monaten. Noch am Südfuss der Alpen bewahren sie denselben Charakter. Daraus erklärt sich der unregelmässige Stand der Mittelmeerflüsse, die im Sommer als trockene Kiesbecken erscheinen, in denen das Auge vergebens nach einem Wasserfaden späht, und im Winter als mächtige Ströme ihre Ufer weithin überschwemmen. Diese Andeutungen mögen genügen. Namentlich für Italien giebt es zahlreiche treffliche Beobachtungen, die verarbeitet sind von Dove in seinen klimatologischen Beiträgen, von dem Dänen Schouw in seinem Tableau du climat de l'Italie, in der Meteorologia Italiana, neuerdings in anziehender Weise von Theobald Fischer in seinen Beiträgen zur physischen Geographie der Mittelmeerländer sowie seinen Studien über das Klima der Mittelmeerländer, Ergänzungsheft zu Petermann. Von demselben Gelehrten steht ein grösseres Werk über die physische Geographie der Mittelmeerländer in naher Aussicht, das höchst lehrreich zu werden verspricht.

Die hervorgehobenen Factoren, die Milde des Winters, die Dürre des Sommers bringen es mit sich, dass das Naturleben andere Formen annimmt als sie uns vertraut sind. Die Vegetation der Mittelmeerländer ist charakterisirt durch eine Reihe von immergrünen Bäumen, Sträuchern und Halbsträuchern mit steifem lederartigem Blatt, das gegen starke Verdunstung geschützt ist. Ihre ganze Organisation ist darauf berechnet lange Trockenheit zu ertragen. Lorbeer und Myrte, dann der wichtigste Culturbaum, die Olive sind bekannte Typen dieser immergrünen Flora. Sie widerstehen der Glut der Sommersonne, die einjährigen Gräser widerstehen ihr nicht sondern verdorren. Die Flur, welche den ganzen Winter hindurch in üppigem Grün prangt, liegt im Juli und August da als leere verbrannte Steppe. Im October, wenn die ersten Herbstregen gefallen sind, erwacht die Natur: Gräser, Sträucher, Bäume beginnen zu treiben, ein grüner Teppich bedeckt den Boden wieder und Blumen spriessen hervor, die im August und September nahezu verschwunden waren. Die hohe Temperatur des Winters führt entweder gar keine oder eine verschwindend kurze Unterbrechung in der Entwicklung der Pflanzen herbei. Dergestalt fällt der Winterschlaf fort, welcher das Pflanzenleben unserer Breiten beherrscht, der Sommerschlaf tritt an seine Stelle. — Es lässt sich von vornherein erwarten, dass auch das Verhältniss des Menschen zu den Jahreszeiten im Süden ein anderes sein muss als bei uns. In der Verschiedenheit des Geschlechts, das Germanen und Romanen den Himmelskörpern beigelegt, spricht sich die Verschiedenheit ihrer Naturauffassung am deutlichsten aus. Unseren Vorfahren war die Sonne eine milde gütige Frau, der stille Mond führte ihnen den klingenden Frost unbewölkter Winternächte ins Gedächtniss. Am Mittelmeer wird der Mond weiblich gedacht, die sanfte Mondgöttin stand aller Creatur in ihren schwersten Nöthen bei. Der unendliche Zauber jener tageshellen Mondnächte des Südens lässt die mythologische Vorstellung noch heute verstehen und nachempfinden. Helios dagegen ist der harte gestrenge Herr, der mit seinen Pfeilen Tod und Verderben sendet. Ihnen erliegen die Kinder der Flur, ihnen erliegen die Menschen. Wenn Sie eine Sterblichkeitstabelle zur Hand nehmen, werden Sie finden, dass in ganz Mittel- und Nordeuropa die Menschen vornehmlich an der Kälte und ihren Folgen zu Grunde gehen. Die vier

ersten Monate Januar Februar März April weisen die meisten Todesfälle auf und überschreiten ungefähr das monatliche Mittel um je 20 Procent. Die warmen Monate sind die gesundesten und bleiben entsprechend hinter dem Mittel zurück. Aber während unsere Aerzte feiern, hält der Tod jenseit der Alpen seine Ernte. In Italien ist die heisse Zeit Juli August September die schlimmste und überschreitet der Juli die mittlere Sterblichkeit um 12 Procent, der August um 18 Procent. Sie sehen, derart kann die moderne Statistik dazu dienen um den Horaz zu erklären, wenn er vom Monat August sagt: „adducit febres et testamenta resignat" oder an einer anderen Stelle „dum ficus prima calorque designatorem decorat lictoribus atris". Es will mich bedünken, dass diese thatsächlichen Verhältnisse bei so manchen Erörterungen mythologischer und ästhetischer Art nicht gebührend gewürdigt worden sind. Es ist doch unbillig von den Alten zu verlangen, dass sie unser romantisches Naturgefühl theilen sollen, dass sie mit uns klagen sollen wenn die holde Sommerzeit entschwindet: eine Jahreszeit, in der die Vegetation verschmachtet und der Mensch vor den Umarmungen des Fiebers flüchtet, die ihn bald jählings hinstrecken, bald mit langem Siechthum erfüllen. Die Noth des Lebens wird uns durch den Winter, dem Südländer durch den Sommer fühlbar gemacht. Dieser Gegensatz bedingt auch die in so vielen Hinsichten abweichende Gestaltung des äusseren Daseins. Um Schutz zu suchen vor der Kälte, gruben die alten Deutschen tiefe Höhlen im Erdboden aus und bedeckten sie mit Mist: in den mit so grosser Zähigkeit festgehaltenen Kellerwohnungen unserer nordischen Städte mag man einen Nachhall jener barbarischen Wohnweise erkennen. Der Südländer meidet den geschlossenen Raum, in den ihn nur das Dunkel der Nacht oder fallender Regen scheuchte. Das italische Atrium mit seinen steinernen Böden und seinem offenen Impluvium ist auf die heisse Jahreszeit berechnet; gegen Kälte bietet es dürftigen Schutz. Wir lesen bei Cicero, dass der Kälte wegen kein Senat gehalten werden konnte, ganz entsprechend wie unsere Schulen geschlossen werden, wenn das Thermometer eine gewisse Höhe erreicht hat; denn was hier Regel, ist dort Ausnahme, und das nordische Haus ist für den Winter eingerichtet. Diese Betrachtungen liessen sich nach vielen anderen Seiten hin ausführen, doch es wird Zeit abzubrechen.

Ich habe bisher vom Mittelmeerklima im Allgemeinen gesprochen, die Länder der Alten Welt als eine einzige bestimmt abgegrenzte Zone behandelt. Aber es versteht sich von selbst, dass diese Zone bedeutsame Gegensätze umfasst: dies ist durch ihre Ausdehnung von Ost nach West, von Nord nach Süd ohne Weiteres gegeben. Seiner geographischen Lage entsprechend behauptet Italien den anderen Bestandtheilen dieses Gebiets gegenüber eine Mittelstellung. Sein Klima ist allen Extremen gleichmässig entrückt: der Feuchtigkeit lusitanischer, der Dürre afrikanischer Landstriche, den schroffen Wechseln, welche dem Osten eignen. Mit Griechenland verglichen erscheint es sehr bevorzugt. Der reiche Segen, welcher der westlichen Culturhälfte Europas im Gegensatz zum slavischen Osten durch die Einwirkung des Oceans beschieden worden ist, macht sich hier recht fühlbar. Das italische Klima trägt einen maritimen, das griechische einen continentalen Charakter. Die vom Pol herabkommenden Winde verleihen dem griechischen Himmel jene vielgepriesene Reinheit und Klarheit. Aber mit dem Auge des Klimatologen gesehen, verliert derselbe seine Reize: er ist zwar klarer als der italische, indessen auch rauher wechselvoller zu Extremen geneigter. So beträgt z. B. der Unterschied in der Mitteltemperatur des wärmsten und kältesten Monats für Athen volle 22°, für das unter gleicher Breite gelegene Palermo

blos 14°. Die Regenhöhe Athens misst nicht mehr als 384^{mm}, während Rom und Italien 800^{mm} aufweist. Diese Ziffer lehrt uns die Ursache der Armuth von Hellas verstehen, zugleich die beipiellose Tüchtigkeit seiner Bewohner bewundern, die allein einem so kümmerlichen Lande zu seiner geschichtlichen Grösse hat verhelfen können. — Wie das Mittelmeergebiet im Grossen, so bekundet auch Italien für sich betrachtet starke Abweichungen in klimatischer Hinsicht. Sie werden durch seinen Bau, seine horizontale und verticale Gliederung bedingt. Das Land dehnt sich über nahezu 10 Breitengrade aus und in Folge dessen wachsen seine Jahresisothermen von 13° bis 19°. Danach kann man 3 Hauptzonen unterscheiden. Die erste mit einer Mitteltemperatur von 13—14° umfasst den Norden, das Poland. Wie dieses in geographischer Beziehung den Uebergang bildet von der mediterranen Welt zum Innern des Continents, so trifft der nämliche Gesichtspunkt auf das Klima zu. Das padanische Klima mit seinen Sommerregen und seinen Extremen nähert sich weit mehr dem continentalen als dem mediterranen Charakter an: es hat die Sommerhitze Siciliens aber strengere Winter als Paris oder Hamburg. Die zweite Zone ist die der Aequinoctialregen, in welcher die hauptsächlichen Niederschläge auf Herbst und Frühling entfallen. Die Jahrestemperatur beträgt im Mittel 15—16°. Hierher gehört der grössere Theil der Appenninhalbinsel, und hier tritt die Olive, die eigentliche Repräsentantin antiker und mediterraner Cultur, ihre Herrschaft über das Land an. Von der ersten Zone zur zweiten ist es ein augenfälliger Sprung: Bologna hat einen heisseren Sommer als das 44 Bogenminuten südlichere Florenz, aber einen 2½° kälteren Winter; Genua hat 4—5° Jahreswärme mehr als Turin. Der dritte und letzte Abschnitt mit einer Mitteltemperatur von 17—19° kann als die Zone der Winterregen bezeichnet werden, da die Masse der Niederschläge bei niedrigstem Sonnenstand erfolgt. Die Vegetation wird durch die Agrumen, die den Tropen entlehnten Culturbäume, Orange und Citrone gekennzeichnet. Diese Zone umfasst das südwestliche Sardinien, ganz Sicilien und einen kleinen Theil des Festlands. Neapel liegt in ihrem Bereich, dann biegt die Grenze nach Süden aus über die apulische Halbinsel hin. Der Abstand dieser Zone von der vorhergehenden ist deutlich markirt. In der Vorstellung der Alten nahm sie einen ähnlichen Platz ein, wie bei uns Deutschen der Westen und Süden unseres Vaterlandes im Gegensatz zum Osten und Norden. Hierhin lockte sie ein ewiger Frühling, hierhin flüchteten sie vor den Unbilden des römischen Himmels. Dazu kam ein in der Geschichte begründeter überaus wichtiger Unterschied hinzu. Die Ansiedlungen der Hellenen haben sich durchaus auf die letztgenannte Zone beschränkt: in ihr ist die fremde Cultur eingebürgert worden und hat sich von ihr aus verbreitet. Dergestalt werden durch die klimatischen Abschnitte zugleich culturelle und geschichtliche Phasen ausgedrückt: im Norden das von den Römern eroberte Colonistenland, in der Mitte das italische Stammland, endlich der hellenisirte Süden. Bei uns in Deutschland wird das Klima milder und wärmer, je weiter wir nach Westen fortschreiten dem Ocean entgegen. Deshalb folgen auch die Culturschichten nicht der Richtung von Nord nach Süd, sondern von Ost nach West: im Osten das Colonistenland, zwischen Elbe und Rhein das germanische Stammland und endlich der alte Culturboden, auf dem wir hier stehen, von dem die Civilisirung der Deutschen ausgegangen ist. — Ebenso wirksam wie die horizontale greift auch die verticale Gliederung in das Klima und die Geschichte Italiens ein. Es ist ein Gebirgsland, und ungefähr bei je 150^{m} Erhebung über der Meeresfläche vermindert sich die Jahreswärme um 1°. Damit ergeben sich gleichfalls 3 über

einander gelagerte Zonen: eine See-, Hügel- und Bergzone. Die erste nimmt annähernd ein Zehntel des gesammten Areals der Halbinsel ein: ihr gehören die etrurische latinische campanische apulische und alle die übrigen Ebenen an, welche im Alterthum die Sitze der Staatenbildung und Gesittung gewesen sind. Ihr allein kommen jene Vorzüge des mediterranen Klima, wie ich es früher geschildert, voll und ganz zu. Der Hügelzone eignen sie nur zum Theil; denn die Olive steigt kaum höher als ca. 500^{m}, Weinstock und Weizen höher als 1000^{m}. Aber reichlich die Hälfte des Landes hat die Winter und die Vegetation Mitteleuropas. Freilich würde man vergebens nach den saftigen Matten der Alpen hier ausschauen. Der Appennin vereinigt die Schattenseiten des nordischen und mediterranen Klima in sich, die winterliche Kälte des einen mit der sommerlichen Dürre des anderen. Die Bodengestaltung Italiens erläutert den Gang seiner Geschichte. Wer je bei kurzen Tagen aus den beschneiten Hochflächen Samniums und Lucaniens, wenn der Nordwind Mark und Bein erschütternd über die Kämme fegt, hinabgestiegen ist an die sonnigen grünenden Ufer der tyrrhenischen See, wird es begreiflich finden, wie Aequer und Volsker, Samniten, Lucaner, Brettier und wie sie immer heissen mögen die Stämme des inneren Appennin, unablässig über die Ebenen herfallen, Raubthieren gleich, welche Frost und Hunger zum Angriff auf die Gehöfte treibt. Und wenn der Geschichtsfreund die denkwürdigen Kriege der römischen Republik an seinem Geiste hat vorüberziehen lassen, dann mag er wohl in dem Brigantaggio der Gegenwart einen Nachhall derselben erkennen, den letzten Widerstand, welchen der freie Sohn der Berge gegen die ihm aufgezwungene Knechtschaft städtischer Cultur leistet. Nirgends treten die Gegensätze reiner unvermittelter anschaulicher entgegen als in dem südlichsten Ausläufer des Landes, in Bruttium. Die Gebirgsinsel der Sila erhebt sich noch immer in ursprünglicher Waldwildniss, der unbekannteste Fleck in ganz Europa; zu ihren Füssen die Ebene von Sybaris, die ob auch jetzt versumpft und verfiebert, doch durch Arbeit und Verstand in das Paradies, das sie einstens war, umgewandelt werden kann. Derart stellt die Landschaft, welche zuerst den Namen Italia getragen, ein Ur- und Abbild der ganzen Halbinsel dar.

Es bleibt noch übrig das Verhältniss des heutigen Klima zu dem des Alterthums festzustellen; aber die vorgeschrittene Zeit verbietet mir Ihre Aufmerksamkeit länger in Anspruch zu nehmen. Ich habe die klimatischen Erscheinungen der Gegenwart ohne Weiteres auf die Vergangenheit übertragen. Dass in allem Wesentlichen völlige Uebereinstimmung statt findet, wird nicht bezweifelt und kann nicht bezweifelt werden. Es handelt sich nur darum, ob überhaupt beachtenswerthe Aenderungen des Klima in historischen Zeiten eingetreten sind. Die Frage ist äusserst schwierig und in verschiedenem Sinn beantwortet worden. Nach meiner Ansicht lassen sich allerdings Abweichungen erkennen: das antike Italien hatte einen strengeren Winter als das jetzige, und eine minder intensive Dürre im Sommer. Aber wie gesagt es hiesse Ihre Geduld missbrauchen, wenn ich die Beweise hierfür ausführlich darlegen wollte. Es bedarf ja wohl überhaupt der Rechtfertigung, dass ich diese Mittheilungen an dieser Stelle vorzutragen mir gestattet habe. Ich suche die Rechtfertigung dieser Mittheilungen in ihrer Tendenz: in der Tendenz den Herren Collegen von der Naturwissenschaft zu zeigen, dass wir Philologen gern von ihnen lernen, dass wir nach besten Kräften die Ergebnisse ihrer Forschung uns anzueignen und auf dem uns zugewiesenen Arbeitsfeld zu verwerthen bestrebt sind.

Der Präsident drückt dem Redner den Dank der Versammlung aus und ertheilt das Wort Herrn Prof. Dr. E. Schmidt aus Strassburg:

Komödien vom Studentenleben aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Die Umwälzung unseres geistigen Lebens durch die Reformation erwies sich, abgesehen von dem frisch quellenden Born des kirchlichen Gemeindelieds, nicht von vornherein als eine Weckerin deutscher Dichtung. Die Parteigegensätze schärften im Drange streitender Auseinandersetzung die Beobachtung für die Schwächen des Gegners, führten einen Schwarm von Satiren und Pasquillen in verschiedenster Form auf den Plan und begünstigten damit die Pflege einer nur halbpoetischen Gattung, wie denn überhaupt gerade die kleinen Gattungen reicher gediehen. Mit der Entthronung der Himmelskönigin entschwand der Lyrik ein hohes reines Frauenideal und das Liebeslied musste um so mehr verkümmern, je eifriger ernste Sittenstrenge die Erotik befehdete. Das Drama litt unter dem verhängnissvollen Zwiespalt zwischen gelehrter und volksthümlicher Dichtung, obwol Wechselbeziehungen nicht fehlten. Die echten Humanisten haben hier verhältnissmässig wenig geschaffen und auch bei ihnen drängten sich polemische Elemente früh vor. Der steifere Terenz lief dem kraft- und saftvolleren Plautus in der Herrschaft über die Schulkomödie den Rang ab. Luther selbst, wahrhaftig kein Feind der Poesie, schätzte die alte Komödie keineswegs nur aus ästhetischen Gründen und redete den neuen biblischen tapferen Tragödien und gottesfürchtigen Komödien wesentlich vom Standpunkte des apostolischen Kriegers und Lehrers das Wort.

In zahlloser Menge überwiegen die *dramata sacra* die *comoediae profanae*, sei es dass kunstlos verarbeitete Stoffe des alten, viel weniger des neuen Testaments Bibelkenntniss und reine Lehre unter das Volk tragen sollen, sei es dass das protestantische Pamphlet dramatische Belebung sucht, wie bei dem ungestümen, aber im *Mercator* aristophanischer Kühnheit nicht baren Naogeorg, bei den Schweizern Gengenbach und Manuel, in der niederdeutschen Disputatz „Claws Bur". Der gewaltige pädagogische Drang des Jahrhunderts schwingt auch in der Dichtung die Zuchtruthe. Im Drama, in der Prosaerzählung, im Schwank. Manches, was auf den ersten Blick leichter Scherz scheint, hat eine tiefere Bedeutung. Wenn z. B. Hans Sachs einen Bauer aus dem Corpus juris des studierenden Sohnes den Rand mit den Glossen wegschneiden lässt, so hängt dieser naive Hinweis auf das Genügen des reinen Textes mit dem grossen humanistisch-reformatorischen Schriftprincip und Luthers Hass gegen *der veter glosen* zusammen.

Den Aufschwung des Schulwesens kennzeichnen zahlreiche Stücke, die sich „Schulspiegel", „Meidleinschul" und ähnlich betiteln. Auch Schulteufel[1]) treiben ihr Unwesen.

Wir erkennen diesen pädagogischen Zug in der Bevorzugung gewisser Stoffe: so in der auf katholischer und evangelischer Seite gleich regen Bearbeitung des alten im Grunde doch echtprotestantischen, wenigstens zu lutherisch-paulinischer Fortführung treibenden *Every-man* und vor allem in der Vorliebe für das Gleichniss vom „verlorenen Sohn".

1) Vgl. auch wie in Kolros' Nachspiel zu den „Fünfferlay Betrachtnüssen" der Teufel es einem gleich ansieht *das er nits Vatter vnser kan Und wayßt doch alle flüch und spyl;* voraus geht eine Musterung aller bösen Söhne seit Elis Zeiten.

Ich kann hier nicht auf die lange Reihe einschlägiger Stücke seit des Burkard Waldis *Parabell vam vorlorn Szohn* und dem viel bedeutenderen *Acolastus* des Haager Rectors Gnapheus (1529) eingehen, auch um nicht in dem Revier meines Lehrers Scherer zu jagen, der nach dem ersten Anhieb durch Gervinus und der vorzüglichen bibliographischen Leistung Goedekes das wüste vielverschlungene Durcheinander der biblischen Stücke durch eine methodische Behandlung nach Stoffkreisen zu sichten unternommen hat. Aber diese neutestamentlichen Stücke bilden meinen Ausgangspunkt.

Der „verlorene Sohn" bot bequeme Handhaben zur Verbindung mit Motiven und Typen der antiken Komödie, in der man nicht vergebens die sorgenden oder frivoleren Alten, die leichtsinnigen Söhne, die durchtriebenen Sclaven, die Parasiten, den *leno*, die *meretrix* beobachtet hatte. Ich erinnere nur an die *Hecyra* und ihre Bearbeitung durch Hegendorffinus. Gnapheus, weit mehr Plautiner als Terenzianer, führt vom zweiten bis zum vierten Act das Lotterleben[1]) und Sinken des Acolastus mit genialer Anschaulichkeit vor.

Der ewige Stoff forderte, wenn der Dramatiker nicht in einseitiger Scheu nur die Metanoia des Jünglings betonte, die immer weiter verweltlichende Modernisierung heraus. Macropedius schildert seine *Rebelles* als zwei vom Schulzwang zu sündhaften Vergnügungen, ja zu Frevelthaten entlaufende Muttersöhnchen. Aehnlich verfährt in Deutschland später der wackere Hayneccius und — man beachte die Verknüpfung der Fäden — wenn in seinem *Almansor*[2]) der Vater Heli, die Söhne Pinehas und Ophni heissen, so ist wieder eine biblische Reminiscenz unverkennbar, in Erinnerung an die Geschichte Elis, die gleichfalls des öfteren im pädagogischen Sinne dramatisiert worden war. Von Gnapheus und Macropedius angeregt schreibt Jörg Wickram von Colmar, nachdem er vorher ein biblisches Drama „Der verlorene Sohn" gedichtet hat, seinen „Knabenspiegel" und dramatisiert ihn dann, worin ihm so manche folgen. Mütterliche Affenliebe, verderbte Kindheit, contrastierende Entwicklung: Fridbert steigt — Wilibald sinkt, sein Verführer Lothar wird hingerichtet.

Von selbst bot sich nun eine Uebertragung ins Academische und sie erfolgte früh nach Art jenes neuen burlesken Liedes, das den Sohn Balthasar als trinkenden, buhlenden, spielenden und verschuldeten „Senior von dem Babyloniercorps" vorführt. Die Komödien vom Studentenleben sind zunächst nur Ableger von jenem grünenden Ast der biblischen Dramatik.

---

1) Hier ist auch an die Verwandtschaft mit dem *Every-man*-Kreise zu erinnern: Kolros schildert in den „Fünfferlay Betrachtnüssen" das sündhafte Leben eines weltlichen Jünglings, Stricerius im „Schlömer" ausführlich das Saufen, discreter das Huren des Mannes. — Ferner an Novellen vom Schlage des Boccaccioschen Andreuccio (II 5), wo ein Jüngling von einer Buhlerin betrogen und ausgeplündert wird; mehrfach nacherzählt (Montanus) und dramatisiert (Ayrer). Montanus erörtert die Beziehung ausdrücklich in den Reimen gegen Schluss „Lieber liß von Willibaldo [Wickram], Wie er was ein frommer Knab Lotharius jhn verführet hab. In heiliger Schrifft findst du fürwar Luce am Fünfftzehenden klar, Ein Reicher alter mann war, Der hat ein Son alt zweintzig Jar. Der sich auff böse Gsellschafft gab, Dardurch verführet war der Knab. Das er sein Erbteil vom Vatter wolt haben, Das verthat er in frembden Landen. Mit Huren vnd böser Gsellschafft, Bald sein Gütlin verprasset hat" u. s. w.

2) Die Vorrede rubriciert die *Carcinomata* der Schulen: die von Natur aus unverbesserlichen Esauiten, die verzärtelten Heliten oder Barabbae, die zur Schlechtigkeit verzogenen Absoloniter oder Jesabeliter (die eine Mutter hier heisst Jesabel, ein verzogenes Bürschchen Absolon), die tölpelhaften Nabaliter. Vom Teufel als Schulfeind seien die bösen Bezeichnungen der Lehrer *tetricus, plagosus, invisum pueris virginibusque caput* erfunden. — Eli, vgl. auch Wickram's „siben Hauptlaster" Cap. 11.

Voran geht 1549 ein junger Magister aus Frankfurt a/O., Christoph Stymmel (*Stymmelius;* Stummel, *Stummelius*) mit den *Studentes*[1]), *Comoedia de vita studiosorum.* In der Widmung an den Rath der Vaterstadt zeigt er sich sehr erwärmt für das Gedeihen christlicher Schulen und betont den Nutzen der Komödie, welche die Eltern vor Gefahren warne, dass z. B. manche Familie mit einer hübschen Tochter den Studio gleich Vogelstellern fange. Sein Stück steht unter dem Bann des Terenz.

Gleich die Namen, immer wichtig für den litterarhistorischen Zusammenhang, bezeugen die Anlehnung an Gnapheus[2]). Von ihm stammen Acolast und Eubulus. Es sind Characternamen: Philargyrus ist der sparsame Vater des fleissigen Philomathes[3]), der kluge Eubulus der des lüderlichen Acolastus, während der nachsichtige Philostorgus den ausschweifenden Acrates zum Sohn hat. Ein händelsüchtiger Student heisst Philostasius, ein verführerisches Mädchen Deleasthisa.

Wie bei Gnapheus eröffnen Berathungen das Stück, in denen Philargyrus schliesslich zur Entsendung seines Sohnes überredet wird. Er hat ausser pecuniären Bedenken eine ängstliche Abneigung gegen das gefährliche Studentenleben. Eubulus hält dann die stereotype Abschiedsrede. Der weltkluge Mann ist höchst ungalant gegen das schöne Geschlecht:

cum nullum uiuat animal pestilentius
Quam mulier.

Uebrigens denkt er insgeheim wie Philostorgus, dass eine lustige Cumpanei und dann und wann eine *meretricula* dem Jüngling mehr nützen als ewiges Studieren.

Glückselig ziehen die Drei in die Universitätsstadt, wo Colax sie auf ihre Bitte zu einem tüchtigen Lehrer, dem *Pedeutes,* führt. Philomathes erwidert die ermüdende schulmeisterliche[4]) Rede des Professors mit braven sentenziösen Versprechungen, die er

---

1) Ich benutzte die 3. Ausgabe .... *nunc primum in lucem edita, authore M. Christophoro Stummelio F. Eiusdem Carmen de iudicio Paridis* [$6^1/_2$ *ss* im elegischen Versmass, nach Lucian, Corner gewidmet). *Addita est Praefatio Iodoci Willichij, et epilogus a M. Christophoro Cornero. Coloniae In aedibus Petri Horst. Anno* 1552 (6 Bogen kl. 8°, Strassburger Univ.- u. Landesbibliothek). Auf der Rückseite des Titelblatts steht das damals obligate Epigramm (5 Dist.) *In Zoilum: iuvenilia scripta* seien dem *iuvenis* gemäss, die *maturior aetas* werde *matura* liefern. Die *Praefatio* ist an den Breslauer Gönner Syndicus *Dr. Wipertus Sueuus* gerichtet und ergeht sich mit citatenreicher Geschwätzigkeit über die *genera poeseos,* die Verbindung von *voluptas* und *utilitas.* Aristophanes biete mehr *ridicula* als *seria,* aber Terenz zeige eine sittliche Tendenz: *vaga libido damnatur,* oder sie beweise, dass eine Ehe nur bei elterlicher Zustimmung legitim sei [vgl. Stummel's 5. Act]. *Ad hunc modum nostra aetas multos comicos uelut ex equo Troiano effudit, non ita infelices.* So der treffliche Stummelius mit seinen Μανθάνοντες, *aut Studentes.* — In dem trockenen Epilog beklagt Corner die allgemeine Verachtung der Poesie und fleht: *Seruate Musas hoc tam misero saeculo.* Er nennt die Komödien Abspiegelungen des Lebens, rühmt die Typen des eleganten Terenz und des alten witzigen Plautus und zieht die Moral aus unserem Drama. — In der Widmung stellt St. sogar Tragödien in Aussicht: *Quem nunc socco indutum uidetis ingredi, Olim Cothurno forsitan uidebitis.* 1579 *Isaac immolandus* (Goedeke S. 135 f., Gottsched 2, 235). *Studentes* verdeutscht?

2) Im *Acolastus* des Gnapheus: *Chremes, Sannio* aus Terenz (König S. 12, 19). *Pantolabus scurra* aus *Horat. sat.* I 8, 18; II 1, 22. Aus Aristoteles *Pelargus* (Pariser A. III 183, 60), *Eubulus* (II 70, 44), *Pamphagus* (*Eud.* III 7), *Acolastus* (*Eud.* III 2, vgl. *Gell. N. A.* VI 11, 2). — Einige dieser Namen scheinen, wie mir ten Brink andeutet, auch in die englische Dramatik hinübergewandert zu sein.

3) Name des Sohnes im *Hecastus* des Macropedius.

4) [Nachtrag. Von Eckstein s. u. freundlichst auf die Dialoge des Petrus Mosellanus verwiesen, erinnere ich hier an *Paedologia Dialogus sextus. de recipiendis in disciplinam scholasticis.*]

auch wacker erfüllt. Er betritt die Bühne fortan nur noch einmal (3, 4 f.) um uns von dem steilen Weg zum Musenberge eingehend zu unterhalten und dem Acolastus die Leviten zu lesen. Dieser und Acrates entwickeln sich nämlich sehr unähnlich dem Musterknaben. Sie gerathen in schlechte Gesellschaft. An die Stelle der von Gnapheus meisterhaft geschilderten Parasiten und zugleich des falschen Freundes Philautus treten hier verkommene Studenten. Wunderlich nur, dass Stymmel zwei derselben Myspolus und Colax in einer unnützen Scene (2, 2) ganz ihrem Character zuwider ein langes wissenschaftliches Gespräch über die Harmonie der Sphären führen lässt. Das nächste Mal (2, 5) erzählt Myspolus passender von einem nächtlichen Saufgelage und den Heldenthaten der nassen Knaben gegen die Scharwache. Da nahen die zwei Beani. Colax lädt sie ein. Sie lehnen ab[1]): ein geschwänztes Colleg kehre niemals wieder, ungleich dem euböischen Euripus. Aber zureden hilft.

Der dritte Act entspricht entfernt dem dritten des Gnapheus, doch Deleasthisa ist keine Lais, sondern die leidlich züchtige Tochter des biederen Hauswirthes Euprositus. Acolastus beginnt mit einem heissen[2]) Liebesmonolog, der die Reize der Schönen analysiert, seine brennende Leidenschaft schildert, aber mit Lesefrüchten aus Mythologie und Sage überladen ist. Deleasthisa, von Acolast belauscht, klagt ihre plötzliche Neigung zu dem schmucken Jüngling. Sie begrüssen[3]) einander zärtlich. Stymmel beginnt die Scene geschickt, lässt aber dann eine weise Steigerung vermissen, indem das Mädchen schon das glühende Geständniss Acolasts und nicht erst sein zu deutliches Heirathsversprechen *ex me si conceperis* mit sittlicher Entrüstung heftig abweist. Er hofft Gutes von dem Gelage in Abwesenheit ihrer Eltern; eine sorgsame Motivierung.

Das folgende Symposion (3, 3) ist mit den kühnen Scenen des Gnapheus verglichen recht matt ausgefallen. Man trinkt einander zu, Acolast würfelt mit Deleasthisa, die ein goldgesticktes Tüchlein einsetzt, aber nicht er singt eine leichtfertige sapphische Ode (Gnapheus 2, 2), sondern ein Spielmann trägt eine solche siebenstrophige *Ode de adulterio Veneris et Martis* nach der Odyssee[4]) vor. Philostasius verwundet den Acrates im Streit über ihr Kartenspiel. Lärm, die Polizei kommt mit dem Ruf *Ba ba bu*, wird aber mit Schlägen heimgeschickt.

Der vierte Act schildert die Klemme der beiden Studenten. Acolast soll und will die Deleasthisa heirathen, Euprositus ist wüthend, seine Gattin Eleutheria vermag ihn

---

1) *ad lectionem .... Siquidem neglecta lectio nunquam revertitur Nec uelut Euripus Euboicus rursus reciprocat.* Dann *Age, eamus una, sed posthac ero diligentior. Nam non possum semper chartis et studiis immori.*

2) *Deum immortalem quantus ignis aestuat In me, qui quoniam per uenas paßim repit, Totum cor incendit flammis furentibus: Vt uidear mihi pro uerbis flammam emittere,* Vergleich mit Enceladus, aber seine Liebesflammen seien heftiger, *adeo me Deleasthisae coquit Et formae decus, et morum castimonia.* Aehnlich unten. Schlaflosigkeit; er welke wie eine Rose in der Sonne. Beide Male wird auch der *turgentes mammulae* gedacht. — Ungleich virtuoser sind die Liebesmonologe des sinnlichen Sextus in Junius' „Lucretia" (Strassburg 1599).

3) *Salue, mea Venus, salue et Charis tu mellitissima: Euge Acolaste, salue ab imo calce ad summum verticem.* Aber man lese das Gekose des Gnapheus'schen Acolast und der Lais, *mel, nectar, faustitas* u. s. w.: *ocelle, passercule, mentula, Veneris catelle* (3, 5)

4) Od. 8, 266 ff. — Acolast's Aeusserung danach *Ecquidem et ego me cum Venere uinciri permitterem* entspricht den Worten des Hermes 8, 341—343.

kaum zu besänftigen. Monologe[1]), erregte Dialoge. Acrates sucht seinem Gläubiger Danista auszuweichen. Er will die zwanzig Goldstücke seinem Vater nicht für Dirnen und Feldscheer, sondern für die Kosten eines fingierten bösen Fiebers verrechnen. Eubulus und Philostorgus — vgl. Gnapheus 3, 6 — beschliessen selbst zum rechten zu sehen. Im letzten Act wird der masslos erzürnte Eubulus[2]) endlich doch begütigt, zumal die Familie des Euprositus angesehen und wohlhabend ist. Acrates hat vom Vater Geld erhalten, der reuige Acolast wird Deleasthisa heimführen.

Die Schwächen des Dramas liegen auf der Hand. So sind gleich die drei Väter und drei Söhne vom Uebel, denn mit solchen Ziffern weiss wohl die gewandte Situationskomik etwa eines Kotzebue zu rechnen, während die Technik bei Stymmel trotz einigen Feinheiten noch in den Windeln liegt. Keine Einheitlichkeit oder Consequenz in Characteristik und Handlung, ein Fallenlassen einzelner Rollen, halbe Lösungen, eine Menge durchaus entbehrlicher Scenen, Abschwächung der Motive, und ein breitrhetorischer Stil junger Schulweisheit. Diese gelehrte von Glossen triefende Beredsamkeit ist allen ohne Unterschied eigen. Was braucht ein Philister von Lucretia, Orpheus und dem Stier des Phalaris, seine Tochter von Medea zu reden? Wozu die ewigen *exempla* in den Monologen des Acolast? Auch das Latein ist nicht löblich; es strotzt von Germanismen.

Die Actschlüsse sind durch kurze Chöre bezeichnet, welche mit Ausnahme des ersten, der die Geldgier bekämpft, den Jüngern der Musen gute Lehren predigen. Der vierte zeigt uns den jungen Dichter von neuem als fanatischen[3]) Misogyn.

Ungleich drastischer wurden die Schattenseiten des academischen Treibens fünfzig Jahre später in einem Rostocker Drama behandelt, in Albert Wichgrevs[4]) *Cornelius rele-*

---

1) Acolast tritt immer am meisten hervor. 4, 2; 5, 1 .... *Beatus ille qui procul ab his uinculis, Sedulo uacare potest ingenuis artibus. O si reuerti elapsa possent tempora* [für das von anderen unzählige Male verwendete Citat: *O mihi praeteritos referat si Iuppiter annos*] .... *Recte dictum est, damnosas esse foeminas, Bonas malasque*, Penelope war nur eine Ausnahme.

2) 5, 4 lange juristische Verhandlung.

3) *Peius haud quicquam muliere uiuit,*
Nam uenenoso uomit ore flammam,
Et quibus fallat iuuenes tenellos
Retia ponit.
Spirat emittens uelut Aetna flammam,
Perdat ut stultos miserosque amantes,
Hanc, precor, pestem fuge qui nouena
Numina quaeris.

4) *M. Alberti Wichgrevi Hamburgi P. L. Cornelius relegatus ..... Acta anno jubilaeo Rostochi in foro latino. Nunc vero emendatior tertium edita cum Praefatione ad Lectorem. Lipsiae, Anno* CIↃ · IↃ · CII (Grossh. Bibl. zu Weimar). Die erste Auflage war bei Lorenz Albert in Rostock verlegt. Die 2. Auflage erschien 1606 mit einer neuen Vorrede (*Pritzwaldiae ex meo Musaeo Anno* 1600), welche einen feindlichen Doctor, der ihn *stentoria voce* angegriffen, zurückweist), wie auch der Schluss der ersten Widmung an den Hamburger Rath (*Rostochii ex Museo meo, Anno Jubilaeo, die ascensionis Christi ad coelos*) die „Zoilos" striegelt. Eine Masse Lobepigramme. Hinten ein Epigramm von *D. Fridericus Wideramus: In iniquos censores.* Dann eine unbedeutende *Satura in Vetulam ex cuius nomine per Anagrammatismum AH Vitulli Mater.* — Der *Prologus* erzählt die uralte Parabel von Vater, Sohn und Esel zum Beweis, dass den Gelehrten und dem Pöbel zugleich gefallen wollen die grösste Thorheit sei. Das *Argumentum* gibt den Haupttitel anagrammatisch. Vor jedem Act ein Argument in deutschen Knittelversen, wie solche z. B. in Strassburg für die Zuschauer besonders ausgegeben wurden. Sommer behält sie bei. Seine ziemlich treue Uebersetzung gibt Senare, Septenare, troch. Tetrameter u. s. w. natürlich gleichmässig durch holprige Knittelverse wieder. Auch der Ausdruck wird vergröbert. Sentenziöse Stellen hebt Wichgrev durch grössere Antiqua aus dem Cursivdruck hervor. — Die Besprechung Genthes in Rosenkranz's N. Z. (Goedeke S. 138) war mir nicht zugänglich. Oder ist es nur eine Notiz über die

gatus siue comoedia nova festissime depingens vitam pseudostudiosorum; et continens nonnullos ritus academicos in Germania. Gleich der Titel mahnt an den damaligen Universitätsjargon, worin nach R. Köhlers kundigen[1]) Ausführungen „Cornelius" mit den Ableitungen *cornelizare*, „cornelisiren" u. s. w. jede Art physischen und moralischen Katzenjammers bedeutete. Daher sagt hier der Rector

. . illud nomen hic clarissimum
a conscientia mala, tu reddito,
illud felicius ut in nomen exeat.

Wichgrev kannte offenbar Stymmels *Studentes*, von deren Erfolg ein Dutzend Drucke bis 1647 herab zeugt, er kannte aber auch noch des Gnapheus Acolastus, denn gleich ein fett gedruckter Satz seiner Vorrede des Inhalts: unsere Zeit habe ihre Tullios, Livios, Vergilios, Chrysostomos u. s. w. — *Menandros*[2]) *vero et Terentios pene nullos habet* ist ein Plagiat aus der *Praefatio* des Gnapheus.

Die Komödie wurde 1600 in Rostock von Studenten gespielt, mehrmals aufgelegt und 1603 von dem bekannten Uebersetzer Pastor Johannes Sommer zu Osterweddingen auf allgemeines Verlangen verdeutscht, weil „dieselbe der heutigen Leimstenglerischen [geckenhaften] Cornelischen Jugend inn Stadt vnd Hohen Schulen *mores* vnd sitten als mit lebendigen Farben abmahle". Er habe Bedenken getragen die Studenten „bey etlichen mißgönstigen vngelerten" noch mehr zu verdächtigen, aber die allgemeine *Laxatio disciplinae scholasticae*, wodurch die Welt „mit *Cornelijs* vnd *Hasionibus* [Gecken] . . . vberschüttet" und „die cornelianische Seuche wie eine Wasserfluth eingerissen" sei, heische energische Abwehr: „Denn wenn Jungfraw *Indulgentia* den Schülern beygesetzt wird, dürffen sie wol Hörner auffsetzen, vnnd auß Kelbern gar zu Ochsen werden." Wie die

---

maccaronischen Brocken der Depositionsscene? — Weitere Komödien Wichgrevs (er spricht von *aliae foeturae*) sind mir unbekannt.

1) Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 452 ff. „*Cornelius*. Eine Ergänzung zum deutschen Wörterbuche." „Cornelius" bezeichnete auch die Ursache des Katzenjammers: Ueppigkeit, Ausschweifung.

2) *vero* und *pene* Zusatz Wichgrevs.

3) Ich benutzte die 2. Auflage (vgl. Goedeke S. 314): „*Cornelius Relegatus*. Eine newe lustige *Comoedia*, welche gar artig der falschgenannten Studenten leben beschreibet. Erstlich in lateinischer Sprach beschrieben, Durch *M. Albertum Wichgrevium Hambur*. Jetzo aber auff vieler ansuchen vnd begehr in Teutsche Sprach vbersetzt, Durch *Johannem Sommerum Cycnaeum*. Pfarrherrn zu Osterweddingen — Holzschnitt [Studentenstube, Cornelius sorgenvoll am Tisch, das Haupt gestützt, auf dem Boden liegen zerstreut Bierkannen, Karten, Würfel, Rappiere, Hut, vor ihm ein Kind in einer Wiege, eine Jungemagd bringt ihm ein zweites, der Ofen ist zerbrochen, neben dem Fenster eine Laute an der Wand, an die Thür kreidet der Pedell die Citation *AD RECTOREM*]. — Zu Magdeburg bey Johan Francken" (Kgl. Bibl. zu Berlin). Die Vorrede ist datiert: Osterweddingen 25. Mai 1605. Wir erfahren daraus weiter, dass ein Freund ihn auf Wichgrev's Stück aufmerksam machte, nachdem er bei ihm die Uebertragungen von Cramer's *Areteugenia* und *Plagium* gesehen. Cramer selbst habe dieselben in Druck geben wollen, sei aber inzwischen von Wittenberg nach Stettin versetzt worden. Sommer weigerte sich anfangs auch, weil das Latein „anmuthlicher und lieblicher" sei. Aus der Polemik gegen die Nachsicht der Eltern verzeichne ich noch seinen Vorwurf: nicht nur alte „Lappenheuser" schneiden ihren Kindern die Narrenkappe zurecht, sondern jüngere leimstenglerische Väter gewöhnen ihre Ehepflänzlein „flugs zu langen Französischen Harlocken, weiten Müllerhosen, vnd newer Utopischer Leimstenglerischer Cornelianischer Manier vnd Zier." — Hinten eine langweilige Recapitulation „Kurtze Beschreibung des *Cornelij* von einem *Cornelianer* gedichtet" (Schaw allhie meinen Haußhalt an). „Gedruckt zu Magdeburg bey Andreas Seydners Erben."

römischen Saturnalien sei dies „Sawspiel“ eine Warnung wider „solch bachantisch Cornelisch Sawleben“, eine Warnung für die angehenden Studenten, eine Warnung für die närrischen nachsichtigen Väter.

Eubulus — wieder dieser Name — hat sich auf Zureden der Nachbarn hin entschlossen seinen Sohn, welcher der Prügel in der Stadtschule überdrüssig ist, drei Jahre studieren zu lassen. Sorgen, Warnungen, auch vor den Weibern *malorum pestis omnium*, Gebet, Triumph des Sohnes wie bei Gnapheus. Hier ist eine Mutter hinzugekommen, deren ungeschickter Weise alles, sogar die Namen genau vorausahnender Traum auf Gnapheus 5, 1 zurückweist. Hübsch ist, dass Cornelius der alten Magd einen halben Thaler zum Abschied geben soll. Der verschlagene Bursche will seinen Wechsel lustig durchbringen, wie er schon als Kind das Geld für Bücher verschlemmt und statt in der Schule bei seiner Eugenia gesessen hat. Dem trauernden Schatz sagt er nun Ade, sie räth ihm zu einem bürgerlichen Beruf daheim, er aber will nicht Krämer, sondern Jurist werden; sie kosen[1]), tauschen Geschenke, sie bittet um Briefe. Lustig zieht der *filius prodigus* — so lautet ja auch der Nebentitel des Gnapheus[2]) — ab, um alsbald im zweiten Act unter lüderlichen studierenden Landsleuten zu erscheinen, denen ihre Väter, diese *senes stolidi*, nur Briefe, kein Geld mitgeschickt haben. Susio will als Soldat nach Ungarn ziehen. Sorgius ist bereit, dem „stinkenden[3]) Beanus“ die Anmeldung beim Pedell zu besorgen und nimmt ihm einen Joachimsthaler ab, den die drei Gesellen — dieselbe Zahl wie bei Stymmel — verzehren wollen, denn die Kost bei ihrer Wirthin könne kein Vieh geniessen.

So hören wir denn gleich die rohen burschikosen Klänge eines entarteten Studentenlebens viel vernehmlicher, als in Stymmels Drama. Wichgrev will die *ritus academici* getreu schildern, die er, der dreissigjährige, seit zehn Jahren an der nordischen Hochschule beobachtet hatte. Ueber solche das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert beherrschende, wesentlich aus der Gesellenweihe der Handwerker entsprungene und zur Pein der Deposition entwickelte Bräuche hat Schade[4]) gründliche Untersuchungen vorgelegt. Der Fuchs, Bacchant, Beanus musste nicht nur von Rector und Decan aufgenommen werden, sondern sich zuvor der schmerzlichen Abhobelung der Bacchantenhörner und all dem begleitenden pennalistischen Unfug vor dem eigens dazu bestellten Depositor unterwerfen.

Von diesem Unwesen gibt uns Wichgrev eine bisher unberücksichtigte dramatische Veranschaulichung, welche bei der Aufführung den Studenten gewiss ebenso ergötzte, als etwa die kleinen Jünger des Triviums das Mogeln, Loosen, Schimpfen, Prügeln der faulen Buben[5]) bei Macropedius (2, 1) oder das „Aetzsch, Paetzsch“, „Klitzsch, Klatzsch“ der

---

1) *ocellulum, mel, corculum, rosa, coturnix, gallina, columbula* u. s. w.

2) *Acolastus, sive de filio prodigo.*

3) Susio: *Phui! quam hic BEANVS foetet commilitones optumi.*

4) Weim. Jahrbuch 6, 315 ff. Schoch's Komödie erwähnt Schade S. 325. — Ich trage nach *Ritus depositionis. Ludicra dum simulant spectacula, seria tractant .... Argentorati, P. Aubry* 1666 (mit Kupfern; darin *Dyas orationum de ritu depositionis*, Deutsche Sermon vom Deponiren der Bachanten). — Die Deposition hat auch das Motiv zur Satire *Eccius dedolatus* gegeben (ausser den Heilungspossen bei Murner, Gengenbach, H. Sachs, Naogeorg).

5) Am eingehendsten wird das üble Treiben der Schulbuben geschildert in Spelta-Messerschmid's *Sapiens stultitia* 1615 II Cap. 3 (Narrheit der Schulmeister, vnd *Provisorn*) und 4 (Narrheit der Hauß Katzen, Bierenbräter: vermein der Hauß Lehrmeistern, als *Paedagogen*), besonders S. 20 f.

Hayneccius'schen Schlingel oder später die seltsam benamseten Schüler *Quisquis, Siquidem, Nihilominus* des Christian Weise (Lustspiel von der verkehrten Welt 3, 1 ff.) oder die ebenso frechen *Quasi, Eheu, Präterpropter* des Samuel Grosser (Der königliche Schullehrer Dionysius). Ob zum Vortheile der Schulzucht?

Der Deposition und Immatriculation gilt fast der ganze zweite Act Wichgrevs. Der Depositor Aurarius eröffnet mit Handreichung und Kuss und der Anrede *Accede*[1]) *huc domine*, κυριε, *Adonai, Junckere* das spasshafte Examen. Was ist ein Beanus? Die Antwort lautet anagrammatisch *Beanus*[2]) *Est Asinus Nescius Vitam Studiosorum.* Cornelius und Simon erhalten einen Strick um den Hals, den Geckenhut und das kurze Narrenkleid. Wo wollt ihr hin? Ins Jungfernhaus. Der Depositor prügelt darauf die Löffelherrn[3]) mit dem Bullenpesel. Nach der Singprobe, die sich z. B. in Schulpforta neben anderen Depositionsbräuchen[4]) bis heute für die Novitien behauptet hat, zieht[5]) Aurarius dem seinen Schatz verläugnenden Cornelius einen Brief der Eugenia aus der Tasche, wie der Depositor sonst komisch-zärtliche Episteln der Mütter zu fingieren pflegte, und straft ihn in maccaronischen[6]) Versen, gibt ihm auch vier „Rabbuschias" für den „Bulenbrieffiam".

Nun beginnt der unangenehmste Abschnitt. Eine scheussliche Arznei muss die *venerei humores* aus dem Kopf ziehen. *Moc*[7]), *moc* antwortet der geplagte Magen. Der faule Elephantenzahn (*Arcadicus dens*) wird ausgebrochen. Schultern, Rücken, Gesäss gehobelt. Dann gibt Cornelius eine lübische Mark, während der arme Simon in einem deutschen Verse sein „Tranckgelt" nachzuzahlen verspricht.

Es folgt die Prüfung vor *Paulus Philosophus.* Cornelius zählt die von ihm gelesenen Schriftsteller her, eine stattliche Zahl, Apulejus wird gelobt, eine Liste von Namen aber, die Paulus fragend nennt, ist dem Bean ganz unbekannt. Dann wird *in antiquitatibus* examiniert. Wozu diente ein Hut? Nach dem *vates Ascraeus: Tibi pileus est paratus, In capite, ut minime madefiant imbribus aures.* Was bedeutet der Hut? Bei den Römern die Freiheit. Was ist das Etymon? πιλοῦν: *condensare, coarctare.* All das entspricht

---

1) Sommer „Kompt her, Herr Juncker Edelman." Er kürzt das Gespräch mit Simon.

2) Sommer fügt hinzu: Bachant Ein Alber Narr Und Stoltz, Ein grob vnd vngehobelt Holtz.

3) *O Cochleatores belluli, at ego vos agam In fustitudinas ferricrepinas insulas, Vbi vivos homines mortui incursant boves Vbi flent nequam homines.*

4) Die Singprobe vor den Primanern am ersten Abend, am nächsten Vormittag „Impfung" (übelschmeckende Arzneien u. s. w.) durch die Obersecundaner. Beide Male ein burleskes Examen, zweideutige Fragen wie „Was ist dein Alter?" u. s. w. Minder harmlose pennalistische Reste wie das „Herüberschlagen" der nach Obertertia Versetzten, das Prügeln der Tertianer beim „Examenmann" sind seit einer Reihe von Jahren abgeschafft; leider auch der von Corssen in eleganten Distichen besungene „Examenmann" selbst. — Simon muss beim Einnehmen, während es in seinem armen Kopf cyclopisch hämmert, singen *Pinipanchij* (deutsch „Pincke, pancke, Schmiedeknechte").

5) Vgl. die sehr ähnliche Scene in Rists vielleicht von Wichgrev abhängigem Stück *Depositio Cornuti typographici.* Schade a. a. O. S. 378 f.

6) „Herr Domine Juncker habt ihr ein Eugeniam, Die euch geschrieben solchen Bulenbrieffiam, So muss ich euch doniren vier Rabbuschias, *Ob has, quas imposuisti mihi fallacias. C. Hei hei mihi. AVR. Si hoc modo vidisset corculum* Ich weiß sie würd mir außrauffen mein Barthium." Folgt eine Mahnung an die im Theater sitzenden Jungfrauen nicht zu weinen, denn so verfahre er mit allen buhlenden Beanen.

7) Der Ruf zum hl. Ulrich, vgl. *Μοοc* in dem aristophanischen 3. Act des Naogeorg'schen *Mercator.*

den bekannten Thatsachen[1]), ebenso dass der Professor zur Vollendung der Absolution *a Beanismo* dem Neophyten einen Schluck Wein und das Salz der Weisheit segnend einflösst.

Schliesslich bittet der Depositor den Rector magnificus Fridericus Cornelius zu vereidigen und zu immatriculieren. Er muss als Patricier zwei Gulden erlegen.

Nun folgt im dritten Act die übliche Darstellung des Lotterlebens. Cornelius lässt durch die *Hospita*, die der moralisierenden Bromia des Gnapheus ähnelnde Magd Trullulalulla und die eitle Tochter Lubentia, sein Liebchen, ein Mahl herrichten, an dem auch der Gatte der braven Hauswirthin theilnimmt. Simon und der „Junge" Donat warten auf. Spielleute fehlen nicht. Das Schlemmen beginnt, da in Grillus' Magen die „Fressglock schon lang geschlagen hat"[2]). Alle Normen des damaligen Saufcomments werden beobachtet: man trinkt zu *integra pocula, ternis haustibus,* ἀπνευστί, *Curle Murle Puf, latinum poclum*[3]), bis die trunkenen Brüder mit schwerer Zunge „göcken", Grillus der guten Magd schmutzige Anträge stellt und Cornelius Ring und Goldgülden an Lubentia verliert. Roh, aber drastisch. Ebenso der Sturm gegen das Haus des Weinschenken Asmus, das Getöse[4]), die Abführung der Nachthasen durch die Scherganten, denen nur Sorgius[5]) entrinnt. Von der Zimpferlichkeit Stymmels weiss Wichgrev nichts. Lange, genau durchgeführte, mit frechen Lügen und Schimpfworten gewürzte Verhandlungen vor dem Universitätsgericht, Geldstrafe, Sühne.

Es geht bergab, wie der vierte Act nur zu handgreiflich erweist. Susio, der aus dem Türkenkrieg abgezehrt, verwildert, mit mehr *pediculi* als *nummuli*[6]) ruhmlos heimkehrt, stürzt sich wieder in das rüde Burschenleben, wobei ihm die alten Cumpane weidlich helfen. Der Bierverbrauch[7]) ist gewaltig. Auch die Studentendiener, immer ein berüchtigtes Völkchen, lumpen. Aber vor den Rector tritt die grosse Schaar der Gläubiger des Cornelius, der natürlich auch schon mit dem Carcer oder „Finckenbawer" Bekanntschaft gemacht hat: Hauswirth, Weinschenken, Krämer, Buchhändler, Schneider Novellus, Schuster Smutzo, Apotheker Morsio, Barbier Carpzouius, die Wäscherin. Cornelius prügelt den Krämer Harpax als Anstifter auf der Strasse. Dann trifft ihn endlich der Bote Ocypus: seine todtkranken Eltern haben ihn enterbt. Der verlorene Sohn zerfliesst in Reue. Im Winkel verborgen hört er die Citation des Pedells. Eine figurenreiche Scene

---

1) Vgl. Schupp „Freund in der Noth" und besonders „Der unterrichtete Student" Zugab S. 202 ff. 228 ff. Drei Krebsschäden der Universitäten: 1. Die grausame und thörichte Deposition (Frage: „Hast du eine Mutter gehabt?" „Ja". Ohrfeige. „Nein sie hat dich gehabt" u. s. w.). 2. Pennalismus. 3. Missbrauch der Grade.

2) So Sommer drastischer für *intestina nunc nobis diu crepant.*

3) *Hoc primum usque ad imum. Ac secundum bis medium, tertium vero ut primum* Zusatz Sommers.

4) Asmus immer ruhig *licet. C. Edax, furax, rapax, trahax, Grillus. Mendacium, voracium, rapacium* u. s. w. Dass Asmus ein junges Weib hat, ist unwesentlich. Wachtmeister Hansius erwähnt es 3, 6 nebenbei vor dem Rector.

5) Cornelisierender Monolog 3, 7.

6) Diese lebensvolle Scene theilweise im Deutschen besser. Susio: wir mussten laufen wie die Hasen, „Dann sie mit ihrem Türckischen Sabl, die Deutschen hawn auff den Schnabl". Corn. schwört „Potz Venus Leiden" (lat. nur *Hei*).

7) Als gute Sorten werden gerühmt *Zythus Rostochiensis, Hamburgienis, Seruestanus* (Zerbster), *aut bonus Broihanius.*

vollzieht die zehnjährige Relegation des erst kecken, dann flehenden Sünders[1]). Wild fluchend entfernt er sich. Seine Freunde treten traurig vor das schwarze Bret.

Daheim schüttet Cornelius seine wogenden Sorgen in einem vortrefflichen Monolog[2]) aus. Sein Beutel ist leer, statt der *libri* hat er leider *liberi*, die Genossen (Brotfreunde, nicht Nothfreunde, in Gefahr Todfeinde) sind gewichen wie *Fellowship* von *Everyman*. Die verhöhnten Gläubiger reissen ihm gleich dem Acolastus unter Misshandlungen die Kleider vom Leibe. Und das Mass voll zu machen erscheint Lubentia mit einem *Corneliolus*. Der arme Vater spricht seufzend einen noch heute bekannten Spruch[3]), wie bös *Puella* zu declinieren sei: *oculi vocativi, manus ablativae* u. s. w. Aber der Anblick des Kleinen erweicht ihn, er herzt das Kind[4]) und trennt sich nach einer festen Zahlungsverpflichtung von seiner Buhle, die den Knaben nun auch wieder mitnimmt. Erschöpft endet der Arme mit einem verzweifelten Monolog den Act.

Seltsame Laute eröffnen den letzten. Das eingeschobene deutsche Argument kündigt an: „Ein Gspenst itzt kömpt aus Plutons Land, welchs redt ein sprach euch unbekandt". Die Hexameter des Spectrum

Al Aborotz calcy Schul lacky missio purli
Blessio ny Cornil' fugalax moneoth naso lusim u. s. w.

bleiben unenträthselt. Reuig kehrt Cornelius zur Stätte seiner Kindheit zurück, findet aber nicht wie ein Acolastus freudig verzeihende Eltern, sondern verödete Räume, in denen nur das *mom mom* des *Diabol-homo*[5]) ertönt. Er schaut nach einem Strick aus, das Gespenst macht ihn durch Brummen auf einen an der Decke hangenden aufmerksam, als er aber abspringt, fallen von der sich öffnenden Decke mehrere volle Geldsäckel herab. Dieses märchenhafte Motiv gehört, abgesehen von dem Gespenst, zu jenem alten aus dem

---

1) Gerhardus Hospes klagt über die Schwängerung seiner Tochter. Unter den Beisitzern ist auch der Theolog Johannes, der die nächtliche Ruhestörung des C. vordem von der Kanzel herab gestraft hat. C. bittet u. a. *Quaeso agite mecum mitius, homo sum, humani a me nihil Alienum esse arbitror.*

2) 4, 11 . . . *mare pectus meum est, Ehcu mihi! lien necat, renes dolent, Pulmones distrahuntur, cruciatur jecur . . . . . jactor, crucior, agitor, stimulor, versor, feror, Distrahor, exanimor, diripior, exenteror. O terra aperi os! atque dehisce me Cornelium! Taedet coeli tueri conuexa amplius! Sedeo et non sedeo, sto et haut sto, ambulo et haut ambulo:* nur Schmerz!

3) *Hei hei! Puellae Oculos Vocatiuos habent, Ablatiuas manus; Datiuum poßides? Conceditur Genitiuus, mox sequuntur hunc Accusatiuus, Nominatiuus; caue Caue hos o juvenis casus, si recte sapis.* Sommer: „Nun hab ich lernen *declinirn Puella* die da thut verführn, Rüfft vnd winckt mit den äugelein, Das mag der *Vocatiuus* sein. Kompt man denn zu ihnen zum Spiel, Was Aug sieht, die Hand haben will, Das ist *Casus Ablatiuus*. Macht das bey mir ist kein *Nummus*. Sind sie willig mit ihrem Leib, Das man das Spiel (Auß vnd Ein) treib, Vnd geben einem *Venus* Haar, Welchs ich nenne *Datiuum* zwar, So folgt ein *Genitiuus* drauß, Bringen einem ein Kind zuhauß. Da muß einer thun schwere Buß, Folgt drauff ein *Accusatiuus*, Klagen bald an zu Halß vnd Bauch, Vnd nennen einen Vater auch, Das ist der *Nominatiuus*." Mir recitierte ein philologischer Freund: *Omnibus in casibus cave puellas, habent enim oculos vocativos, manus ablativas, si tu dativus, illa genetiva et deinde accusativa, tu vero miserrimus nominativus.*

4) *O auree ocelle Amoris qui donum et decus* = „Du kleines güldens hertzichen, Du trautes liebes schätzichen". — Im Pathetischen aber ist Wichgrev immer überlegen; so sagt Lubentia *Poenitere oportuit, quando mihi adhinniens Pudicitiae fregisti vi repagula,* wo Sommer von geilen Hengsten und einem erbrochenen Kasten spricht.

5) Sommer „Momkater".

Orient eingebrachten Erbgut, das Benfey im „Pantschatantra“[1]) untersucht hat. Es ist ebenso verbreitet, besonders durch Sammlungen wie Paulis „Schimpf und Ernst“, als variiert. Meist befiehlt der Vater selbst testamentarisch dem Sohn sich an dem Wunderstrick zu henken, den er sorglich mit dem rettenden Nothschatz verbunden hat. Wir sehen hier von neuem die Verwandtschaft mit den Stücken vom „verlorenen Sohn“, denn mit demselben Motiv hat der Züricher Josias Murer sein Drama vom Jahre 1560 „Der jungen mannen Spiegel“ geschlossen und eben dies Stück hat wiederum eine Reihe von Namen: Acrates, Philostorgus, Eubulus, Philargyrus (Wirth) mit Stymmels *Studentes* gemein.

Leider fügt Wichgrev noch eine Reihe[2]) weitschweifiger moralisierender Scenen hinzu, in denen Cornelius endlich durch die Vermittlung des Fürsten Nestor vom Rector wieder zu Gnaden aufgenommen wird.

Leicht wäre es aus der gleichzeitigen dramatischen Litteratur noch so manches heranzuziehen, aber ich darf den Rahmen dieser Untersuchung nicht sprengen. Nur die Entdeckung sei erwähnt, dass es bereits in Sodom übel um das höhere Schulwesen bestellt war, wie uns des Saurius *Conflagratio Sodomae* (Strassburg 1607) lehrt. Der versoffene Mathematiker Heber[3]) und seine würdigen Scholaren schreien überlaut ihr *Hubi? hubi? — Scuri, scuri, scuri!* statt des sonst bräuchlichen Studentenrufs *Holla Hoschaho juch*, zechen und bescheiden sich *cottabis artare Venerique noctes sacrare.* Auch eine Art Deposition war danach schon in Sodom üblich. So finde ich ferner im Bützbacher „Tobias“ (Marburg 1632) als Contrast eine Lotterscene der Söhne Lamechs nach Massgabe des „verlorenen Sohnes“ mit stark academischem Anstrich. All das zeigt Frischlinsche Schule.

Bekannt genug ist der mit der allgemeinen Kriegsverwilderung Hand in Hand gehende Verfall der deutschen Universitäten im siebzehnten Jahrhundert, wie ihn uns Tholuck in der gelehrten „Vorgeschichte des Rationalismus“ schildert und die zahllosen, doch ohnmächtigen Edicte der einzelnen Senate, die heftigen Klagen gleichzeitiger Schriftsteller offenbaren: der wohlmeinende Meyfart, Moscherosch mit seinen höllenbreughelschen Schilderungen studentischer Gelage, herb und scherzend Pastor Schupp und so manche andere.

Aber nicht als Strafprediger in der Wüste, sondern um das „allerlustigste und frölichste Leben auff der Welt“, das man oft einseitig schmähe, vor Augen zu stellen knüpfte 1657 der auch als burschikoser Lyriker[4]) bewährte Johann Georg Schoch an Wichgrev an und schrieb in deutscher Prosa die „Comoedia vom Studenten-Leben“[5]), ein

---

1) 1, 97 f. Reiche Uebersicht bei Oesterley zu Pauli Anhang 16 (Litt. Verein Bd. 87). — Auch Montanus a. a. O.

2) 5, 3 unnützer Monolog des Lakaien Volatinus über die böse Welt, 5, 4 reuige Geständnisse des C., ernste Strafreden des Fürsten, 5, 5 Moralisation des Rectors. Von Lubentia ist nicht mehr die Rede, nur von Befriedigung der Gläubiger.

3) Besonders Monolog 3, 1. 4, 3 scurriles Examen eines bäurischen Fuchses. Gesang *Hunc circumimus Stultum adulcum: Vexemus illum in vultum incultum: In folio vexabimus Ad oleam lavabimus. Hoc sibi vult: Hoc sibi poscit unio. Hoc sibi vult: Hoc ipse postulat canis. H. s. v. Hoc ternio desiderat. H. s. v. Hoc expetit quaternio. H. s. v. Hoc flagitavit quinio. H. s. v. Hoc approbavit senio. H. s. v. Hoc denique Venus consecrat.* Misshandlungen. — Flotte Verdeutschung durch W. Spangenberg. — In Frőreisens Uebersetzung der aristophanischen „Wolken“ findet sich keinerlei Anspielung auf deutsche Zustände.

4) Vgl. Sammlung: 1660 S. 176 „Sauff-Lied“.

5) Ich benutzte: Joh. G. Schochs COMOEDIA vom Studenten-Leben. LEJPZIG. Zu finden bey Johann Willigauen 1658. Hinten Gedicht von M. J. Berg „An den günstigen Leser“ [Kgl. Bibl. zu Berlin].

rohes, leichthin entworfenes Werk, aus welchem Prutz in der „Geschichte des deutschen Theaters“ S. 138 ff. (vgl. 120) einen werthlosen Auszug gibt.

Ich bin nach dem vorigen in der glücklichen Lage mich sehr kurz fassen zu können, da Schoch sich eng an Wichgrev anschliesst. Aber auch die Nachwirkung Stymmels, mittelbar oder unmittelbar, blickt noch durch[1]). Er hat zwei Väter, den reichen Patricier Petralto und den frivolen Kaufmann Gerson, auch die zärtliche Mutter tritt auf, Floretto und Amandus nehmen in wohlgelungenen Scenen scheinheilig Abschied, betrinken sich noch einmal daheim, Floretto sagt seiner Emerentia, welche den Schwulststil der Marinisten spricht, leichtfertig Lebewohl, worauf Pickelhering eine längere Ansprache „An das Frauenzimmer“ hält: „Da sehet ihrs, jhr Jungfern, wie es hergehet, trauet bey Leibe jo keinem Studenten.“ Er denkt überhaupt von der „*Kacketremie*“ und seinen studierenden Herren nicht besser, als etwa der Harlekin in Picanders „Academischem Schlendrian“ (1726). „Studenten; Sind das nicht Caldaunen-Schluckers? Sind es nicht so Kerl, sie gehen straff gebutzt; so Pflastertreter, die den ganzen Tag müssig und schlinckelieren gehen, die da immer schreyen Hop! hop! he! Wetz! wetz!“

Schochs Drama hat also die stehende komische Person des Volkstheaters, Pickelhering als Diener, wie Dichterlinge des 17. Jahrhunderts und später die Puppenkomödie dem „verlorenen Sohn“ den Hanswurst beigesellen. Schon in Nicolaus Lockes, eines Niederdeutschen, „verlorenem Sohn“ tritt ein schnurriger Diener Namens Fürwitz auf, der mit dem Bauer Drewes Dümpel grobe Spässe treibt. Ebenso Pickelhering mit den höchst roh gezeichneten Dörpern der „Unterhandlung“, deren kürzere Aufzüge immer die der Haupthandlung trennen. Freund Pickelhering ist aber mehr flegelhaft, als schelmisch, mehr zotig, als witzig. Dass einzelnes an Hanswursts „Schnapitel“-Studium im Faust erinnert, hat bereits Creizenach vermerkt. Pickelhering nimmt im 2. und 3. Act an der Deposition und Immatriculation theil. Er tituliert den Decan „Herr Dickhans“, antwortet auf die Frage nach seinem Vater „Er ist seiner Religion ein Schlotfeger“ und im Examen über seine Handhabung der lateinischen Sprache „Reden kann ich sie wohl, aber ich verstehe kein Wort davon“. Seine Aufgabe ist wie gewöhnlich alles cynisch zu parodieren, so dass er etwa, als ein Bote dem Floretto einen phrasenreichen Brief von Emerentia bringt, nach seiner lieben Kuhmagd Walpe, dem „Saurüsselgen“, fragt und ihre massiven Reize gar anmuthig beschreibt.

Dass Pickelhering gleich Wichgrevs Diener Simon die Deposition mitmacht, ist im Hinblick auf des Nürnberger Spruchreimers Wilhelm Weber Deposition zu Altdorf 1636 nicht weiter befremdlich; alles weitere dagegen nur eine spasshaft sein sollende Fiction. Schochs, in scenischer[2]) Hinsicht nicht unwichtiges Stück ist in vielen Partien nur ein

---

1) Gleich im Titel.

2) Vorspiel. Dann „die Vorhänge gezogen“, Prolog Mercurs mit directen galanten Wendungen an die Damen. Dann „fallen die Teppichte“, Instrumentalmusik, darauf „werden die Teppichte auff dem *Theatro* und innern Scene gezogen, und werden der ersten Handlung erste 4. Auffzüge in Stellungen und Vertönungen gezeiget, ausser Pickelh., so nicht mit dabey. Hier kann ein wenig inne gehalten werden, biß wiederum ein Zeichen mit Trompeten und Heerpaucken gegeben wird“. So wird vor jedem Act „jeder Auffzug zuvor in Stellung gezeigt“. 2, 2 nur Skizze; 2, 4; 3, 2 f.; 3, 5; 4, 1; 5, 2; 5, 3 gassaten gehen u. s. w. 5. Unterhandlung: eine der zahlreichen Prügeleien zwischen Bauern und Studenten. 6, 2 u. s. w. Verwandlung durch Oeffnung der inneren Scene.

Scenar und auf Improvisation berechnet. So bereitet 2, 4 der Senior der Meissner die Deposition vor, der Vertreter des Decans sagt zu dem alten Depositor „So übergeb ich sie euch Herr *Depositor* unter eure Hände, dass ihr an ihnen die groben Knoten, Späne und Klötzer wohl abhobeln und abhauen wollet, damit sie hierdurch ihr bäuerisches Leben ablegen, hingegen ihre Glieder zu aller Höfflichkeit ausgearbeitet werden mögen". Das weitere ist den Darstellern überlassen. Ebenso ein Saufgelage, Duell, Studentenmahlzeit am Tisch einer Doctorfamilie, Strassenscandale, der Schluss der ererbten Verhandlung mit den Gläubigern vor dem Senat. Eine stumme Scene (3, 2) führt uns sogar in ein Colleg. Ja, 5, 2 tritt Mercurius, der das Drama auch eröffnet, mit einer langen Rede vor das Publicum, welche durch lebende Bilder illustriert wird: ein studentischer Selbstmörder, ein Venereus, ein im Duell[1], der Hand beraubter, ein verarmter Stutzer eine alte Hose flickend; dann aber eine Disputation, wo sich Niedriggeborene auszeichnen. Wohl gibt Schoch etwas mehr von dem neuen Comment, z. B. des Cartelltragens (3, 4), des Comitates (5, 7) und vom Gassatimgehen zum besten, aber im Ganzen geht er nicht weit über Wichgrev hinaus.

Amandus wird, nachdem sein Vater bankerott geworden, wegen eines Tumultes vor dem Hause einer galanten Dame und Schulden halber relegiert und geht — Motiv von Wichgrevs Susio — elend im Krieg unter. Was die Gläubiger übrig gelassen, bietet Pickelhering feil; er wird aber betrogen und bleibt schliesslich mit dem Söhnlein[2] des Amandus sitzen. Floretto hat etwas ehrbarer gelebt und erhält einen stattlichen Hofdienst. Uebrigens befleissigt sich Schoch durchaus nicht einer einheitlichen Führung. Leer ist der 6. Act.

Die Aufzüge des Bauernspiels, wo Pickelhering „agiret", die Eier zerbricht, die Buttermilch austrinkt, die Tänze, das Pfingstbier, das schmutzige Patois, das intime Verhältniss der Plone zu den „Staudenten" berühren uns hier nicht, wohl aber bedarf es ausdrücklicher Hervorhebung, dass der arme Bauernsohn Jäckel sich auf der Universität als Famulus ehrlich durchschlägt, zum Magister creiert und schliesslich mit einer guten Pfarre belohnt wird. Diese aufsteigende Entwicklung hebt sich von der plump carikierenden Behandlung des Bauernthumes vortheilhaft ab. Man halte doch dagegen den Tölpel Cain bei Hayneccius, den Tebes in der *Conflagratio Sodomae*, der von der *Mademattica* wieder zur *Mattenmistica* heimkehren muss, oder Ayrers[3] „Faßnachtspil, der Hämpel genant, so doctor [„Brunnenschauer"] werden will", wo die dummen[4] Bauern von *Lackein* oder

---

1) In der moralisierenden „Duell-Tragödie" 1670 fehlt der Student nicht. — Alamodische Lüderlichkeit vertritt der Student Alamode im Zwischenspiele der Beckh'schen „Erneuerten Charicliа" 1666. Gottsched 2, 253.

2) Zu den Scenen Wichgrevs und Schochs vor dem academischen Gericht, der Bedrängung durch Gläubiger und der endlichen Beglückung mit einem Corneliolus, vgl. das Jenenser Lied „Wer so aus Jena wandern muss, O weh!" (Keil, Deutsche Studentenlieder S. 170 ff.): Rector, Wirth, Trödelweib, Schneider, Schuster, 6. „O weh! mir armen *Chorydon*, Man bringt mir einen jungen Sohn" .... 7. „So heisse denn der junge Sohn nach seinem Vater *Chorydon*". — Auch Schoch sagt 5, 6 „Amandus cornelisiret".

3) 2934 ff. über Disputation u. s. w. maccaronisch „studirn in Naribus In Dildappio, Fantastibus" (Nr. 54). Nr. 43 Eingang: Monolog des jungen Pfaffen Hans über seine verbummelte Studienzeit. Vgl. auch Hans Unfleiss in W. Spangenbergs „Glückswechsel" Act 2.

4) In G. Rollenhagens *Amantes amentes* 3, 4 sagt der bäurische Diener Hans *Wei ackerstau-*

Laptein reden, wie sonst von *Staudirichey* oder *lapodeinisch* (Wunderhorn 2, 441 f.) und die gemeine Moral geboten wird:

„Bey dem Spiel da nemt ein Exempl,
Daß diser alzu grob Baurn Hempl
Hatt vermeint, ein Doctor zu wern."

Und solcher Stücke gibt es mehr (vgl. Gottsched, Nöth. Vorrath 1, 157).

Dagegen ist hier Schoch trotz aller Leichtfertigkeit und Rohheit zu der ehrlichen demokratischen Gesinnung Jörg Wickrams zurückgekehrt.

Ich stehe am Ziele. Ruft man mir aber zu „Inhaltsangaben, nichts als Inhaltsangaben", so kann ich nur entgegnen, dass der Stand der Forschung über unsere ältere Dramatik bei der Unzulänglichkeit und Verzweigtheit des Materiales vorerst gerade Scenarien einflussreicher Stücke dringend erheischt, dass die Vererbung, Wandlung und Zunahme, die Verstärkung oder Abschwächung der Motive nur durch solche Analyse des Stofflichen erfasst werden kann und dass ich hier vor Philologen und Pädagogen an einem litterarhistorisch und pädagogisch wichtigen Beispiel die allmähliche Entwicklung eines Stoffes der ungebührlich vernachlässigten Komödien des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zeigen wollte.

Eine lockende Aufgabe wäre es, unser Thema zu verallgemeinern und zu untersuchen, welche active und passive Rolle die Studenten überhaupt in der deutschen Dichtung gespielt haben, wie weit sie sowohl Pfleger als Gegenstand der Poesie gewesen sind. Der Darsteller könnte mit den vagierenden Klerikern des Mittelalters beginnen, in den Fastnachtspielen, Dialogen, erzählenden Schwänken und Anecdoten die Streiche fahrender Schüler aufsuchen, den derb burschikosen Anstrich etwa der Facetien Lindeners, die academischen Suiten, aber auch den im eigentlichsten Sinne renaissancemässigen Zug im Faustbuch und seinem Zuwachs hervorheben, didactische Schriften durchmustern, auch den „Froschmeuseler" des Pedanten Rollenhagen; er würde die Studenten als Personen der älteren Komödie[1]) sowie als Schöpfer von Lust- und Trauerspielen oder als Uebersetzer beobachten, er würde von Moscherosch hinblicken auf allerhand Schelmenromane[2]) und in den einheimischen Romanen Weises, in dem galanteren „Academischen Roman" Happels reiche Ausbeute finden, sich an Schupps[3]) braven Beiträgen und Laurembergs

denten sind nich all Saü alvern als man meinet wol, 5, 1 begrüsst er den Eurialus *Gauen morgen Juncker staudirknecht.*

1) Gegensatz des braven Studenten zu zwei *Helluones* in der Hdschr. Παιδεία Ende des 16. Jahrh. (Francke, Terenz und die Schulkomödie S. 141). *Regnum humanitatis* 1, 6 (Francke S. 140) ein Student will sich Bücher anschaffen, einen besseren Schatz *quam in symposiis et concoenationibus aes abligurire.*

2) Albertinus (Aleman), Der Landstörtzer Gusman Cap. 28 f. (S. 209 ff.) ..... „sonsten vnd im vbrigen hielte ichs in allen Dingen mit meinen *discipuln* an statt der Bücher, handthierten vnnd mischten wir die Karten, schlugen auff musicalische Instrumenten, Zittern vnd Lautten, sangen auch sehr lustig vnd lieblich drein: Bey der Nacht giengen wir *gassatim*, musicirten, bulierten, kelberirten, dollisirten, schlugen vnd raufften mit der Schaarwacht, deßgleichen besuchten wir die Fechtschulen, vnd hatten einen sonderbaren Fechtmeister . . . So gar auch einen Tantzmeister . . . Was erfolgte aber letzlichen drauß? Mein einer *discipul* ward einsmals auff der Bulschafft erstochen, der andere verließ sich auff sein künstlichs Fechten, vñ ward tödtlich verwundt: Der Dritt verlohr sein gesundtheit vnnd kam wie ein gestutzter Hund, ohn ein Endtstuck heimb: Ich aber ward zu einen Frantzösischen Ritter geschlagen, vnd gerieth ins Spital" . . .

3) Ueber Andreae später einmal ausführlicheres.

Satyra erfreuen, kurz der maccaronischen Possen, z. B. der Schilderung einer Schlacht gegen den Erbfeind — die Nachtwächter — gedenken, aber kräftig betonen, dass die „herrlichen Studenten", wie sie Arnim als Heger des Volksliedes preist, im siebzehnten Jahrhundert allen Hemmnissen trotzend das oft niedrige, aber doch lebensfrische Gesellschaftslied und damit lyrische Freiheit wahrten und mehrten, dass Frankfurter und Leipziger Liebe, Wein und Rauchtoback und viel anderes mehr besangen und der tönereiche Günther die Wüstheit „dichter Räusche" mit poetischer Gewalt und Zartheit paarte, seine Landsleute Hanke und Stoppe aber im Schmutz watend nur was in jenem gemein war carikierten, während Picander seine Zötchen auskramte.

Dieser Darsteller würde bewundernd in die Tiefe des Holberg'schen „Erasmus Montanus" schauen und die Afterweisheit in Lessings „jungem Gelehrten" jugendlich gestriegelt sehen, vorher aber nicht nur die Poesie und Tagesschriftstellerei der Gottschedianer, sondern auch ihre albernen Nachspiele vom Schlage der „Austern" und „Ein possirlicher Student, Hans Dümchen aus Norden"[1]) oder den verlotterten Jüngling im „Testament" der Gottschedin überblicken und zugleich die Neuberin im wechselnden Studentenkostüm betrachten. Alle wissen, wie Zachariä behend einen Jenenser „Renommisten" in einen Leipziger *petit-maître* verwandelt, alle kennen aus späterer Zeit die unsterbliche „Jobsiade" Kortüms. Hallenser Studenten singen wieder trotz allen Zöpfen mit Anakreon von Wein und Küssen und die Bremer Beiträger „sangen und empfanden wie Hagedorn". Zu Klopstocks Fahne schwören in Göttingen jene dichtenden und träumenden Vorläufer der Burschenschaften. Miller stellte seinen thränenreichen „Siegwart" als neuen Typus neben die Ingolstädter Pursche alten Schlags und schrieb mit allzu eiliger Feder den „Academischen Briefwechsel", während die rheinischen Dramatiker Goethe und Maler Müller, jeder in seinem „Faust", neben dem Titanismus auch den alten studentischen Grobianismus zu Worte kommen liessen, und Lenz — zu derselben Zeit, wo ein Laukhard im Schlamme versank und ein Kindleben sich zu seiner würdelosen Schriftstellerei rüstete — modernes Studentenleben im „Hofmeister" keck skizzierte. In anderem Sinne wäre Hermes, auch Hippel zu nennen. Wie viel Studentisches in Klinger! Dann das „freie Leben" der Schiller'schen „Räuber".

Will der Darsteller nicht auch die burschenschaftliche Lyrik, die minder ideale Bummelpoesie bis auf Scheffel, die Verherrlichung academischer Freiheit durch Börne und Hauff oder den Spott Heines und Immermanns verzeichnen, so mag er bei unseren Dichterfürsten Halt machen, aber es wird ihn locken wenigstens der meisterlichen Abspiegelung in Achims von Arnim „Halle und Jerusalem" zu gedenken und als Beweis für die dauernde Lust der Heidelberger Romantik an der ewig jungen Ungebundenheit des deutschen Studententhumes zu erwähnen, dass die Bettina ihre „Günderode" den Studenten gewidmet hat. Zu den „bemoosten Häuptern" und den altmodischen Lehrerfratzen der gegenwärtigen Komödie braucht er vor der Hand nicht herabzusteigen, ob sie gleich eine so abgelagerte Waare sind, dass die Litteraturgeschichte gar wohl ein festes historisches Verhältniss zu ihnen hat.

---

3) S. Archiv f. Litt.-Gesch. 9, 111. — 1748 Das Studentenleben, Lustspiel. — 1750 *Tres studiosi Pragenses* Hdschr. (Francke a. a. O. 134)? — 1770 Hofmann, Der verführte und wieder gebesserte Student; darin Darstellung eines Commerses, s. Hoffmann v. F. „Findlinge" 1, 128 ff. U. s. w.

Wenn aber die Geschichte der neueren Litteratur hier zum Worte gerufen worden ist, so gibt das mir und anderen die freudige Genugthuung, dass diese Philologenversammlung und ihre Chorführer die manchmal mit Recht, oft mit Unrecht bekrittelte Disciplin nicht für zu leicht und verdächtig halten, um in dem Reigen der anderen Wissenschaften zu erscheinen.

Der Vorsitzende Director Dr. Dronke spricht den durch den lauten Beifall von der ganzen Versammlung bereits kundgegebenen Dank noch besonders aus und fragt, ob etwa einer der Anwesenden zu dem äusserst interessanten Gegenstande noch das Wort wünsche.

Herr Rector Prof. Dr. Eckstein aus Leipzig erhält das Wort und spricht etwa Folgendes:

Für den hochinteressanten Vortrag des Herrn Vorredners, der auf Grund der sorgfältigsten und gründlichsten, gewiss auch mühseligsten Specialstudien in lebensvollen Farben Komödien vom Studentenleben analysirt und in grossen Zügen und mit sicherer Hand uns das studentische Leben des 16. und 17. Jahrhunderts vorgeführt hat, möchte ich mir erlauben meinen Dank dadurch Ausdruck zu geben, dass ich zunächst auf einen Punkt von dem Vortrag aufmerksam mache, der von dem Herrn Vorredner nicht berührt worden ist. Ich meine die dialogi scholastici, die immer nur als Hülfsmittel für den lateinischen Unterricht betrachtet werden. In diesen Dialogen ist lange vor Gnaphaeus und Lankfeld (Macropedius) u. a. das studentische Leben geschildert worden von Petrus Mosellanus, dessen zu gedenken wir alle am Moselstrande (er ist Protegensier) alle Ursache haben und ich insbesondere, weil er zur Abfassung der Paedologia durch einen meiner Vorgänger an der Thomasschule (C. Börner) veranlasst ist. Bei Mosellanus sind es die armen Studenten; bei Vives und den Niederländern sind es die reichen. So kann man das verfolgen durch das ganze 16. bis in das 17. Jahrhundert hinein. Was nachher folgt, ist völlig ungeniessbar. — Und dann noch eine Bemerkung über die depositio, auf welche uns der Herr Vorredner hingewiesen hat. Diese depositio hat sich erhalten an den Universitäten bis in dieses Jahrhundert. Nur dass nicht mehr die Hörner abgeschlagen oder sonstige Vexationen der beani vorgenommen werden — nämlich in einem Geldbeitrag, der an den Dekan der philosophischen Facultät zu zahlen war. Ich selbst habe noch vor meiner Inscription 1 Thaler 10 Silbergroschen für das signum depositionis zu zahlen gehabt.

Prof. Dr. E. Schmidt: Ich danke für die Belehrung.

Director Dr. Dronke theilt noch einiges Geschäftliche mit und gibt hierauf das Wort Herrn Gymnasialdirector Prof. Dr. Eberhard (Elberfeld):

Ueber ein mittelgriechisches Epos vom Digenis.

Wenn sich als die älteste Prosaschrift des Vulgärmittelgriechischen der Roman vom Syntipas bezeichnen lässt, so dürfen wir als das älteste erhaltene Dichtwerk dieser Sprachentwickelung jetzt das erzählende Gedicht von den Thaten des Digenis Akritas betrachten, welches zum ersten Mal 1875 von Legrand und Sathas zu Paris herausgegeben worden ist. Eine einzige Handschrift des 16. Jahrhunderts voll Lücken und Schreibfehler bildet die Grundlage und über die Art und Weise der Veröffentlichung ist es einem Philologen nicht leicht gemacht ein gerechtes Urtheil zu fällen. Dem Vernehmen nach hat Prof. Joseph Müller in Turin ein vollständigeres Manuscript des Epos aufgefunden: doch ist Genaueres darüber, so viel ich weiss, nicht bekannt geworden. Endlich erfahre ich von

Wilh. Wagner, dass zu Athen eine neue Ausgabe des merkwürdigen Litteraturdenkmales sich im Druck befindet. Dennoch — oder vielmehr eben deswegen — erlaube ich mir einige Worte darüber an Sie zu richten. — Als ein recht eigentliches Volksepos, emporgewachsen auf nationalem Boden, verherrlicht es die Thaten einer historischen Persönlichkeit allerdings mit Steigerung zum Märchenhaften und unter Zuthat von einigem Romantischen: aus solchen Erzählungen erholten sich die unter muselmänisches Joch geknechteten Griechen Erquickung und täuschten sich durch die Erinnerung an ruhmreiche Vorzeit über das Elend der Gegenwart hinweg. So ist diesem Epos einerseits ein weit tieferer Hintergrund eigen, als ihn romantische Heldengedichte mit ihren bewusst erfundenen Stoffen gewährten; andrerseits hat es vor den Volksliedern, welche Helden feiern, wenn auch nicht kraftvolle Schönheit im einzelnen, so doch das Umfassende seines Gebietes voraus. Nicht minder bietet die Form vielseitiges Interesse. Der nicht ungelehrte Darsteller ahmt dem Homer, den er wohl kennt, in manchem nach und streut auch sonst aus seiner Lectüre Erinnerungen ein. Die Erzählung zeugt von unverächtlicher Geschicklichkeit und wird oft von wohlthuender Wärme getragen. In höherem Grade noch verdient Beachtung die Sprache durch ihr überraschendes Schwanken zwischen Schriftgriechisch und Volkssprache, welches eine ausserordentliche Fülle von Formen und Constructionen (namentlich im Gebrauch der Casus und der Participien) erzeugt hat. Auch die Behandlung des Verses zeigt Eigenthümliches, indem der ermüdende Rhythmus des politischen Fünfzehnsylbelers durch ein gewisses Widerspiel des Accentes auf ungeraden Sylben, zumeist je den ersten, Belebung erhält. Mit Sicherheit wird man darüber freilich erst dann urtheilen können, wenn durch eine gründlichere Ausgabe ein treues Bild der Ueberlieferung vorliegt.

Den Stoff zu dem Gedichte liefern grossentheils die Kämpfe an der Ost- und Südgrenze des byzantinischen Reiches; denn diese wurden sowohl durch die Einfälle der benachbarten Muhammedaner (Araber, Saracenen, Agarener geheissen) beunruhigt als auch durch die Apelaten, d. h. Vertriebene, Klephten, eine wahre Landplage [vgl. z. B. 903. 1440 ff.], unsicher gemacht. Kühne, waghalsige Gesellen, die sich vielfach aus den Deserteuren der byzantinischen Grenztruppen recrutirten, hatten sich zu einem Räuberleben zusammengeschaart, und wenn sie auch zeitweilig im Dienste von Byzanz gegen die Muhammedaner standen, so löste sich das Verhältniss doch stets bald wieder. Sie gebändigt, die Moslemin zurückgetrieben, den Grenzverkehr namentlich durch die Pässe gesichert zu haben, scheint das Verdienst des Digenis gewesen zu sein [s. besonders den Schluss des IX. Buches von 3049 an]: weshalb ihm auch ganz eigentlich der Beiname Ἀκρίτας, mit welchem Worte jedenfalls schon seit dem 7. Jahrhundert die byzantinischen Grenzvertheidiger bezeichnet werden, gegeben worden ist. Seine halb unabhängige Stellung vergleicht Sathas treffend mit der eines Markgrafen. Dieser Digenis war nach dem Gedichte der Sohn des Emirs von Syrien Musur. Der letztere hatte nämlich bei einem Ueberfalle die Tochter des Andronikos Dukas geraubt. Ihre fünf Brüder suchen sie und fordern sie vom Emir zurück — hiermit beginnt das Epos, dessen Anfang verloren ist —: und als der Emir erklärt die Jungfrau, nachdem er zum Christenthum übergetreten, heirathen zu wollen, geben die Brüder und später auch die Mutter der Braut ihre Zustimmung. Zwar versucht die Mutter des Emir, Spathia, ihn beim muhammedanischen Glauben festzuhalten und ruft ihn unter Androhung ihres Fluches zu sich;

aber der Besuch — welcher zu allerlei Verwickelungen zwischen dem Emir und der Familie Dukas führt, die jedoch bald wieder geschlichtet werden, — hat nur den Erfolg, dass Spathia selbst sich bekehrt und ihrem Sohne folgt. Gross ist die Freude des Wiedersehens als der Emir bei seiner Gemahlin in Kappadokien wieder eintrifft. Ueber die Hochzeit wird merkwürdiger Weise und ganz gegen die sonstige Vorliebe des Dichters für die Schilderung prunkvoller Feste ebensowenig etwas erzählt wie über die Geburt des Digenis: jedenfalls denkt sich der Dichter die letztere nicht, wie Sathas meint (p. XXVIII), in Abwesenheit des Vaters stattgefunden, da dieser die Zähne und Klauen eines von ihm auf dem Hinweg nach Syrien erlegten Löwen für seinen Sohn mitnehmen heisst (476 f.). Den Namen, der doch wohl mit Diogenes identisch ist, erhielt er nach 825 f., weil sein Vater 'ein Heide aus dem Stamm der Hagar', seine Mutter eine Griechin gewesen sei. Geistig und körperlich entwickelte er sich rasch. Mit 12 Jahren führt ihn seine Sehnsucht nach Thaten bereits zu gefährlichen Jagdabenteuern, wozu der Vater nur widerstrebend die Einwilligung gibt. So erlegt er einen Bären und eine Löwin mit ihrem Jungen, einen Hirsch holt er im Laufe ein und zerreisst ihn in zwei Theile. Bald treibt ihn sein Muth zu grösseren Unternehmungen: er sucht die Apelaten allein auf und erschlägt eine Menge von ihnen mit seiner Keule. Auf einem seiner Züge gewinnt er die Liebe der schönen Eudokia, und wie der stolze Vater aus dem Geschlecht der Dukas ihre Hand ihm verweigert, entführt er sie und schlägt die Verfolger zurück. Da kommt der Vater unter Thränen selbst heran seine Tochter noch einmal zu sehen: freundlich von Digenis angesprochen fügt er sich und verheisst reichliche Mitgift. Eine kleine Differenz über den Ort der Hochzeit veranlasst dass Digenis und Eudokia zunächst allein sich nach dem Wohnsitz des Emir begeben; auf dessen Einladung folgt aber dann Dukas mit seiner Familie und die Hochzeit wird mit aller Pracht gefeiert.

Bei den späteren Unternehmungen des Digenis blieb die Gattin stets in seiner Nähe. Die Thaten vollbrachte er nach wie vor allein; Mannen und Dienerschaft durften ihm nur in weiter, respectvoller Entfernung folgen. Vom Kaiser Romanos, der sich in Kappadokien gerade aufhielt, gnädig zu sich beschieden, bittet er vielmehr, um nicht durch sein Auftreten bei Hofe etwa einen Anstoss zu geben, der Kaiser möge lieber zu ihm kommen, und dieser willfahrtet ihm, indem er ihn zugleich mit Auszeichnungen überhäuft. Inzwischen war Digenis 18 Jahre alt geworden (1610). So sehr er aber seine Eudokia liebte und so ängstlich er sie den Blicken aller zu entziehen wusste (s. besonders 3042 ff.), so unterlag er doch zweimal der Versuchung anderer weiblicher Reize. Die Schilderungen davon, welche der Dichter ihm selbst in den Mund legt, sind ergötzlich zu lesen wegen der Mischung von naiver Offenheit der Sinnlichkeit, dem Anschein nach frommer Reue, und grosser Schlauheit, womit er das Bekanntwerden seiner Fehltritte zu verhüten weiss. Der erste Fall betrifft die Tochter des arabischen Emir Haplorrhabdis, die er in der Einöde von ihrem Bräutigam, dem Sohne des Feldherrn Antiochos, welchen sie selbst aus der Gefangenschaft ihres Vaters befreit hatte und welchem sie auf der Flucht gefolgt war, treulos verlassen findet. Zufällig hat er kurz zuvor den Entführer aus den Händen eines arabischen Wegelagerers Musur durch Tödtung des letzteren befreit und ihn seinen Leuten mitgegeben. Jetzt führt er ihm die Verrathene wieder zu und veranlasst dass er sie zu seiner Gemahlin nimmt. Als Digenis bald darauf mit seiner Eudokia sich des schönen Frühlings freut, versucht, während er eingeschlafen ist, ein Quelldrache, in einen

schönen Jüngling verwandelt, mit List und Gewalt die junge Frau; Digenis erschlägt den Drachen nach hartem Kampfe, und unmittelbar darauf an derselben Quelle einen Löwen. Dankbar singt Eudokia des Gemahles Preis zur Laute: da rücken, vom Gesang angelockt, 300 Apelaten heran sie zu rauben, werden aber von Digenis allein fast sämmtlich erschlagen. Hierdurch erbittert, ziehen die tapfersten Führer der Apelaten selbst gegen ihn aus, werden aber gleichfalls von ihm besiegt. Kein anderes Schicksal hat die von dem schlauesten derselben nunmehr herbeigerufene Maximo, eine schöne Jungfrau, welche von den Amazonen abstammte, 'die der König Alexander aus dem Brachmanenlande fortgeführt hatte' (2268 ff.): nachdem die genannten Apelatenführer und noch andere, sowie die 100 Krieger der Jungfrau von dem einzigen Digenis geschlagen und zersprengt sind, wird auch sie in wiederholten Kämpfen, wobei Digenis sich sehr chevaleresk zeigt, überwunden aber geschont und bietet ihm als ihrem ersten Bezwinger ihre Keuschheit: er widerstrebt zuerst um bald sie hier als Siegerin anerkennen zu müssen.

Nach allen diesen Abenteuern zieht er sich mit Eudokia an den Euphrat zurück, woselbst er sich ein prächtiges Schloss baut, wundervolle Gärten anlegt und einen in edelstem Sinn fürstlichen Hofhalt führt. Inzwischen stirbt zu seinem grössten Schmerze in Kappadokien sein Vater, welcher bereits seit vielen Jahren alle Geschäfte dem Sohne überlassen und sich beschaulicher Frömmigkeit hingegeben hatte. Die Mutter nimmt er zu sich und pflegt sie treu bis zu ihrem Lebensende. 33 Jahre alt (767) verfällt er selbst in eine schwere Krankheit und stirbt. In den Abschiedsworten auf dem Todtenbette an seine geliebte Gattin bricht das uns erhaltene Gedicht ab. Dürfen wir es aus Sagen und Volksliedern, namentlich einem, welches auch dasselbe Alter von 33 Jahren angibt (Legrand, Recueil de chansons pop. Gr., 1874, p. 196 vgl. 182 ff. Sathas introd. p. LXII n. 3) ergänzen, so hätte er bei dem letzten Lebewohl sie so fest an sich gepresst, dass sie erstickte.

Auch sonst haben Legrand und Sathas mehrere zum Digenis-Cyclus gehörige Volkslieder beigebracht, die, wenn wir die durchaus fremdartigen vom Sohn des Andronikos, vom Todtenritt der Eudokia und vom Porphyrios, wie es sich gebührt, ausscheiden, sich auf die Werbung um Eudokia und ihre Entführung durch Digenis, einen Raub derselben durch Apelaten und ihre Befreiung, endlich auf den Kampf des Digenis mit Charon beziehen. Sie geben uns sämmtlich das gleiche Gesammtbild und verwandte Einzelheiten wie unser Epos. Zahlreiche Erinnerungen an Digenis haben sich erhalten in Namen und Sagen an der Südküste des Schwarzen Meeres, namentlich in der Nähe von Trapezunt, wo man auch sein Grab zeigt, und auf Cypern (Sathas p. CXXXI ff. und in der Vorrede zum 2. Bd. der Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη). Seine Erwähnung bei Schriftstellern beschränkt sich auf zwei Vergleiche bei Theodoros Prodromos: denn die Identification mit Pantherios oder Porphyrios ist absolut willkürlich. Dass wir so wenig von ihm erfahren ist bei seiner eigenthümlichen Stellung und der Art unserer Quellen gerade für jene Zeit kaum zu verwundern (Sathas p. CVI). Weit mehr lässt sich von seinen Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits (54 ff. 78 ff. 834 ff. 898. 1545. 3064—3086) nachweisen, und dies hat Sathas eingehend entwickelt: überall finden wir im wesentlichen Uebereinstimmung mit den Angaben des Gedichtes. Dass dabei des Chosroes (3061 ff. 3074. 1405) als eines Agarenerfürsten Erwähnung geschieht, beruht auf einer bei den byzantinischen Historikern wiederholt vorkommenden missbräuchlichen Uebertragung dieses persischen Namens auf einen Chalifen von Bagdad. Digenis' Urgrossvater väterlicher Seits Ambron

(Omar) fiel a. 860, sein Grossvater Chrysocheris 873, der Bruder seiner Mutter, Konstantin Dukas, des Andronikos Sohn, wie bekannt in dem schmählichen Gemetzel zu Konstantinopel 913. Wenn es v. 60 von Andronikos heisst, er sei „wegen einiger Thorheiten" verbannt worden, 834 „er starb, auf königlichen Befehl des Romanos διά τινας προλήψεις oder προλήψεις, in der Verbannung", 1545 aber der Kaiser Romanos (vgl. 1476 ff.) dem damals in der Blüthe seiner Jahre stehenden (1610) Digenis das confiscirte Vermögen seines Grossvaters zurückgibt, so wird man an das schändliche Spiel denken dürfen, was Samonas mit Andronikos trieb um ihn zum Schein einer Auflehnung gegen den Kaiser zu bringen, und welches seine Flucht nach Bagdad veranlasste, a. 908. Dann wäre v. 836 Romanos ungenau für Leo den Philosophen genannt — falls die Stelle überhaupt ächt ist. Der siegreiche und ruhmbedeckte Kaiser Romanos kann natürlich nur I. sein, welcher 920—944 die höchste Gewalt in Händen hatte: dass des Konstantinos Porphyrogennetos dabei keine Erwähnung geschieht, darf nicht Wunder nehmen. Aus der Erwähnung von Geschenken nun, welche der Kaiser Nikephoros dem Digenis gemacht habe (3107), folgert Sathas, der letztere sei unter der Herrschaft des Nikephoros Phokas, also zwischen 963—969, 33 Jahre alt gestorben, ohne sich auch nur an Das zu erinnern, was er selbst vorher betont hat, dass der 913 umgekommene Konstantin noch mit seinem etwa 12jährigen Neffen auf die Jagd gegangen sei. Aber bei der Erwähnung des königlichen Geschenkes handelt es sich ja nur um eine Recapitulation des vorher von Romanos erzählten: halten wir daher so viel fest, dass unter diesem Kaiser des Digenis Blüthe liegt, dass er jung gestorben ist und dass sein Oheim Konstantin ihn als heranwachsenden Knaben noch gesehen hat, so werden wir Nikephoros nur als einen der byzantinischen Ehrenbeinamen für Romanos I. ansehen. Auch das werden wir, ausser der vorhin erwähnten Grenzberuhigung, als historisch festhalten dürfen, dass Digenis ein prächtiges Schloss mit Park am Euphrat anlegte und dass er bei seinem frühen Tode keine Kinder hinterliess (1571. 2950).

Die Zeit, wann das Gedicht abgefasst ist, ganz genau zu kennen ist Sathas' Entdeckung. Denn (p. 271) „der Dichter erhielt die Einzelheiten des 6. und 7. Buches aus dem Munde des Digenis selbst. Diese Erklärung ist so klar und so bestimmt, so entscheidend, dass es uns unnöthig erscheint länger dabei zu verweilen." So Herr Sathas. Also der grosse Digenis hat seinem Freunde dem Dichter zugemuthet als baare Wahrheit hinzunehmen, dass er an einem Tage unmittelbar hintereinander einen Drachen, der sich zeitweilig in einen schönen Jüngling verwandelt hatte, dann eine Löwin und gleich darauf etliche hundert Apelaten allein erschlagen habe? Und dann die Kämpfe gegen alle die Apelaten, zumeist aber gegen die Amazone? Keine Verwundung hat er empfangen als die welche Maximo seinem Herzen und Gewissen schlug? Doch vielleicht müssen diese dem griechischen Gelehrten so anstössigen Aeusserungen des „jenseitsrheinischen Skepticismus" diesseits des Rheines vor der Stelle selbst verstummen. Sie findet sich in einer von drei gleichartigen Inhaltsangaben, die sich unmittelbar folgen, und zu welchen dann eine vierte tritt 1856—60; für die Benutzung dieser Inhaltsangaben macht überdies die Ungenauigkeit über die Niederlage der Araber (richtig 1559 = 1839) einige Vorsicht rathsam. Und wie heissen denn die Worte (1552—54)?

ὁ ἕκτος λόγος, λέγω δή, καὶ ὁ ἕβδομος αὐτίκα
πεφύκασι τοῦ ποιητοῦ ἐκ στόματος λεχθέντες
Βασιλείου τοῦ Διγενοῦς τοῦ Θαυμαστοῦ Ἀκρίτου

d. h. wie es auch der Verfasser des 3. Argumentes richtig verstanden hat (1555 ff.)

ὁ ἕκτος λόγος πέφυκεν Ἀκρίτου τοῦ γενναίου,
ἐν ᾧπερ διηγήσατο τοῖς φίλοις τοῖς οἰκείοις
πῶς εὗρέ τε τοῦ ἀμηρᾶ κόρην τοῦ Ἀπλορράβδου

u. s. w. Es ist eben ein einfaches Kunstmittel, das der Dichter der Erzählung des Odysseus von seinen Fahrten, namentlich auch seinen Beziehungen zu Kirke und Kalypso, abgelernt hat, den Helden solche Abenteuer, die er allein ohne Zeugen durchgemacht, selbst berichten und seine Empfindungen dabei ungezwungen zum Ausdruck bringen zu lassen.

Der Einfluss Homers zeigt sich theils in directen Entlehnungen oder Citaten wie 1218 f. ὥσπερ καὶ Ὅμηρος φησὶν ἐν τῇ ἐκείνου βίβλῳ ἐκ στόματος τῆς Θέτιδος πρὸς υἱὸν Ἀχιλλέα, ἐξαύδα, μὴ κεῦθε τῷ νῷ, ἵνα εἴδομεν ἄμφω, 504 f., 1443 oder Anklängen; theils in Bezugnahme auf Sachliches (796 f. 2816. 2820); bei der Tödtung des einen gefangenen Apelaten, nachdem er Auskunft über seine Gefährten ertheilt hat entsprechend der des Dolon (2043 f.); so flüchtige Aehnlichkeiten wie z. B. die Lähmung des Armes (2186) mit der Verletzung des Teukros durch den Steinwurf u. a. mögen zufällig sein; ganz deutlich ist die Nachahmung in der Schilderung des Wunderparks am Euphrat nach der Beschreibung der Alkinoosgärten, in den eigenen Genealogieen welche die Helden im Anfang ihrer Reden geben (52 ff. 77 ff. 1663 ff.), oder in dem Hinweis auf ihre Thaten, jenem εὔχομαι εἶναι (1785 ff.), wozu auch die durch nestorische Breite ausgezeichnete Episode von dem Kampfe mit Ankylas gehört, welche Digenis vor dem Beginn des Streites seinen Gegnern vorträgt (2071—2123) — denn mit Unrecht ist eine Lücke dahinter angenommen worden —; in den recapitulirenden Wiederholungen, von denen später noch die Rede sein wird; vielleicht darf man auch die Bezeichnung der Mohammedaner als Αἰθίοπες (1795) auf eine homerische Reminiscenz zurückführen; ob die grosse Achtung, welche tapferen Gegnern, selbst wenn sie Räuber sind (z. B. 801 ff. 1044 ff. 2002. 2151 ff. 2493 ff. 3049), gezollt wird, in Homer oder in der Ritterlichkeit des Mittelalters ihre Wurzel hat, mag dahingestellt bleiben: wahrscheinlich ist beides zugleich der Fall.

Auch von Herakles und von Simson sind einzelne Züge zum Bilde des poetischen Digenis entlehnt: die übergewaltige Stärke; das Erlegen von Löwen (934 ff. 1972 ff. 2794) — wie es auch schon sein Vater, ὡς δεύτερος Σαμψών, gethan hatte (464. 793 ff.) —; der Kampf mit Hunderten von Feinden zu gleicher Zeit; der Gebrauch der Keule; sein Hang zum einsamen Umherschweifen (s. z. B. 1448); die Schwäche gegenüber dem weiblichen Geschlechte. Recht bezeichnend hierfür ist es, dass unter den bildlichen Darstellungen, mit welchen Digenis seinen Palast ausschmückte, zuerst und sehr ausführlich von Simson die Rede ist. Die dabei (2821—24) und sonst (798. 2270) berührten Thaten Alexanders des Grossen scheinen dagegen nur für die Einführung der Amazone mitbestimmend gewesen zu sein. Freilich wird man sich sehr hüten müssen, Züge die den Helden von Volksepen, dem persischen wie dem französischen, dem Cid wie den Nibelungen, gemeinsam sind, bei dem einen oder dem anderen für abgeleitet anzusehen.

Ueberblicken wir den Bestand der Ueberlieferung. Lücken sind in unserer Handschrift durch Ausfallen von Blättern entstanden; andere waren bereits in ihrem Archetypon bemerkbar und werden durch λείπει (λοίπη) angedeutet; andere waren unbemerkt vorhanden (nach 456 von den Herausgebern erkannt, mit Unrecht angenommen nach 157: χαίρουσα steht concessiv; hierzu dürften folgende kommen: nach 1354; es fehlt der Zusammenhang

hier und 1358, und das plötzliche Auftreten der στρατήγισσα 1380 ist ganz unerklärt; nach 1468; zwischen 1622 und 1623 dürfte ein Lied von der Tödtung des Musur ausgefallen sein; 3082 ist der Uebergang vom μέγας ἀμηρᾶς Καρώης zu seinem Neffen, dem Vater des Digenis, Musur, allerdings hart aber durch Χριστιανῶν τὸ γένος einigermassen gemildert; 1964 ist wohl verderbt). Auch scheint mir für einige Stellen der Beweis der Unächtheit erbracht werden zu können: zunächst für die Inhaltsangaben, deren zwei, bez. drei, für je das 6. und 7. Buch sich finden; 1555—1560 und 1856—1860 werden spätere Eindringlinge sein und ebenso 1093—1099; 3121—3126 für die Ueberschrift 3166; dann für 611—622 wegen des mangelnden Zusammenhanges 610, wegen 623 πίστευσον, vgl. 643. 653, und wegen 650 ff.; 839—842, ganz abgesehen von den Bedenken, welche 836. 839 erwecken, wegen des Widerspruches von 841. 842 mit Buch III und wegen des überflüssigen und ungeschickten Preises der vermeintlich nicht genug hervorgehobenen Dukas nach 817. 827 an unrichtiger Stelle durch ein einfaches πάππος wie 807; 2934—2940, weil 2920 f. wiederholend und den Zusammenhang 2933. 2940 störend; 1034 wegen des Plurals υἱῶν, während Digenis sonst stets μονογενής genannt wird: wie man an die Ausflucht denken mochte, es seien die Söhne von den früheren Frauen Musurs gemeint, würde schwer begreiflich dünken, böte die Ausgabe nicht so viel weit schwerer begreifliches; 2837—39; gerechte Zweifel erwecken 320 (vgl. 317. 335); 667—68; 1356—58 u. a. m. Dagegen für die zahl- und umfangreichen Wiederholungen[1]) — namentlich in der Form der Wiedererzählung mit einer uns vielfach auffälligen aber durch die Analogie der homerischen Gedichte sowohl als der Volkslieder hinreichend geschützten Breite — fällt die Verantwortlichkeit aller Wahrscheinlichkeit nach dem Dichter selbst zu. Daran kann man nicht zweifeln wenn man sieht wie Digenis auf dem Todtenbette noch einmal der Gemahlin in aller Ausführlichheit den Anfang ihrer Bekanntschaft, nicht vergessen die Kämpfe mit den Brüdern und die Mitgift, vortragen lässt. Selbst bei ganz einfachen Abschnitten finden sich solche Recapitulationen wie 1509 ff. ἀπῆλθε δέ, ὡς εἴρηται, τοῦ ἰδεῖν τὸν Ἀκρίτην, ἐπιλαβὼν μεθ' ἑαυτοῦ ἑκατὸν στρατιώτας· σὺν τούτοις παραγέγονεν εἰς ποταμὸν Εὐφράτην· ἐκεῖσε τοῦτον διελθὼν μετ' ὀλίγων ἀγούρων περιχαρῶς ἐφίλησε u. s. w. Man vergleiche hierzu 1122 μόνον δὲ τὸ κουβούκλιον ἐν ᾧπερ ἦν ἡ κόρη, ἔσωθέν τε καὶ ἔξωθεν ὅλον μουσιωμένον, ὅπερ κατωνομάζετο (καὶ ὡ.?) τῆς κόρης τὸ κουβοῦκλιν und z. B. 3092. 3104; 2450. 2479. Dass sich auch im einzelnen zahlreiche Angaben, Verse, Verstheile, Phrasen wiederholen bedarf nach dem Gesagten kaum mehr der Hervorhebung (vgl. z. B. 1448. 2967; 1453. 2557; 1440. 2281. 3097. 3113; 696. 997; 2957. 3039). Völlig unnütz z. B. und grossentheils mit denselben Worten gesagt wie sie im Folgenden sich wiederfinden, ist das mit ὅτι — was ein Anführungszeichen zu vertreten scheint — eingeführte Stück 1580—1606 (vgl. 1614 ff. 1635 ff. 1663 ff.); 1600 ist so zusammengefasst dass die Möglichkeit eines Missverständnisses sehr nahe lag und von dem Uebersetzer nicht unbenutzt vorübergelassen worden ist (s. 1693 ff.). Denn auch die allgemeine Bemerkung 1581 liegt in 1674. 1666 zur Genüge ausgedrückt. Gleichwohl kann die Stelle wegen der directen Bezugnahme im Folgenden 1616. 1636 und wegen des Anschlusses der ausführlichen Erzählung 1607 (wo ὡς εἴρηται auf die Stelle des Gedichtes 1438 geht)

1) 82 ff. 790 ff. 807 ff. 3064 ff.; 533 ff. 270 ff.; 1571 ff. 2950 ff.; 3094 ff. 2875 ff.; 2990. 2697 ff. 3115 ff.; 3049 ff. 1472 ff. 1488 ff.; 1484 ff. 2869 ff. 3091 ff.; 2865 ff. 3106 ff.; 2990 ff. 3105 ff. u. a. m.

unmöglich als Ganzes gestrichen werden. Dagegen für eingeschoben halte ich den Anfang des 9. Buchs 2986—3005: scheidet man ihn aus, so wird nicht nur die eine mehr als überflüssige Wiederholung erspart — sie folgt so noch einmal 3115 mit Citat aus dem 8. Buche —, sondern vor allem die letzten Verse des nicht abschliessenden 8. Buches würden sich unmittelbar mit 3006 verbinden. Dann verschwindet auch die Schwierigkeit dass Buch IX dieser ὑπερτίμῳ γραφῇ ein Ende zu geben verspricht, während Buch X es erfüllt. Die Anfangsverse sind überdies aus dem beginnenden 10. Buch, wo sie von Digenis selbst gebraucht werden, entlehnt (3130. 3132). Dass wir uns in einem neuen Buche befinden, zeigt noch eine 2. Verweisung auf das vorige, 3044. Unmittelbare Widersprüche zwischen den einzelnen Theilen des Epos finden sich überraschend selten und lassen sich fast sämmtlich unschwer durch Ausscheidung einer auch sonst anstössigen Partie heben (ein solcher Fall liegt kaum vor 2505. 2509). Wohl aber ist im höchsten Masse auffällig die Verwirrung, welche 265—560 sich darüber findet, ob der Emir seiner jungen Frau den Plan heimlich nach Syrien zu gehen bloss mittheilt oder ob er sie mitnehmen will: hierin widerspricht sich die Darstellung fortwährend, und nachdem die Brüder noch zu der Gattin des Emir gesagt haben 413 ἐπεὶ δὲ βούλει καὶ αὐτὴ ὁδεύειν σὺν ἐκείνῳ, bleibt sie dann ohne jede Spur von Motivirung zu Hause und der Gemahl reist allein. Das letztere war allerdings das Sachgemässe und auch jedenfalls das Ursprüngliche: der Gedanke des Begleitens ist von jemand erdacht, welcher die Liebe des Emir zu seiner Frau noch mehr hervorheben wollte, mag es nun der Dichter selbst gewesen sein, der die vorliegende Tradition unvollständig umgestaltete, oder mag er zwei Berichte mit verschiedener Auffassung nicht eben geschickt zusammengeschoben haben. — Von den Bücheranfängen ist der des ganzen Werkes leider verloren: ein zweites Anheben, welches das Frühere so zusammenfasst, dass man desselben für das Verständniss des weiter Vorgetragenen kaum mehr bedarf, findet sich Buch IV, weil in ihm Digenis selbst zuerst auftritt. Sehen wir von den fremdartigen Inhaltsangaben vor Buch V. VI. VII. X ab, so schliessen sich III. V. VIII. IX. X eng an die vorhergehenden an, und zwar V mit Anreden des Lesers (ὦ φίλτατε), VIII. IX mit einer allgemeineren, orientirenden Bemerkung; VI beginnt mit einer Betrachtung über die Liebe, VII mit einer Schilderung des Frühlings und seiner Wirkung auf die Gefühle, über den Anfang von IX ist eben gesprochen. Hinweise auf das früher Erzählte finden sich öfters, doch wo die Zahl des Gesanges beigefügt ist — diesen Ausdruck bitte ich als nur des Wechsels wegen gebraucht anzusehen — nicht über ein Buch zurückgreifend; auf Das was noch erzählt werden soll deuten in homerischer Weise inmitten eines Gesanges 1469 ff. hin und öfter so die Anfänge. Merkwürdig genug beginnt Buch III 173 ἡ μήτηρ δὲ τοῦ ἀμηρᾶ, ἡ τοῦ Ἀκρίτου μάμμη, auch 331. 427. 743 ist von dem Kinde die Rede, und 477 sagt gar der Vater selbst τὸν υἱόν μου, τὸν Διγενῆ Καππάδοκα Βασίλειον τὸν Ἀκρίτην, obwohl Digenis den Namen Βασίλειος erst bei der Taufe im 6. Lebensjahr (830), die Beinamen Ἀκρίτης und Καππαδόκης aber als Mann erhalten hat: ja nicht einmal seiner Geburt ist bis dahin Erwähnung geschehen: erst im folgenden Buche (823 f.) ist von ihr wie von etwas noch nicht Berichtetem die Rede. Man sieht wie fest die Beinamen im Volksbewusstsein mit dem Namen Digenis verwachsen waren.

Aus alle dem ergibt sich dass das Material der einheitlichen Sage, wenigstens theilweise bereits in einzelnen Liedern umlaufend, von einem Dichter nicht ersten Ranges

verarbeitet uns vorliegt. Er hat keineswegs die einzelnen Lieder, wie er sie vorfand, lose zusammengeschoben und leicht verknüpft, so dass die Fugen und Kittstellen unschwer sich erkennen liessen und die Stücke in ihrer eigenartigen Verschiedenheit losgelöst werden könnten: das wird nur bei wenigen Stellen, wie in der Episode vom Ankylas 2071—2123, die Digenis vor dem Kampfe seinen Gegnern vorträgt, gelingen. Andrerseits hat der Dichter den Stoff vielfach nicht zu bewältigen gewusst, geschweige dass er ihn zu völliger Harmonie und zu künstlerischer Einheit durchgebildet und gestaltet hätte. Der Dichter aber habe ich gesagt, der eine Dichter: darauf führt nicht bloss die Gleichförmigkeit der Anschauung, des Tones und der Sprache, sondern auch eine Reihe einzelner Züge. Der kirchliche und zwar griechisch-orthodoxe Standpunkt des Verfassers, welchen er auch seinem Helden aufprägt, tritt stark hervor und veranlasst ihn zu mannigfachen theologischen Ausführungen, der Aufnahme des Glaubensbekenntnisses (587 ff.) und zahlreichen Anspielungen auf Bibelstellen (z. B. 167. 217. 372. 609. 626. 793. 2029. 2054. 2529. 2641. 2699. 2815. 3034; 1444. 1795—98. 2791 ff. 2825 ff.); auch sonst hat er Freude an Citaten, aus Homer, aus der Mythologie (z. B. 2820), aus einer Sentenzensammlung, die aus den Komikern geschöpft war (1223 νοῦς ἐμμέριμνος σὴς βιβρώσκων ὀστέα, 1225 θάλλει βρότειον σῶμα φροντίδας παρέν, wie Bursian für das überlieferte παρατρέχον herstellt), und aus anderer Lectüre, unter der wir den uns unbekannten Liebesroman von Aldelagas und Olope nach bekannter Schablone (2817) hervorheben. Die Anspielung auf Pindar 1986 καὶ τὴν θαμποῦράν μου λαβὼν ἐγὼ ἐκ τοῦ παccάλου (p. 273) ist doch mindestens zweifelhaft. Unzählige Male versichert der Verfasser dass er nur Thatsächliches und der Wahrheit gemäss erzähle; bemerkenswerthe Ereignisse drängt er gern auf einen Tag zusammen (z. B. 897 ff.); charakteristisch ist seine Neigung zu breiter Schilderung von Menschen- oder Naturschönheit, von Pracht der Gärten, Bauten, Kleider, Rosse, der Grösse des Reichthums seiner Helden und dergl. Nur ein Beispiel davon: unmittelbar nachdem der alte Dukas nach heftigem Widerstreben dem Digenis die Hand der entführten Tochter gewährt hat, zählt er in 13 Versen die Mitgift auf (1306 ff.), deren auch 1390—1411 und 2942 ff. ausführlich gedacht wird und an welche Digenis selbst noch in der Todesstunde sich erinnert (3180).

Sind gleich die Veränderungen, welche dies Werk durch Revisoren im Laufe der Zeit erfahren hat, gar nicht zu vergleichen etwa mit denen der verschiedenen Recensionen von Imberios und Margarona oder des Klagliedes auf Belisar, so haben sie doch auch hier unzweifelhaft stattgefunden: in welchem Umfang, das muss wie vieles andere genauere Forschung feststellen. Und in welcher Zeit ist das Epos entstanden? Nach Inhalt und Sprache wird man es etwa dem 11. Jahrhundert zuweisen dürfen; Nachahmungen sind bisher nur aus dem Gedichte eines Melitenioten, ungefähr aus dem 14. Jahrhundert, nachgewiesen, das der Verwerthung für die Textkritik des Digenis noch wartet (Sathas p. CXLI).

Ich bin am Ende: lange freilich noch nicht mit dem was sich an allgemeinem und an einzelnem über dieses merkwürdige Dichtwerk sagen liesse, aber längst mit dem was ich Ihrer Geduld bieten darf. Mehr zu geben und zu fordern hiesse Missbrauch treiben mit Ihrer Zeit. Denn das Gebiet ist abgelegen und nur ein bescheidenes Interesse darf ich dafür in Anspruch nehmen. Aber wenigstens anzuregen zu einer Theilnahme für das Vulgärgriechische und seine Dialekte, die Vorurtheile welche so vielfach dagegen gehegt werden, zerstreuen zu helfen, war der Zweck dieses Vortrags, den ich nur auf

Wunsch unseres verehrten Herrn Präsidenten übernommen habe. Wenn auf der einen Seite geistvolle Männer die Keime des Griechischen bis zu der Ursprache zurückverfolgen, so mag es anderen vergönnt sein — es muss ja auch Reactionäre geben — das allmälige Sinken der Sprache theilnehmend zu begleiten und selbst das Späteste als eine Entwickelungsstufe des Früheren, zu dessen Verständniss es manchen Lichtstrahl zurückwirft, verstehen zu lernen. Es gilt auch hier die höchste Pflicht der Philologie zu üben: das Vorhandene als ein historisch Gewordenes zu erkennen. „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiss“: aber zum rechten Pflegen gehört vor allem die klare Erkenntniss über seinen Zusammenhang mit dem Ganzen seiner Wissenschaft und seine Bedeutung für dasselbe. Wir leiden in der Gegenwart gar sehr an den zwei entgegengesetzten Fehlern der oberflächlichen Compendiennaseweisheit und des sich abschliessenden Beschränkens auf ganz Specielles: und beide werden, sicherlich nicht zum Heile, durch allerhand vielleicht wohlgemeinte Massregeln gefördert. Lassen wir auch in dem beschränkten Bezirke, auf den ich hinwies, treue und verständige Arbeit walten, die über dem kleinen Einzelnen nicht das grosse Ganze vergisst und von diesem Begeisterung und Klarheit über Ziele und Wege sich erholt: nun sie wird auch hier Werkstücke fördern, die vielleicht spät noch ein Meister verwendet für den Riesenbau einer Geschichte griechischer Sprache und griechischen Geistes.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner gedankt, theilt er die Tagesordnung für die dritte allgemeine Versammlung mit und schliesst die Versammlung um 12 Uhr 30 Minuten.

Nachmittags nach 4 Uhr war die Versammlung zu einer von der Stadt gegebenen Bowle auf dem festlich geschmückten Aussichtspunkte „Schneidershof“ vereinigt und zog um 7 Uhr unter Vorantritt der Musik und begleitet von 200 fackeltragenden Pompiers zur Stadt und durch diese bis zur Porta nigra, welche unter Brillantfeuerwerk bengalisch beleuchtet wurde.

Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag, den 26. September, Vormittags 10 Uhr 15 Minuten.

Präsident Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Bücheler eröffnet die Sitzung mit den Worten: „Meine Herren! Ehe wir in die Tagesordnung eintreten, muss ich eines freudigen Ereignisses gedenken, von dem das Präsidium zufällig Kenntniss bekommen hat. Ein Mitglied unserer Versammlung, Herr Director Dr. Ahrens aus Hannover feiert heute sein 50jähriges Doctor-Jubiläum. Der Mann ist in eminentem Sinn ein Doctor gewesen, nicht bloss seiner Schule und überhaupt der Schule, für welche er insgemein z. B. durch seine ‘Formenlehre’ thätig war, sondern dem ganzen lebenden Philologengeschlecht, indem er zuerst mit wissenschaftlicher Methode die griechischen Dialekte erforscht und dargestellt, in einer grossen Zahl von Abhandlungen und Ausgaben — ich erinnere nur an Homer und Theokrit — gründlichste Sachkenntniss verbunden mit durchdringendem Forscherblick bewährt hat, durch jeden neuen Fund — Kypros und Olympia — zu neuer Arbeit angeregt von seinen Arbeiten uns allen mitzutheilen nicht müde wird. Das Präsidium war der

Meinung, dass die ganze Versammlung das Bedürfniss empfinden werde, dem Jubilar zu diesem Feste ihren Glückwunsch darzubringen, und bittet Sie im Falle des Einverständnisses sich von Ihren Sitzen zu erheben. Zu Ehren des Herrn Ahrens nach dem Wort Seneca's: tantis nominibus semper adsurgo".

Die Versammlung folgt der Aufforderung und erhebt sich zu Ehren des Jubilars.

Gymnasialdirector Dr. Ahrens dankt in herzlichen Worten für die ihm dargebrachte Ehrenbezeugung, wobei er erinnert, dass er einer der wenigen Lebenden sei, welche vor 35 Jahren die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in das Leben riefen, zugleich die Weihe des Tages durch die Theilnahme einer solchen wissenschaftlichen Versammlung betont und bemerkt, dass er nunmehr nach bald 50jähriger praktischer Thätigkeit aus dem Lehramte scheide, um sich an seinem Lebensabende ganz der Wissenschaft zu widmen.

Nachdem noch der zweite Präsident Director Dr. Dronke einige geschäftliche Mittheilungen in Bezug auf die Extrafahrten am Nachmittage gemacht, erhält das Wort Herr Gymnasialdirector Dr. Schmitz aus Cöln:

Ueber lateinische Tachygraphie.

Meine Herren! Der ausgedehnte Gebrauch, welcher heutzutage von der Stenographie gemacht wird, sowie überhaupt das Interesse, welches man dieser Kunst in der Gegenwart zuwendet, lassen mich hoffen, dass Sie auch den nachfolgenden kurzen Andeutungen über die alte lateinische Schnellschrift Ihre geneigte Aufmerksamkeit nicht ganz versagen werden.

Die lateinische Tachygraphie zerfällt in zwei Arten: in die litterae singulares und in die seit Carpentier sogenannten Tironischen Noten. Die litterae singulares stellen die ältere und zugleich unvollkommenere Form der lateinischen Tachygraphie dar. Sie tragen bekanntlich auch den Namen 'Siglen', eine Bezeichnung von zweifelhafter Existenzberechtigung. Die Entwickelung dieser litterae singulares, die ursprünglich vorzugsweise in juridischen Texten angewandt wurden und deren älteste Sammlung bekanntlich auf den Grammatiker des Neronischen Zeitalters M. Valerius Probus aus Berytus zurückgeht, ist bereits von Th. Mommsen in der Einleitung zu dem 4. und 5. laterculus notarum im IV. Bande der Grammatici Latini ed. Keil gegeben. Bei den litterae singulares sind zwei Hauptentwickelungsstufen wahrzunehmen: 1) Der erste oder die beiden ersten oder die drei ersten Buchstaben wurden statt des ganzen Wortes geschrieben, z. B. *P* (*Publius*), *SP* (*Spurius*), *SER* (*Servius*). 2) Es trat zum Anlaute eine auf die Silben bezügliche Notation hinzu, indem entweder die grammatische Declination besonders bezeichnet wurde, z. B. *HB* (*heredibus*) oder indem bei kurzen und oft wiederholten Wörtern sowie bei Partikeln die Lautanfänge der Silben angegeben wurden, z. B. *HR* (*heres*), *AT* (*autem*), *EG* (*ergo*), *LC* (*licet*), *TM* (*tamen*). Auf diese engen Grenzen tachygraphischer Abkürzungen beschränkte sich die 'bona aetas'; die 'labens prudentia' durchbrach und verdarb diese Schranken, indem sie nicht mehr 'ex arte' sondern 'ex arbitrio' abkürzte.

Die litterae singulares wurden nur so gebraucht und konnten nur so gebraucht werden, dass sie unter die ausgeschriebenen Wörter gemischt wurden; es war nicht möglich und auch nicht beabsichtigt, vermittelst derselben ganze Texte zu schreiben.

Zu diesem Zwecke, ganze Texte, sei es gesprochene oder geschriebene, tachygraphisch zu fixiren, wurden die sogenannten Tironischen Noten erfunden. Auch bei ihnen

sind mehrere Entwickelungsstufen wahrzunehmen, gewissermassen Etappen, die sich anschliessen an die Namen Ennius, Tiro, Philargyrus nebst Aquila und endlich Seneca. Die Hauptstelle über diese Noten, ohne Zweifel aus Suetonius stammend, findet sich bekanntlich bei Isidorus, Origg. I, 21: *Vulgares notas Ennius primus mille et centum invenit. Notarum usus erat, ut quidquid pro contione diceretur, librarii scriberent simul astantes, divisis inter se partibus, quot quisque verba exciperet. Romae primus Tullius Tiro, Ciceronis libertus, commentatus est notas, sed tantum praepositionum. Post eum Vipsanius Philargyrus et Aquila, libertus Maecenatis, alius alias addiderunt. Denique Seneca, contractu omnium digestuque et aucto numero opus effecit in quinque milia.*

Man hat gefragt, welche Art von Abkürzungen unter den Ennianischen *Notae vulgares* zu verstehen sei, und man hat es für möglich gehalten, dass damit die vorher als erste Art der Tachygraphie bezeichneten litterae singulares gemeint seien. Dass aber bei des Ennius *Notae vulgares* nicht an die Einzelbuchstaben zu denken sei, beweist nicht bloss der Umstand, dass manche dieser Abkürzungen älter als Ennius sind, von dem es doch heisst 'primus invenit', sondern auch die über den Gebrauch der Noten beigefügte Erklärung: *ut quidquid pro contione aut in iudiciis diceretur, librarii scriberent;* denn mit jenen Compendien der litterae singulares konnte man nicht Alles aufschreiben wollen. Unter des Ennius *Notae* sind vielmehr eigentliche stenographische Zeichen, d. h. die Anfänge der später sog. Tironischen Noten zu verstehen. Ich sage die Anfänge: denn selbstverständlicher Weise ist zuzugeben, dass auch mit jenen 1100 Noten noch nicht 'Alles' aufgeschrieben werden konnte, sondern dass sie zunächst noch mit litterae singulares und ausgeschriebenen Wörtern untermischt gebraucht werden mussten.

In Bezug auf diesen ersten Urheber der tachygraphischen Zeichen bin ich noch immer geneigt, an der im I. Bande des Panstenographikon vorgetragenen Ansicht festzuhalten, dass der vielseitig begabte und thätige Dichter Ennius, und zwar schon ehe er im Jahre 204 vor Chr. mit Cato aus Sardinien nach Rom kam, die ersten Grundlagen dieser lateinischen Tachygraphie gelegt habe. Meine Gründe waren und sind folgende: 1) Tachygraphische Studien passen zu der Thätigkeit des Ennius, welche, wie die von ihm eingeführte Consonantenverdoppelung beweist, auch der formalen und speciell der graphischen Seite der lateinischen Sprache zugewandt war. 2) Neben der gewöhnlichen Form des Buchstabs L, deren Anwendung erst mit dem Ende des 6. Jahrhunderts der Stadt beginnt, begegnet unter den tachygraphischen Zeichen der Noten auch das ältere, d. h. spitzwinkelige ⌊. 3) Im tachygraphischen Alphabet fehlt ein besonderes Zeichen für *Y*. Dieses Schriftzeichen, welches bekanntlich erst in Cicero's Zeit in griechischen Lehnwörtern des Lateinischen erscheint, wird, wie in älterer Zeit, so auch in den Tironischen Noten durch *V* oder *I* vertreten. Man denke nicht daran, dass in Folge graphischer Sparsamkeit das *Y* in den Noten nicht angewandt worden sei; denn das tachygraphische Alphabet der Römer unterscheidet andererseits die drei Lautzeichen *C, G* und *K* und ist überhaupt von derartigen Sparsamkeitsrücksichten frei. Diese Thatsachen, d. h. die Anwesenheit des spitzwinkeligen ⌊ und die Abwesenheit des *Y* weisen also darauf hin, dass die Ausbildung des tachygraphischen Alphabetes der Römer nicht erst in der Zeit Cicero's durch Tiro, sondern bereits in der früheren, archaischen Periode der lateinischen Sprache begonnen habe: was eben zu einer stenographischen Thätigkeit des Ennius trefflich passt.

In Rom selbst (man beachte die emphatische Stellung *Romae primus*) hat zuerst

Tiro tachygraphische Noten mit beigefügten Interpretamenten aufgestellt, *sed tantum praepositionum.* Will man dieser Thätigkeit des Tiro eine auch nur irgendwie erhebliche Bedeutung beilegen, so fordert die Natur der Sache anzunehmen, dass die von ihm herrührenden tachygraphischen Noten nebst Interpretamenten sich nicht bloss auf die sechs einfachen *praepositiones loquellares an, con, di, dis, re* und *se*, sondern auch auf die 48 *praepositiones casuales ad, ante* u. s. w., und ferner auf Substantiva, Adjectiva, Verba und Adverbia erstreckt haben, welche mit der einen oder der andern Art von Praepositionen zusammengesetzt sind. Hatten aber auch die tachygraphischen Noten des Tiro einen solchen Umfang, so war es, sei es mit, sei es ohne Hinzuziehung jener 1100 Ennianischen Noten, immerhin noch nicht möglich, die im Jahre 63 vor Chr. auf Cicero's Veranlassung und ohne Zweifel unter Tiro's Betheiligung stattgehabte Nachschrift einer Rede des jüngeren Cato gegen die Catilinarier (s. Plutarch. Cat. min. 23) auszuführen. In Wahrheit wird diese Nachschrift, wie ein Text mit litterae singulares, ebenfalls einen gemischten Charakter gehabt haben, zufolge dessen zwischen die tachygraphischen Zeichen auch gewöhnliche Buchstabenformen eingestreut waren.

Eine weitere Vervollständigung, sei es durch zahlreiche Einzelheiten, sei es durch Hinzufügung ganzer Abschnitte (*commentarii*), erfuhren die vorhandenen tachygraphischen Notenverzeichnisse durch Philargyrus, ohne Zweifel einen Freigelassenen des Agrippa, und durch Aquila, einen Freigelassenen des Maecenas. — Prof. Teuffel verlangt zwar in seiner Römischen Literaturgeschichte, dass der Name des Ennius hinter die Namen Tiro, Philargyrus und Aquila gesetzt und nicht an den alten Dichter, sondern an einen späteren Grammatiker Ennius gedacht werde. Aber, meine Herren, es steht nun einmal da: *Ennius primus invenit.* Auch wäre es bei der von Teuffel vorgeschlagenen Reihenfolge auffallend, dass, während in Bezug auf Tiro, Philargyrus und Aquila nur im Allgemeinen eine Vermehrung der Noten berichtet wird, bei Ennius an vorletzter Stelle eine ziffermässig genaue Angabe hinsichtlich der 1100 von ihm erfundenen Noten begegnete: natürlicher ist es doch, eine genaue Zahl bei dem 'ersten Erfinder' zu erwarten und anzutreffen.

Nach den voraufgegangenen Bemühungen war es endlich Seneca, der zum ersten Male die bis dahin entstandenen Einzelverzeichnisse tachygraphischer Noten sammelte, ordnete und zugleich mit neuen Zuthaten bis auf die Zahl von 5000 Noten brachte. Welcher Seneca sich in dieser Weise mit der lateinischen Tachygraphie befasst habe, lässt sich freilich mit Sicherheit nicht mehr entscheiden. Ich halte aber noch immer an der Ansicht fest, dass wir es in der vorliegenden Frage mit dem Philosophen Seneca zu thun haben, und ich wundere mich nur darüber, dass die in dem 90. Briefe desselben enthaltenen, auf die Noten bezüglichen Worte zuletzt auch wieder von einem so sorgfältigen und scharfsinnigen Gelehrten wie Prof. Teuffel, ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges, missbräuchlicher Weise als ein Argument gegen die Beschäftigung des Philosophen mit den tachygraphischen Noten aufgefasst und geltend gemacht worden sind. Indem ich für das Nähere auf meine Beiträge zur lat. Sprach- und Literaturkunde verweise (S. 193 f.), bemerke ich hier nur Folgendes: Wer aus den Worten: *quid verborum notas, quibus quamvis citata excipitur oratio et celeritatem linguae manus sequitur? vilissimorum mancipiorum ista commenta sunt:* wer aus diesen Worten ein Argument gegen die Beschäftigung des Seneca mit lateinischer Tachygraphie entnimmt, der kann, im Wider-

spruch mit den Thatsachen, auch beweisen, dass Seneca weder Beredtsamkeit noch Gelehrsamkeit besessen, weder von Ruhmesliebe erfüllt gewesen, noch grosse Reichthümer besessen habe. Hier findet Anwendung: *qui nimium probat, nihil probat.* Im Einzelnen ist es übrigens nicht unwahrscheinlich, dass des Seneca Sammlung entsprochen habe den zwei ersten heutigen Commentaren der Noten, wie sie, nach Abzug aller späteren, namentlich auch christlichen Zusätze, vorliegen. (S. Beitr. S. 223.)

Nach Seneca erhält sich die tachygraphische Kunst durch den folgenden Rest des Alterthums, geht dann in den Besitz des Mittelalters über und erlebt in der Karolingerzeit eine hohe Blüthe, nimmt aber nach dem Anfange des 10. Jahrhunderts ab und verschwindet nach dem 12. Jahrhundert gänzlich. Vom 13. bis 16. Jahrhundert geschieht der Tironischen Noten keine Erwähnung, vom 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart sind sie insbesondere durch den, wenn auch sehr mangelhaften, 1603 erschienenen Gruter'schen Druck und durch Ulr. Friedr. Kopp's Palaeographie bekannt geblieben, wenn auch ihre Kenntniss, die doch für lateinische Sprachgeschichte und für historische Forschungen von so grosser Bedeutung ist, noch immer nicht die nothwendige oder erwünschte Ausdehnung gefunden hat.

Was nun das System der Tironischen Noten angeht, so sind alle Zeichen der Notenschrift hergenommen aus der römischen Kapitalschrift. Zum Zwecke der Schnellschrift war es aber nöthig, dass die grossen Buchstaben nicht vollständig blieben, sondern verändert und vereinfacht wurden. Ich veranschauliche Ihnen diese Modificationen an einigen Beispielen:

Λ oder / oder \ oder ƀ = *A*; 3 oder ʒ oder ɔ oder mit Verbindungslinien ʒ ʒ = *B*; ⌐ = *D*; ∠ = *E*; /‾ oder / = *F*; < = *K*; ⅂ = *T*; ∿ = *R*; ᴎ = *M* u. s. w.

Aus diesen Buchstaben sind nun zweierlei Zeichen gebildet worden: 1) Hauptzeichen und 2) Hülfszeichen. Die Buchstaben des Hauptzeichens sind grösser, die des Hülfszeichens sind kleiner und treten links oder rechts, oberhalb oder unterhalb, neben oder in das Hauptzeichen. Zu den gewöhnlichsten Hülfszeichen gehört ein einfacher Punkt, oftmals Bezeichnung des Nominativus oder je nach der Stellung Bezeichnung der Ableitung oder sonstiger Verschiedenheiten der Bedeutung: worüber zuletzt in seiner Schrift 'über die Tachygraphie der Römer' (München 1879) Ferd. Ruess in sachkundiger und lehrreicher Weise gehandelt hat; andere häufig gebrauchte Hülfszeichen sind ⌐ = *um*, ⌐̇ = *rium*, \. = *mentum*, ⅂ = *tus*, ǀ = *ta*, ⌣ = *is* oder *it*, / = *at*, /̇ = *tat* u. s. w.

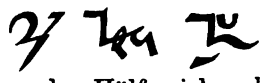
Wie wurde nun geschrieben? Wie die Buchstaben verkürzt und vereinfacht wurden, so auch die Wörter, d. h. nicht alle Buchstaben eines Wortes gelangen zur Bezeichnung, sondern nur das Knochengerüst oder nur Theile dieses Skeletes; denn es wird gesetzt:

I. ein Buchstab für das ganze Wort: Λ = *alius*, ʒ = *brevis*, ⌐ = *cis*, ᴎ = *hi*, ⅂ = *prae*, ⅂ = *pro*, ∠ = *per*. Oder

II. es wird ein zum Wortstamme gehöriger Buchstab gesetzt und ein Hülfszeichen beigefügt: Λ⌣ = *aliis*, ʒᴍ = *brevissime*, ⊂\ = *ceterum*, ⊂ᵇ = *cetera*, Є = *cor*, ⌣ = *dies*, ᴎ = *homo*, ǀ⌐ = *incipit*, ⌐ǀ = *incepit* etc. Oder

III. es werden zwei oder drei oder vier verkürzte grosse Buchstaben verbunden

und neben dieselben die Hülfszeichen in manchfacher Weise angebracht, z. B. *conventus philologorum Treverensis* sieht in Tironischer Schrift so aus:



In der Setzung der Hülfszeichen herrscht auch vielfach ein gewisser Symbolismus, z. B. = *superior*, = *inferior*. Auch wird das Vorzüglichere vom Geringeren, das Grössere vom Kleineren, Höheres vom Niederen und Aehnliches mittels Symbolisirung in der Setzung des Hülfszeichens unterschieden, z. B.

= *aurum*, = *argentum*.

= *imperator*; = *inferior*.

= *maior*; = *minor*.

= *oriens*; = *occidens*.

= *ortus solis*; = *occasus solis*.

Auch das grammatische Geschlecht wird durch verschiedene Stellung des Hülfszeichens unterschieden:

= *eodem*; = *eadem*.

= *eorundem*; = *earundem*.

= *hunc*; = *hanc*.

Charakteristisch ist die Schreibung des *X*: es wird nur ein Schenkel bezeichnet, so zwar, dass derselbe einen Buchstab schneidet: = *rex*; = *vix*; = *dux*; = *pax*. Aber nicht bloss einzelne Wörter oder ein regierendes mit abhängigem Genitiv werden geschrieben, sondern auch weitläufigere und zusammengesetzte Ausdrücke, ja ganze Sätze, z. B. = *sine ulla dubitatione*; = *optime de republica pop. R. meritus*; = *pessime de rep. p. R. meritus*; = *unde de plano recte legi possit*; = *stipulatione Aquiliana subnexa*; = *quorum nomina subter tenentur inserta*; = *quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?*

Je späteren Ursprungs die Noten sind, desto grösser erscheint das Bedürfniss, im Interesse der Deutlichkeit eine grössere Zahl von Buchstaben zu schreiben: ganz so, wie es bei den späteren litterae singulares der Fall war. Dieses Bestreben geht endlich so weit, dass im 7. christlichen Jahrhundert, im Gegensatz zu der älteren Wortstenographie, welche durch Haupt- und Hülfszeichen ganze Wörter, Ausdrücke, ja Sätze bezeichnet, eine jüngere und zwar förmliche Silbenstenographie sich herausbildet. Also so viel Silben, so viel Zeichen, z. B. *Gos* *le* *nus*; *Hu* *go*; *Ka* *ro* *lus*; *Dur* *an* *dus*; *Me* *gi* *na* *rius*; *con* 2 *ce* *di*. Sie sehen, das ist eine Silbenstenographie, wie sie uns durch Mich. Gitlbauer's bahnbrechende und epochemachende Publication aus dem cod. Vatic. Graecus 1809 als die griechische Silbentachygraphie jüngst bekannt geworden ist: für mich Beweis genug, dass Gardthausen's Aufstellung, die ältere Tironische Wortstenographie habe an griechischer Tachygraphie ihr

Vorbild gehabt, bis auf Weiteres als erwiesen nicht angesehen werden kann. — Zum Schlusse noch die Bemerkung, dass das Material der Tironischen Noten zufolge der so eben durch Gustav Löwe und mich erfolgten Publication der *Notae Escorialenses* eine nicht unerwünschte Bereicherung erfahren hat. (S. No. 5 [1879] des vom Königl. stenogr. Institut in Dresden herausgegebenen Literaturblattes.)

Der Präsident dankt dem Redner. Nach einer Mittheilung über den von Herrn Professor Bruno Meyer aus Carlsruhe am Nachmittage um 6 Uhr vorzuzeigenden Apparat erhält Herr Professor Dr. Rohde aus Tübingen das Wort zu dem Vortrage

Ueber Leucipp und Demokrit.

In der Philosophie der Griechen vor Sokrates vollzieht sich eine entscheidende Wendung unter dem Einfluss der eleatischen Schule. Die Undenkbarkeit der qualitativen Veränderung eines Urstoffes und damit überhaupt eines eigentlichen Werdens und Vergehens bildet von da an die anerkannte Voraussetzung der philosophischen Physik. Verwarf man nun den eleatischen Begriff eines starren und unbeweglichen Seins, so suchte man Werden und Vergehen der Dinge aus der Mischung und Trennung einer Mehrzahl an sich unveränderlicher Urstoffe zu erklären. Unter den drei Systemen, welche bis zu der Zeit, in welcher die Sophisten und Sokrates die Philosophie überhaupt in neue Bahnen wiesen, das Leben der Welt aus einer solchen μῖξίς τε διάλλαξίς τε μιγέντων zu erklären suchten, ist das des Anaxagoras in jeder Beziehung das schwächste; das des Empedocles das kühnste und tiefsinnigste; das klarste, anschaulichste, consequenteste, von phantastischen Zuthaten freieste das der Atomistik. Der unverfälschte Materialismus des atomistischen Systems ist nicht eines jener ganz individuellen philosophischen Kunstwerke, welche das Wesen der Welt, nachdichtend, zwar dem Dichter selbst befriedigend enthüllen mögen, aber im Grunde auch nur für ihn volle Wahrheit und Ueberzeugungskraft haben: vielmehr ist mit ihm eine der nothwendigen Vorstellungsweisen nicht sowohl erfunden als entdeckt, nach welchen sich die philosophische Weltbetrachtung, so lange sie sich im Bereiche eines naiven Realismus erhält, das Werden und Sein der Dinge deuten muss. Daher denn z. B. ein eigentlicher Empedokleer nicht wieder aufgestanden ist: die Atomistik dagegen ist nicht nur im Alterthum durch Epicur vollständig erneuert worden, sie bricht auch in neueren Zeiten, als eine der plausibelsten Weisen der philosophischen Naturerklärung, immer und immer wieder hervor.

Es wäre gewiss von Interesse, mit voller Bestimmtheit angeben zu können, wer es nun eigentlich war, der als selbständiger Entdecker der materialistischen Atomistik dieser starken und lange nachwirkenden Bewegung den ersten Anstoss gegeben hat.

Demokrit von Abdera ist freilich der ruhmreichste Vertreter dieser alten Atomistik;

[Die Anmerkungen und Excurse sind erst, als die Veröffentlichung des Vortrags durch den Druck ins Auge gefasst werden musste, ausgearbeitet worden. Eben heute, indem ich das Ganze abschliesse, kommen mir die „Doxographi graeci ed. H. Diels“ zu Gesicht. Es ist zu spät, dieses Werk noch zu benutzen; ich werde nun nachträglich zu prüfen haben, in welchen Punkten — es können nur nebensächliche sein — die Resultate desselben meine Ansichten zu bestätigen dienen, oder dieselben zu modificiren nöthigen.

15. Nov. 1879. E. R]

hören wir aber die geläufigste Ueberlieferung des Alterthums, so verdankte Demokrit wiederum seine Weisheit dem Leucippus, als seinem Lehrer. Man giebt denn auch in neuerer Zeit gewöhnlich an, Leucippus habe die Grundzüge der Atomistik festgestellt: dem Demokrit wird dann wohl das Verdienst vorbehalten, diese Grundzüge erst zu einem förmlichen System ausgeführt und belebt zu haben[1]). Es scheint aber dass Niemand, die Lehre des Leucipp von der des Demokrit gründlich isolirend, sich völlig klar gemacht habe, wie weit eigentlich der Lehrer dem Schüler vorgearbeitet habe. Und doch würde sich, bei einer solchen Ausscheidung des Eigenthums des Leucippus aus der Gesammtheit der Ueberlieferung über die älteste Atomistik, ein bedenkliches, zum Nachdenken auffordernde Resultat ergeben haben.

Wir haben zwei Hauptquellen für die Kenntniss der Philosophie des Leucippus. Zunächst spricht Aristoteles an einigen Stellen seiner physischen Schriften von den Lehrmeinungen des Leucippus; an andern, zusammenfassend, im Plural, von der Lehre des Leucippus und seines ἑταῖρος, des Demokrit: man darf auch die Aussagen der zweiten Art um so unbedenklicher ihrem vollen Inhalte nach von Leucippus verstehen, als Aristoteles ausserdem sehr oft, wo er eben Lehrsätze des atomistischen Systems nicht auch dem Leucipp zuschreiben will, von Demokrit allein redet[2]).

Zweitens haben wir einen kurzen, leider nicht überall klaren Bericht über Leucipp's Lehre beim Laertius Diogenes, und einen sehr nahe verwandten in den „Philosophumena" des sogenannten Origenes oder Hippolytus. Der Letztere zeigt ausserdem eine unverkennbare Verwandtschaft mit den sehr knappen Angaben über Leucipp's Dogmen, welche Simplicius den Φυσικῶν δόξαι des Theophrast entlehnt hat. Man darf, zusammenfassend, Simplicius, Laertius und die Philosophumena auf Theophrast zurückführen, dessen Aussagen indessen den beiden Letzten durch Vermittlung einer gemeinsam benutzten Secundärquelle, vermuthlich des Sotion, zugekommen sind[3]). — Nur geringfügige Er-

1) So etwa denkt sich wohl auch Cicero die Sache, Acad. prior. II § 118: — Leucippus, plenum et inane (dixit esse, e quibus omnia gignerentur): Democritus huic in hoc similis, uberior in ceteris.

2) Von Leucipp allein redet Aristoteles, de gen. et corrupt. I 8 p. 325a, 23—325b, 11 (man beachte, wie er dann alsbald im Plural fortfährt: τούτων, λέγουσι u. s. w., und dann wieder 325b, 26. 30 den Leucipp allein nennt); metaph. Λ 5 p. 1071b, 32 (vgl. de caelo III 2 p. 300b, 8). Diejenigen Stellen, an denen Ar. Leucipp und Demokrit neben einander nennt, werde ich in den folgenden Anmerkungen durch ein Sternchen bezeichnen.

3) Laert. Diog. IX 30—33. Hippol. p. 17 ed. Miller. Simplicius ad Aristot. Phys. (ed. Aldin. Ven. 1526) fol. 7a = Usener, Anal. Theophrastea p. 36. — Die Verwandtschaft des Berichtes des „Hippolytus" mit dem des Simplicius zeigt sich namentlich im Anfang. Hippol.: Λεύκιππος Ζήνωνος ἑταῖρος (so nach Sotion's Annahme) οὐ τὴν αὐτὴν δόξαν διετήρησεν. Simpl.: Λ., κοινωνήσας Παρμενίδῃ τῷ φιλοσόφῳ (nach Theophrast's Annahme) οὐ τὴν αὐτὴν ἐβάδισε Παρμενίδῃ καὶ Ξενοφάνει περὶ τῶν ὄντων ὁδόν. Hipp.: ἀλλά φησιν ἄπειρα εἶναι καὶ ἀεὶ κινούμενα [add. τὰ στοιχεῖα?] καὶ γένεσιν καὶ μεταβολὴν ἀεὶ οὖσαν. Simplic.: ἄπειρα καὶ ἀεὶ κινούμενα τὰ στοιχεῖα — — καὶ γένεσιν καὶ μεταβολὴν ἀδιάλειπτον ἐν τοῖς οὖσι θεωρῶν. Weiter kann die Uebereinstimmung zwischen H. und S. sich nicht erstrecken, weil Simpl. eben nur diese allgemeinsten Sätze angeben will. Der Rest des Berichtes bei Hippolytus stimmt mit Laertius überein, so dass man beide Berichte aus einander corrigiren kann. Bei Laert. p. 234, 40 steht: τό τε πᾶν εἶναι κενὸν καὶ πλῆρες; das in den Handschriften folgende σωμάτων ist (als aus dem σωμάτων Z. 41 entstanden) zu streichen: es fehlt bei Hipp. p. 17, 65, und ist an sich absurd; denn die πλήρη sind ja eben die σώματα selber. — Laert. p. 235, 8 schreibe: προσκρούοντα ἀλλήλοις: cf. Hipp. 17, 67. — Hippol. 17, 66 μετάκοινον ist von mehreren Seiten in μέγα κενόν corri-

gänzungen bieten die Dogmensammlungen unter Plutarch's und Galen's Namen, welche für die vorplatonische Philosophie doch auch ihre Kunde in letzter Instanz aus Theophrast geschöpft haben mögen[1]). Nach diesen aus peripatetischen Quellen geflossenen Berichten stellt sich nun die Lehre des Leucippus, in knappstem Abrisse, also dar.

---

girt, nach Laert. p. 235, 6. (Uebrigens sind beide Berichte so unklar, wie sie nun sind, geworden wohl mehr durch Schuld der Berichterstatter, welche ihre eigenen Berichte kaum recht verstanden haben mögen, als durch Schuld der Abschreiber. Ganz sinnlos z. B. bei Laert. 234, 43 αὔξηςιν. Mir wenigstens nicht verständlich p. 235, 14: τοῦτο δ' οἷον ὑμένα ἀφίςτασθαι (so Laurent. LXIX 13. 28. 35), ὑφίςτασθαι nicht verständlicher Cobet. Wie kann denn das cύcτημα selbst (τοῦτο) der ὑμήν sein? Vielleicht: τούτῳ — ἀμφίςτασθαι? Λ. καὶ Δημ. ὑμένα περιτείνουcι τῷ κόcμῳ Plut. plac. II 7, Stob. ecl. I 135, 6 M.) — p. 235, 20 ἐπέκρυcιν (s. Laur. 69. 28. 35, und 13 m. 2: ἐπέκριcιν 69, 13 m. 1): vielleicht ἐπείcρυcιν. — p. 235, 22 ff. interpungire und schreibe ich: τούτων — — cύcτημα, τὸ — — πηλῶδες, ξηρανθέντα δὲ — — δίνῃ, εἶτ', ἐκπυρωθέντα, τὴν κτλ. — Zu αὔξειν καὶ φθίνειν Hippol. Z. 70 ist das Subject (κόcμους) aus dem Anfang des Satzes (Z. 65) zu ergänzen. Hiernach ist vielleicht bei Laertius p. 235, 35 zu schreiben: γενέcεις κόcμων (κόcμου allerdings Laur. 69, 28 und 35; aber κοc$^{\mu}$ Laur. 69, 13, unter diesen Dreien bei Weitem die beste Handschrift). — Wie ich mir das Verhältniss der drei Berichte zu einander denke, habe ich oben angegeben. Laertius giebt einen doppelten Bericht von den δόγματα des Leucipp, aber unverkennbar ist der voranstehende kürzere nur ein Excerpt des dann folgenden ausführlicheren. Beide Berichte mag er dem Diocles entnommen, Diocles mag etwa (wie auch sonst: s. Nietzsche, Rhein. Mus. XXIV 199) die Dogmensammlung des Apollodorus Epicureus (ὁ κηποτύραννος) benutzt haben: nicht umsonst wird dieser bei Laert. X 13 in Beziehung auf Leucippus citirt sein. Das gemeinsame Band zwischen „Hippolytus" und Laertius wird gleichwohl Sotion hergestellt haben, dessen vielbenutzte Geschichte der Philosophen dem Werke des Laertius, wenigstens ihrem Schema nach, zu Grunde liegt (s. unten), und den als Hauptquelle des sogenannten Hippolytus in dessen Berichten über griechische Philosophen Diels in einer These hinter seiner Abhandlung über Pseudogalen's Dogmensammlung richtig bezeichnet hat. Besonders deutlich spricht für diese, auch sonst durch manche Gründe empfohlene Annahme, der Umstand, dass die bei Diog. Laert. IX 20 als irrig (mit Recht) zurückgewiesene Behauptung des Sotion: πρῶτον τὸν Ξενοφάνη εἰπεῖν, ἀκατάληπτα εἶναι τὰ πάντα, wie eine sichere Kunde wiederholt wird bei Hippol. p. 18, 96: οὗτος (Ξενοφάνης) ἔφη πρῶτος, ἀκαταληψίαν εἶναι πάντων. — Man mag sich vorstellen, dass Sotion von Apollodorus Epicureus, dieser von Diocles, dieser von Laertius ausgeschrieben wurde, Hippolytus seinerseits eine Dogmensammlung benutzte, in welcher Sotion's Angaben mit einigen chronologischen Notizen aus Apollodorus Athen. (s. Diels, Rhein. Mus. XXXI) verbunden waren. Sotion's Quelle wiederum wird Theophrast gewesen sein: daher die Uebereinstimmung zwischen Simplicius und Hippolytus.

1) S. Plutarch II 7 (Galen XIX 267 K.) plac. III 10 (Galen XIX 294) III 12 (Galen XIX 294) IV 8 (Galen XIX 302) V 2 (Galen XIX 322) V 7 (Galen XIX 324) V 25 (Galen XIX 340). [Das merkwürdige Capitel des Plutarch, I 4, πῶc cυνέcτηκεν ὁ κόcμοc nennt zwar keinen Autor der dort vorgebrachten Ansichten, trägt aber im Wesentlichen die Kosmogonie völlig so vor, wie sie nach Leucipp geschildert wird bei Laert. IX 31 ff. Ist die Schilderung des Plutarch wirklich epicureisch (s. Zeller, Phil. d. Gr. III 1, 300 A. 2), so beweist sie freilich engsten Anschluss des Epicur selbst an einzelne Phantasmen der älteren Atomistik]. Den Quellen der Dogmensammlungen des Pseudo-Plutarch und Pseudogalen kann hier nicht genauer nachgeforscht werden. Dass der Verfasser der Plutarchischen Sammlung wie ein Epicureer rede I 7 hat Zeller a. O. bemerkt; man beachte auch, wie IV 4 behauptet wird: Δημόκριτος πάντα μετέχειν φηcὶ ψυχῆc τινος, καὶ τὰ νεκρὰ τῶν cωμάτων, während dies zwar Epicur als Demokrit's Meinung ausgab, aber „Democritei negant", nach Cic. Tusc. I 34, 82. — Die ursprünglichen Quellen jener Berichte werden, für die vorplatonischen Philosophen, gleichwohl peripatetische sein. Wie man in späterer Zeit die Dogmen alter Philosophen aufzusuchen pflegte παρὰ τοῖc μάλιcτα τὴν τοιαύτην ἱcτορίαν ἀναλεξαμένοιc ἀνδράcι τοῖc Περιπατητικοῖc verräth uns Galen XV p. 22, und dass auch er im Besondern Theophrast's δόξαι φυcικῶν im Sinne hat, zeigt seine Aeusserung p. 25. — Mit Plutarch-Galen (soweit diese mit einander übereinstimmen) aus gleicher Quelle schöpft

Er gab den Eleaten zu, dass das Seiende unveränderlich sein müsse, dass ohne ein Leeres auch die Bewegung dieses Seienden unmöglich sei. Aber er behauptete eben, was die Eleaten leugneten, die Existenz des leeren Raumes, oder des Nichtseienden. In ausdrücklicher Polemik gegen Empedocles und dessen Lehre von den πόροι leugnete er, dass dieses Leere innerhalb des Seienden sich finden könne: kein Theil des Seienden könne leer, das ist nichtseiend gedacht werden. Vielmehr sei der leere Raum neben dem Seienden, selbst zwar ein nichtseiendes; aber dieses nicht Seiende existire nicht weniger als das Seiende[1]). Das Seiende nun bilde nicht eine untrennbare Einheit, sondern bestehe aus einer unbegrenzten Anzahl selbständiger, unsichtbar kleiner, aber nicht weiter theilbarer Körper, die schon er ἄτομα (oder ἄτομοι) nannte, im Gegensatz zum κενόν auch als ναστά (d. i. πλήρη) bezeichnete[2]). Im κενόν bewegen sich diese ναστά: allesammt sind sie in einer anfangslosen, nie aufhörenden Bewegung[3]). Indem sie durch diese Bewegung zusammengeführt werden, entstehen die Einzeldinge durch ihre Berührung und Zusammensetzung, verändern sich und vergehen durch ihre Trennung[4]). Die Atome selbst sind zwar von verschiedener Grösse und Gestalt, aber alle gleich der Qualität nach[5]); die Verschiedenheit der Dinge erklärt sich nur aus der Verschiedenheit der, ein jedes Ding bildenden Atome nach ῥυσμός, διαθιγή, τροπή, d. i. nach Gestalt, Reihenfolge und Lage[6]); durch unendliche Combinationen in diesen drei Beziehungen entsteht die unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge. Wie im Einzelnen die verschiedene Gestalt der Atome die Entstehung der verschiedenen Elemente bedinge, hatte er nicht ausgeführt (so wenig wie Demokrit): nur vom Feuer lehrte er, dass es aus glatten und runden Atomen gebildet werde[7]); ebenso die Seele, welche Feuer und heisser Stoff sei[8]). — Die Mischung und Trennung der

Stobäus in den Eclogae physicae (s. Volkmann Jahrb. f. Phil. 103, 683 ff., der Meineke's Didymus-Hypothese gründlich beseitigt, aber freilich mit nicht stichhaltigeren Gründen Porphyrius zu dem unmittelbaren Gewährsmann des Stobäus gemacht hat). Nur sind des Stobäus Berichte überarbeitet und erweitert (s. Volkmann a. O.); gelegentlich stellen sie den Inhalt der gemeinsamen Quelle (welchen etwa Plutarch-Galen nur in Abkürzung mittheilen) vollständiger dar (man vgl. z. B. das Capitel περὶ βροντῶν ἀστραπῶν κτλ. bei Plut. III 3 und bei Stobäus I 29, 1). So bietet er denn auch über Leucipp's Philosophie einige eigenthümliche, bei Plutarch-Galen nicht wiederkehrende Nachrichten.

1) Arist. de gen. et corr. I 8 p. 325a. Simplicius l. l. Vgl. *Aristot. 213a, 34. *275b, 30. *985b. Gegen Empedocles zielt unverkennbar 325a, 28. 29, vgl. 325b, 1; und so sind denn entschieden die Einwendungen gegen Empedocles, welche Aristoteles 325b, 5 ff., ausdrücklich mit den Worten: ὥσπερ καὶ Λεύκιππός φησι eingeleitet, vorträgt, als eigne Aeusserungen des Leucipp, nicht als Reflexionen des Aristoteles zu fassen.

2) Aristot. 325a. ἀτόμους erwähnt schon bei Leucipp Simplicius l. l. Bei demselben liest man: τὴν γὰρ τῶν ἀτόμων οὐσίαν ναστὴν καὶ πλήρη ὑποτιθέμενος (Leucippus) —. Vgl. freilich Stob. ecl. I p. 81, 13—15 M.

3) Aristot. 1071b, 32. 33. 1072a, 7, Simplic. l. l. Vgl. *Aristot. 300b, 8 ff.

4) Aristot. 325a. Simpl. Vgl. *Aristot. 303a, 4 ff. *985b. *315b, 6—15.

5) *Aristot. 275b, 32 (φασίν: s. Z. 30).

6) *Aristot. 985b, 13 ff. (vgl. 1042b, 11 ff.). Simplic. Die Atome nicht nur der Menge, sondern auch den Gestalten nach ἄπειρα: *314a, 22. *303a, 11 f.

7) *Aristot. 303a, 12 ff.

8) Aristot. 304a, 1 ff. ἀπείρων γὰρ ὄντων σχημάτων καὶ ἀτόμων, ὧν τὴν πανσπερμίαν στοιχεῖα λέγει τῆς ὅλης φύσεως, τὰ σφαιροειδῆ πῦρ καὶ ψυχὴν λέγει (Democrit) [denn so, glaube ich, ist die, im überlieferten Wortlaut völlig sinnlose Stelle zu lesen. Die Worte οἷον — — ἀκτῖσιν sind irrthümlich hier in den Text gerathen, da sie ursprünglich eine Randbemerkung zu Z. 18 sein mögen] ὁμοίως δὲ καὶ Λεύκιππος. Vgl. Stobaeus, ecl. I 226, 17 Mein.

Atome, und somit Werden und Vergehen der Einzeldinge erfolge nach einer strengen, rein mechanisch wirkenden Nothwendigkeit[1]): jeder Zufall sogut wie jede Setzung eines Zweckes ist mit Bewusstsein und voller Consequenz ausdrücklich abgelehnt. Weiterhin führte er nun genauer aus, wie bei der fallenden Bewegung der Atome, durch das Aufeinandertreffen der schwereren und der leichteren Atome eine Seitenbewegung und alsbald ein Wirbel entstehe, der die gleich schweren Atome zusammenführe, die leichteren nach aussen dränge, die schwereren zu einer kugelförmigen Ansammlung[2]) vereinige, und wie durch lange Fortsetzung dieses Processes sich Erde, Sonne, Mond und Gestirne gebildet haben: aber nicht nur Eine Welt bildete sich so, sondern aus der unendlichen Zahl der Atome bildete sich neben unserer noch eine unendliche Zahl anderer Welten, welche alle, gleich wie unsere Welt, nach dem Gesetze der Nothwendigkeit sich bilden, verändern und wieder auflösen werden[3]). — Die Erscheinungen des Lebens bringen jene glatten und runden Atome hervor, welche die Seele bilden, d. i. Dasjenige was den ζῷα die Bewegung giebt: wird sie aus dem Atomencomplex heraus gedrückt, so entflieht das Leben[4]). Die Wahrnehmung erklärte er, dem Empedocles folgend, durch das Ausströmen von Bildern von den wahrgenommenen Objecten; in richtiger Consequenz leugnete er die Möglichkeit einer Wahrnehmung und Empfindung ohne ein solches Bild[5]), und wies damit einer völlig sensualistischen Erkenntnisstheorie den Weg.

So viel wird uns von der Lehre des Leucippus berichtet. Sind nun dies nur die Grundlinien des atomistischen Systems? ich denke vielmehr, es ist das vollständige, abgeschlossene System der Atomistik, Alles enthaltend, was eben zum System gehört, nicht gelehrtes oder phantastisches Beiwerk ist.

Was verbleibt nun eigentlich in dem Gesammtbesitz der Atomistik dem Demokrit als sein persönliches Eigenthum?

Es ist vor Allem zu bemerken, dass er in keinem einzigen principiellen Punkte von Leucipp abgewichen ist. Genau die gleichen Lehren wie dem Lehrer werden auch dem Schüler zugeschrieben: es ist namentlich beachtenswerth, dass in dem Berichte des Theophrast bei Simplicius keinerlei Fortschritt des Demokrit über Leucippus hinaus verzeichnet wird[6]). Dagegen hat allerdings Demokrit das System des Leucippus in vielen

---

1) Laert. Diog. IX 33 extr. Hippolyt. ref. haer. p. 17, 70. Diese Beiden reden ausdrücklich von Leucippus. So allerdings auch Stobaeus ecl. I 4, 7 p. 42 Mein., aber mit dem problematischen Citate: Λεύκιππος ἐν τῷ περὶ νοῦ (s. unten).

2) Vgl. Stobaeus ecl. I p. 96, 16 M.

3) Dieses Alles genauer ausgeführt bei Laert. Diog. und Hippolytus.

4) *Aristot. 404a, 5—16 (cf. 471b, 30—472a, 16. Beiläufig gesagt, aus einer Parodirung des Demokriteischen Dogmas: ἐν τῷ ἀναπνεῖν καὶ τῷ ἐκπνεῖν εἶναι τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθνήσκειν scheint die wunderliche Geschichte entstanden zu sein, nach welcher Demokrit, als es zum Sterben kam, noch einige Tage sich durch Einathmen des Duftes warmer Brode am Leben erhielt: Hermipp. bei Laert. Diog. IX 43. Nach Athen. II 46 F. that der Duft des Honigs solches Wunder. — Parodie der Parodie bei Lucian Ver. hist. I 23. S. Gr. Rom. 193).

5) Λεύκιππος καὶ Δημόκριτος τὴν αἴσθησιν καὶ τὴν νόησιν γίγνεσθαι (φασιν), εἰδώλων ἔξωθεν προσιόντων [προσπιπτόντων?]· μηδενὶ γὰρ μηδετέραν ἐπιβάλλειν χωρὶς τοῦ προσπίπτοντος εἰδώλου. Plut. Plac. phil. IV 8 = Galen XIX p. 302. — Alle αἰσθήσεις καὶ νοήσεις ἑτεροιώσεις τοῦ σώματος: *Stob. flor. IV 233 n. 12 ed. Mein.

6) Simplicius berichtet zuerst von Leucipp's Lehren im Allgemeinsten; dann fährt er fort:

Einzelheiten weiter ausgeführt. Unter diesen Ausführungen wüsste ich eine einzige zu nennen, die sich auf einen principiellen Punkt bezieht. Die Lehre, dass die Empfindungsqualitäten, Farbe, Temperatur, Geschmack, nicht den Atomen oder Atomenverbindungen inhäriren, sondern lediglich subjectiv seien, wird dem Demokrit, aber nirgends dem Leucippus zugeschrieben. Der, diese Lehre umfassende, allerdings aber noch weiter greifende Satz: ἐτεῇ ἄτομα καὶ κενόν, τὰ δ' ἄλλα πάντα δοξάζεται, scheint wirklich specielles Eigenthum des Demokrit zu sein[1]): der Satz lag freilich in der nothwendigen Consequenz der ganzen Atomenlehre: und wie nun das δοξάζεσθαι zu Stande komme, scheint auch Demokrit nicht weiter untersucht zu haben. Dagegen bemühte er sich, wie aus weit-

---

παραπλησίως δὲ καὶ ὁ ἑταῖρος αὐτοῦ Δημόκριτος ὁ Ἀβδηρίτης ἀρχὰς ἔθετο τὸ πλῆρες καὶ τὸ κενόν, ὧν τὸ μὲν ὂν τὸ δὲ μὴ ὂν ἐκάλει: und nun berichtet er weiter im Plural, Leucipp und Demokrit ohne Weiteres zusammenfassend (ὑποτιθέντες, γεννῶσι, αὐτοί). — Abweichungen des Demokrit von Leucippus werden nur in nebensächlichen, mit dem eigentlichen System nicht zusammenhängenden Dingen berichtet. Leucipp nannte die Erde τυμπανοειδῆ (cf. Laert. Diog. IX 30), Demokrit δισκοειδῆ μὲν τῷ πλάτει, κοιλὴν δὲ τὸ μέσον: Plut. plac. III 10 (Galen XIX 294). — Leucipp ordnet die Gestirne etwas anders als Demokrit; nach L. (s. Laert. Diog. IX 33) ist die Sonne von der Erde am Fernsten, nach Demokrit. (Hippolyt. p. 18; Plut. plac. II 15) vielmehr die Fixsterne (die Sonne setzt zu oberst auch Metrodor, Demokrit's Schüler: Plut. ibid.). — Die Neigung der Erdscheibe nach Süden erklärte Leucipp etwas anders als Demokrit: Plut. plac. III 12 (woraus die lückenhafte Stelle des Laert. IX 33 p. 235, 31 zum Theil zu ergänzen ist). „Die Meinung ist aber wohl bei Beiden dieselbe". Zeller, Phil. d. Gr. I 4, 802. — Ueber die Entstehung der βροντή etwas verschieden Leucipp bei Stobaeus ecl. I p. 162, 14 ff. von Demokrit ibid. 162, 17 ff. Mein. — Ueber die tiefsinnige Frage πῶς ἄρρενα γίνεται καὶ θήλεα werden bei Plut. V 7 (Galen XIX 324) gesonderte Berichte aus Leucipp und Demokrit beigebracht; die Meinung des Leucipp hat offenbar der Referent selbst nicht verstanden, mir ist sie ganz dunkel geblieben. — Dies Alles sind Differenzen der Meinung in Nebensachen, wie sie sehr wohl auch, bei fortschreitendem Alter und Wissen, zwischen verschiedenen Schriften desselben Autors sich finden konnten; sie würden, als Selbstwidersprüche des Demokrit, innerhalb der umfänglichen Schriftstellerei dieses Philosophen um so weniger auffallen können, da wir ja bestimmt wissen, dass Demokrit ἔνια τῶν πρόσθεν αὐτῷ ἀρεσκόντων später ἀφῆκε: Plutarch. de virt. moral. 7. Es kann also meine weiterhin entwickelte Vermuthung über das wahre Verhältniss des „Leucipp" zu Demokrit sehr wohl bei diesen geringfügigen Differenzen bestehen. — Einen fundamentaleren Unterschied zwischen Leucipp und Demokrit scheint Clemens adhort. ad g. p. 43 D. (Sylb.) andeuten zu wollen. Hier heisst es „Leucipp von Milet und Metrodor von Chios kannten zwei ἀρχαί, τὸ πλῆρες καὶ τὸ κενόν; Demokrit fügte noch hinzu „τὰ εἴδωλα". Diese Belehrung gestehe ich nicht zu fassen. Die εἴδωλα sind doch, in Demokrit's Philosophie, nun und nimmermehr eine der ἀρχαί gewesen, sondern nichts weiter als die von den Dingen ausfliessenden Bilder; in diesem Sinne hatte wohl schon „Leucipp" von ihnen geredet. Uebrigens ist der treffliche Clemens offenbar in der Vorstellung befangen, Metrodor von Chios habe vor Demokrit gelebt; wodurch denn seine übrige Gelehrsamkeit nicht sonderlich empfohlen wird. Was er eigentlich sagen wollte, muss ich dahin gestellt sein lassen. (Nicht zustimmen kann ich Krische, Forsch. I 150).

1) S. namentlich Sext. Empir. adv. math. VII § 135 ff. p. 220 Bk., auch Laert. Diog. IX 44. Lehrreich ist es, jenen Abschnitt des Laertius über Demokrit's Lehren zu vergleichen mit dem Abschnitt desselben Autors über Leucippus. Ueber das, was von Leucipp berichtet wird, gehen die dort aufgeführten Dogmen des Demokrit hinaus nur in folgenden Punkten: 1) τὰ δ' ἄλλα πάντα δοξάζεσθαι. 2) ὁρᾶν ἡμᾶς κατ' εἰδώλων ἐμπτώσεις (aber diese Lehre schreibt Plut. plac. IV 8 auch dem Leucipp zu). 3) Leucipp lässt Alles geschehen κατ' ἀνάγκην ἣν ὁποία ἐστὶν οὐ διασαφεῖ. Demokrit dagegen (§ 45) identificirt die ἀνάγκη mit der δίνη der Atome (vgl. Sext. Emp. adv. math. IX § 113), wonach eben die ἀνάγκη als eine rein mechanische, die Folge der Schwere der Atome, bezeichnet wird (das war aber ohne Zweifel auch Leucipp's Meinung). 4) Demokrit bezeichnet als ethisches τέλος die εὐθυμία = εὐεστώ u. s. w.

läuftigen Berichten des Theophrast bekannt ist, eifrig um die Specialisirung der Bedingungen, welche (in der Gestalt und der Art der Zusammenstellung der Atome) in den Objecten gegeben sein müssten, um die bestimmte Sinnesempfindung hervorzurufen. Nicht minder suchte er Aufklärung zu geben in jenen Hauptfragen der Meteorologie, der Erscheinungen des Erdlebens, auffallender Phänomene im Pflanzen- und Thierreich, auf welche eine, von aller eigentlichen Mythologie befreiende Antwort zu geben die griechischen φυσικοί sich gewissermassen verpflichteten, indem sie alle den Anspruch machten, ein erklärendes Bild des gesammten Weltwesens darzubieten, neben welchem uns nichts weiter zu wissen und zu glauben nöthig sei. Alle hier entwickelten Theoreme des Demokrit berühren das eigentliche System der Atomistik wenig; sie sind sogar zum grossen Theil von Empedocles und Anaxagoras entlehnt, und haben allesammt keinen andern als einen blossen Curiositätswerth, gleich den vielen verwandten kindlich absurden Versuchen einer Naturerklärung ohne wirkliche Naturforschung, welche die griechische Physik hervorgebracht hat. — Ausser Acht lassen muss man freilich, bei einer Zusammenrechnung des wissenschaftlichen Eigenthums des Demokrit, nicht nur die umfänglichen Reste jener quasinaturwissenschaftlichen Schriftstellerei, welche sich, bis in byzantinische Zeiten hinunter, betrügerisch mit Demokrit's Namen schmückte[1]), sondern auch den ganzen Wust moralischer Sentenzen, der unter Demokrit's Namen umläuft. Es ist zwar neuerdings versucht worden, diese angeblichen Reste ethischer Schriften des Demokrit zu sehr unverdienter Ehre zu bringen: in der That aber ist es keine „Hyperkritik", wenn man aus dem wirren Haufen angeblich Demokritischer Moralsprüche, in denen sich eine an die fade φιλοσοφία des Isokrates erinnernde Biedermannsmoral mit specifisch Epicureischem Quietismus seltsam vermischt, dem Demokrit selbst so gut wie nichts zuzuschreiben wagt. Es mag sein, dass er einzelne Aussprüche über Εὐθυμίη und Εὐεστώ in seinen Schriften gelegentlich vorgebracht hat: ein eigentlicher Ethiker ist er sicherlich nicht gewesen[2]). — Alles zu-

1) Alle Angaben über Demokrit's Meinungen von Thieren und Pflanzen, welche bei Autoren nach Aristoteles und Theophrast erhalten sind, unterliegen dem Verdachte der Unächtheit. Niemand wird sich wundern, dass bei Mullach sogar die Demokritea der Geoponica zum Theil als ächt passiren; aber selbst Zeller (Phil. d. Gr. I 4, 805 A. 1) hat Aelian's Mittheilungen über Demokrit's Meinungen von allerlei Thieren nicht verdächtigen mögen. Aelian's Mittheilungen lassen Demokrit die αἰτία mancher Eigenthümlichkeiten der Thierwelt aufsuchen: vgl. h. anim. XII 16. 18; XII 17 (εἰκότως — — γάρ); sie werden also geschöpft sein aus den 3 Büchern der αἰτίαι περὶ ζῴων (Laert. IX 47); dass aber die sämmtlichen „ἀσύνταχτα", d. h. eben die Αἰτίαι οὐρανίαι u. s. w., welche Laert. § 47 aufzählt, nicht in Thrasyll's Verzeichniss der Demokriteischen Schriften aufgenommen waren, hat Nietzsche, Beitr. z. Quellenk. u. Kritik des L. Diog. (Basel 1870) p. 26. 27 zur Evidenz bewiesen. Und wir sollten Schriften, die sogar ein Thrasyll dem Demokrit nicht zutraute, für ächt halten? Uebrigens gehört vermuthlich in dasselbe angeblich Demokriteische Werk περὶ ζῴων, welches Aelian benutzte, der Bericht des „Demokrit" über den Basilisken, den ich im Rhein. Mus. XXVIII 279 mitgetheilt habe. Hier hätten wir eine Fälschung unter Demokrit's Namen aus alexandrinischer Zeit (vielleicht aus derselben Zeit und demselben Kreise, aus welchem auch die von Bolos untergeschobenen συμπαθητικὰ καὶ ἀντιπαθητικά hervorgingen), geschöpft übrigens zum Theil ganz einfach aus Aristoteles (vgl. die naïve Bemerkung des Aelian IX 64; — merkwürdig ist auch, wie XII 16 der Bericht des Aristoteles 747a, 29 ff. über Demokrit's Erklärung der Unfruchtbarkeit der Maulthiere verdreht und entstellt ist). Aus byzantinischer Zeit stammt noch manches andere Demokriteische Falsum; unter Anderm auch die medicinischen Dinge unter Demokrit's Namen, die ich Rhein. Mus. XXVIII 266 f. signalisirt habe.

2) Ich will mir hier nur folgende allgemeine Betrachtungen erlauben. Wenn zugestandener Maassen unter Demokrit's Namen im späteren Alterthum eine so grosse Menge von Falsa umlief, dass

sammengefasst, lässt uns glauben, dass Demokrit das von Leucipp entworfene Weltbild lediglich in Einzelheiten weiter ausgeführt, in das von Leucipp entworfene und ausgeführte Gemälde eine ziemlich gleichgültige Staffage hineingemalt habe. Sein Eigenthum wäre wenig mehr als das, was für spätere Zeiten keinerlei Bedeutung hat, Ergebnisse einer durchaus unmündigen Scheingelehrsamkeit. Die auch nach Leucipp ungelöst vorliegenden,

---

deren Umfang den der ächten Schriften weit überboten haben muss; wenn im Besondern unter den uns erhaltenen Fragmenten ethischen Inhalts, zugestandener Maassen, eine grosse Anzahl solcher Aussprüche sich finden, die dem Demokrit mit Sicherheit abzusprechen sind; wenn jene Fragmente sich so gut wie ausschliesslich vorfinden in solchen Sammlungen von χρεῖαι, wie den Florilegien des Stobäus, des Antonius u. s. w., in denen, bei tausendfacher Verwechslung und Vertauschung der Autorennamen vor den einzelnen Sentenzen, diejenigen am Wenigsten an irgend eine Sicherheit in der Ueberlieferung dieser Namen glauben werden, welche durch Benutzung von Handschriften solcher Sammlungen sich von dem bedenklichen Stand der Sache selbst überzeugt haben; wenn im Besondern sehr zahlreiche Sentenzen nicht nur unter Demokrit's Namen vorkommen, sondern anderswo auch unter den Namen nicht nur des berufenen Demokrates, sondern auch des Chilo, Pythagoras, Solon, Heraclit u. s. w. bis zum Epictet herunter; wenn man sich noch speciell erinnern will, welche Willkür der Namengebung in jener umfänglichen Sentenzensammlung „aus Isokrates, Epictet und Demokrit" herrscht, welcher die späteren Florilegien so viele Sprüche entlehnt haben: — woher soll man, nach allen diesen Bedenklichkeiten, den Muth nehmen, einzelne bestimmte Sentenzen dem Demokrit zu belassen, andere ihm abzusprechen? Philologische Methode wird man in den Versuchen zu solcher Sonderung des Aechten und Unächten schwerlich bemerken können. Wenn Ansatz zu ionischem Dialekt ein Indicium der Aechtheit sein soll, so lasse man denn die Wohlthat einer solchen Rehabilitirung auch den Resten angeblicher Altpythagoreer, die in dorischer oder halb dorischer Sprache stolziren, angedeihen. Seneca soll ein erwünschter Prüfstein der Aechtheit werden; derselbe Seneca (zu dessen Zeiten ja gewiss schon das Allermeiste aus dem Getümmel der später für Demokriteisch gehaltenen Sprüche sich unter Demokrit's Namen umtrieb) berichtet, epist. 7, 10: Democritus ait: „unus mihi pro populo est, et populus pro uno". Wenn nun dieselbe Sentenz dem Heraclit gegeben wird, aber auch dem Anacharsis, und wieder dem Antimachus, so wird man ja wohl sagen dürfen, dass schon Seneca gelegentlich eine Sentenz dem Demokrit zuschreibt, die sich, wie es die Art solcher Sentenzen ist, ursprünglich herrenlos umhertrieb, und dann in den Chriensammlungen, wie sie namentlich stoische Gelehrte vielfach angelegt haben, bald an diesen bald an jenen Namen heftete. Und wenn dies dem Seneca einmal begegnet ist, wo bleibt die Berechtigung, andere Demokritea, aus dem volumen Democriti de εὐθυμίᾳ entlehnt, auf die Autorität des Seneca hin für ächter zu halten als andere Aussprüche unter Demokrit's Namen? Wobei ich noch gestehen will, dass mir die überraschenden Aufschlüsse über eine sehr weitgehende Benutzung der Schrift des Demokrit bei Seneca (auch von der Frage nach deren Aechtheit abgesehen), welche uns kürzlich zu Theil geworden sind, nicht viel mehr zu sein scheinen als vitrea fracta et somniorum interpretamenta. In summa, ich meine, dass wir, allen Demokriteischen ἠθικά gegenüber, zu vollständigster Skepsis so triftige Veranlassung haben, wie selten sonst irgendwo. Immerhin darf man zugeben, dass Demokrit einzelne moralische Aussprüche gelegentlich in seinen Schriften angebracht haben möge: an eine Gewohnheit des Mannes, in solchen knapp gefassten Sprüchen zu reden, mag eben die spätere Gnomenfabrication unter seinem Namen angeknüpft haben. Aber eine zusammenhängende Darstellung eines ethischen Systems darf man ihm schon darum nicht zutrauen, weil Aristoteles hiervon nicht die entfernteste Andeutung giebt. Jetzt soll man gar glauben, dass Epicur in seiner Ethik dem Demokrit gefolgt sei. Hiervon weiss nun freilich das gesammte Alterthum nichts; selbst Plutarch, der ja, so erfährt man jetzt, die Schrift des Demokrit περὶ εὐθυμίης so genau kannte, lässt es dem Kolotes hingehen, wenn dieser behauptet, nach Demokrit's Grundsätzen sei zu leben unmöglich, ohne darauf zu verweisen, dass Epicur, des Kolotes Meister, dem Demokrit nicht nur seine Physik, sondern auch seine Ethik entlehnt habe. Nächstens wird man vermuthlich beweisen, dass Plato Manches vom Ocellus Lucanus entlehnt habe. Bis auch dies gelungen sein wird, ziehe ich doch vor, die Uebereinstimmung mancher Demokriteischen Sentenzen mit Epicurischer Ethik aus einer Beeinflussung der Sentenzenschmiede unter Demokrit's Namen durch Epicureische

schwierigsten Probleme eigentlich philosophischer Art hat er kaum berührt. Wie aus der Nothwendigkeit des Werdeprocesses sich die Zweckmässigkeit der Dinge, insonderheit der Organismen entwickelt habe; wie sich, bei der Unendlichkeit der Atome nach Anzahl und Gestalten, das Bestehen einer begrenzten Anzahl von Typen und Arten der Organismen erkläre[1]); wie aus der Bewegung empfindungsloser Atome die Empfindung entstehen könne — diese und ähnliche bedenkliche Fragen sind diesen ältesten Materialisten wahrscheinlich nicht einmal als Probleme recht deutlich geworden: eine Antwort können sie nicht gefunden haben, da wir deren Spur ohne Zweifel im Epicureismus wiederfinden würden. Allenfalls könnte man noch zugestehen, dass Demokrit gegenüber dem Skepticismus des Protagoras die sensualistische, aber keineswegs skeptische Erkenntnisstheorie seines Lehrers vertheidigt und vielleicht weiter ausgeführt haben möchte. Hier liegt freilich unsere Ueberlieferung ganz im Dunkeln[2]). Im Uebrigen hätte er des Leucippus System

---

Ethik zu erklären. Hatte man sich aus den vermuthlich viel gelesenen Moralsprüchen „Demokrit's" einmal das Bild eines wenigstens halb Epicureischen Weisen abstrahirt, so lag es nunmehr nahe, dieses Bild zu der Carrikatur des ewig lachenden Philosophen zu steigern. Es mag sein, dass in irgend einer Sentenz nun auch wirklich Demokrit etwas von dem Verlachenswerthen der Menschheit sagen musste (vgl. Hermes XIV 395 f.); auch hierin wäre aber wiederum eine Epicureische Stimmung ausgesprochen: wie denn Metrodor geradezu sagte: καλῶς ἔχει, τὸν ἐλεύθερον ὡς ἀληθῶς γέλωτα γελάσαι ἐπὶ πᾶσιν ἀνθρώποις (Plut. adv. Colot. 33). Doch wer weiss, ob nicht Metrodor hier die famose Schrift περὶ εὐθυμίης ausschreibt, die „berühmteste Schrift" des Abderiten? Von deren Berühmtheit man freilich bis auf Seneca herunter nichts spürt. Ich fürchte nur, der Ruhm, der ihr nachträglich vindicirt werden soll, ist eitel κενοδοξία.

1) Epicur fand den Ausweg, die Atome seien ταῖς διαφοραῖς οὐχ ἁπλῶς ἄπειροι, ἀλλὰ μόνον ἀπερίληπτοι (hiernach ist Plut. plac. I 3 p. 236 Tauchn. zu corrigiren) Laert. Diog. X 42. Vgl. Zeller III 1, 375. — Dem Epicur ging hier vielleicht Ecphantus voran: vgl. Zeller I 3, 427 A. 2.

2) Dass Demokrit das Zeugniss der Sinne gänzlich verworfen habe, lässt sich bei den bestimmten Aussagen des Aristoteles und Sextus Empiricus nicht glauben: hierin muss ich, im Gegensatze zu Zeller, R. Hirzel, Unters. zu Cicero's philosoph. Schriften I (L. 1877) p. 110 ff. entschieden beistimmen. Es wäre auch an sich seltsam, wenn ein so ausgesprochener Materialist nicht von den φαινόμενα ausgegangen wäre in seiner philosophischen Betrachtung. Dass er das wahre Sein nur in den Atomen und dem Leeren fand, welche doch sinnlicher Wahrnehmung entzogen sind, beweist nichts gegen sein Ausgehen von der sinnlichen Wahrnehmung: sonst müsste ja dasselbe Argument auch gegen Epicur gelten, der Demokrit's Atomenlehre festhielt, und dennoch das erste (und, in der Controlle der δόξα, auch wieder das letzte) κριτήριον in der αἴσθησις fand, da doch auch nach ihm die Atome unsichtbar sein sollten (s. z. B. Laert. X 44. 56: hier wendet sich Epicur nicht gegen Demokrit's Annahmen, wie man nach dem [falschen] Bericht über Demokrit bei Stobaeus ecl. I p. 93, 20 f. Mein. meinen könnte, sondern gegen peripatetische Einwände, wie sie z. B. Aristoteles 326a, 24 ff. andeutet). Es folgt vielmehr aus Demokrit's Klagen über die Unzulänglichkeit unserer (sinnlichen) Erkenntniss und aus seinem übersinnlichen Dogmatismus nur, dass die φαινόμενα ihm jedenfalls nicht die volle Wahrheit zu bieten schienen; man würde wohl nicht, mit Aristoteles, sagen dürfen, dass Leucipp und Demokrit ψοντο τὸ ἀληθὲς ἐν τῷ φαίνεσθαι: aber immerhin οὐκ ἄνευ τοῦ φαίνεσθαι. Fraglich bleibt freilich, durch welche Mittel Demokrit sich über die αἴσθησις hinausschwingen konnte. Epicur hatte sich zwischen dem sensualistischen Ausgangspunkte und dem dogmatischen Endpunkte eine wohlersonnene Stufenleiter von αἴσθησις zu πρόληψις, von da zu der δόξα ἀληθής gebaut. Hatte nun Demokrit schon einen ähnlichen Stufengang der Erkenntniss vorbereitet? Hirzel meint, „wenigstens den Keim zu dem, was Epicur später πρόληψις nannte", bei Demokrit voraussetzen zu dürfen. Er kann aber von halbwegs beweiskräftigen Indicien (denn alles Uebrige, was er vorbringt, gestattet jedenfalls auch andere Deutungen) einzig die Aussage eines nicht näher bekannten Diotimus (bei Sext. Emp. adv. math. VII § 140) anführen, nach welcher Demokrit drei κριτήρια gehabt habe, τὰ φαινόμενα, τὴν ἔννοιαν (in theoretischer Philosophie),

einfach angenommen, philosophische Originalität nirgends bewährt; er stünde dem Leucippus nicht selbständiger gegenüber als Metrodor ihm selber, als etwa Theophrast dem Aristoteles, gelehrter vielleicht als der Meister, aber an eigenen Gedanken ungleich ärmer.

τὰ πάθη (in praktischer Philosophie). Diesem „Zeugniss" wage ich nicht zu vertrauen, denn gar zu grob ist doch hier die Epicureische Kanonik einfach dem Demokrit applicirt, und zwar mit dem Missverständniss, als ob die ἔννοια = πρόληψις (vgl. Laert. X 33) neben der αἴσθησις stehe, während sie doch erst aus ihr abgeleitet wird. Da nun ältere Zeugen kein Wort von einem solchen „Keim der πρόληψις" bei Demokrit sagen, auch seine Fragmente keinerlei Andeutung in dieser Richtung enthalten, so werden wir wohl glauben müssen, dass er eine ganz bestimmte Rechenschaft über die Begründung seiner Dogmen sich nicht gegeben habe: wie denn dies auch bei einem φυσικός, der von Sokratischen Einflüssen jedenfalls noch unberührt war, von vorne herein zu erwarten ist. Gleichwohl nöthigen uns gerade die vielfachen Klagen des Demokrit über die Beschränktheit des menschlichen Wissens, und seine Stellung in einer Zeit, in welcher die erkenntniss-theoretischen Fragen sich mindestens schon zu regen begannen, irgend ein über die sinnliche Anschauung hinaus führendes erkenntniss-theoretisches Princip auch bei ihm vorauszusetzen. Ich will es wagen, eine freilich unsichere Vermuthung hierüber auszusprechen. Nach Epicur ist jede αἴσθησις insofern wahr, als einer jeden ein εἴδωλον genau entspricht; ist die αἴσθησις desselben Dinges bei mehreren Menschen eine verschiedene, so ist dennoch jede dieser αἰσθήσεις zutreffend, sofern eben einem Jeden unter diesen Menschen ein anderes εἴδωλον desselben Dinges erschienen ist, wie denn die unzähligen εἴδωλα Eines Dinges zwischen Ding und wahrnehmendem Menschen durch mannichfaltige Einflüsse vielfach modificirt werden können (ἐν τῷ μεταξὺ ἐξαλλαττόμενα, καὶ ἴδια ἀναδεχόμενα σχήματα Sext. Emp. math. VII 207). Man darf also von jeder αἴσθησις auf ein genau entsprechendes εἴδωλον zurückschliessen; aber wie macht man es nun, um unter den verschiedenen Bildern Eines Dinges das richtige, dem Dinge genau entsprechende zu erkennen? Also, wie schliesst man weiter von den vielen εἴδωλα auf die Beschaffenheit der Dinge zurück? Hier hat das System ein Loch. Dies hat Zeller, Phil. d. Gr. III 1, 366 sehr richtig ausgesprochen, und Lange, Gesch. d. Materialismus I³ 138 keineswegs widerlegt. Zeller verweist nun auf Cicero's Zeugniss (Acad. prior. II § 45), nach welchem Epicur „dixit, sapientis esse, opinionem a perspicuitate seiungere". Dieses höchst seltsame Auskunftsmittel, aus der übrigens so nüchternen Epicureischen Kanonik ganz herausfallend, hat nun gewiss das Ansehen eines Restes aus einer ziemlich kindlichen Vorzeit der Philosophie; es scheint mir überlegenswerth, ob Epicur dieses wunderliche Hülfsmittel gegen den Skepticismus nicht schon bei Demokrit vorgefunden haben möge. Epicur hatte schon darum kaum ein Recht, die Entscheidung über die Wahrheit der φαινόμενα, wie er es mit diesem Ausspruch thut, in das wahrnehmende Subject zu schieben, weil nach seiner Lehre die αἴσθησις das εἴδωλον rein passiv aufnimmt, selber nichts hinzuthut noch davonnimmt (Sext. Emp. VIII 9; vgl. Laert. Diog. X 31 extr.), das Subject der Wahrnehmung also zur Modificirung des εἴδωλον in der Wahrnehmung nichts beiträgt; wonach denn die Verschiedenheit der, verschiedene εἴδωλα desselben Dinges wahrnehmenden Subjecte bei der Scheidung des wahren, ungetrübten εἴδωλον dieses Dinges von den verschobenen und untreuen εἴδωλα desselben Dinges eigentlich gar nicht mit in Rechnung kommen kann. Demokrit konnte viel eher die Entscheidung über die Wahrheit der wahrgenommenen εἴδωλα in das Subject verlegen, weil nach seiner Annahme bei der Entstehung der αἴσθησις die Beschaffenheit der Subjecte der Wahrnehmung wesentlich zur Modificirung der Wahrnehmung beitrug: s. Theophrast de sensu 67 (εἰς ὁποίαν ἕξιν ἂν εἰσέλθῃ, διαφέρειν οὐκ ὀλίγον) 69 (τοῖς ἀνομοίως διακειμένοις ἀνόμοια φαίνεσθαι); Dem. bei Sext. Empir. math. VII 136 (p. 220, 27 Bk.: μεταπίπτον κατά τε σώματος διαθήκην —). Auch nach seiner (und Leucipp's) Ansicht ist jede Wahrnehmung insofern wahr, als ihr stets ein εἴδωλον entsprechen muss: μηδενὶ γὰρ μηδετέραν (näml. αἴσθησιν ἢ νόησιν) ἐπιβάλλειν χωρὶς τοῦ προσπίπτοντος εἰδώλου (Plut. plac. IV 8. Galen. XIX 302. Stobaeus Flor. ed. Mein. IV p. 233 n. 18): und in voller Consequenz dieser Lehre erklärte er, dass auch den Traumgesichten gewisse εἴδωλα entsprechen, ebenso den Vorstellungen von menschenartigen Göttern; ja auch die Hallucinationen der im Sinne Gestörten sind ganz richtige Wahrnehmungen der ihnen sich darbietenden (verzerrten) εἴδωλα (vgl. Theophr. de sens. 58. Arist. 1009 b, 28—31). Wenn er gleichwohl die Skepsis des Protagoras abwies, so scheint er die Merkmale für die Richtigkeit der εἴδωλα (als treuer Bilder der Dinge) eben in die Beschaffenheit des subjectiven Factors bei dem Entstehen einer Wahrnehmung von εἴδωλα verlegt zu haben. Er sagte

Ist aber wirklich dieses das Verhältniss des Demokrit zum Leucippus: so streiche man nur den Namen des Demokrit aus der Reihe der originellen Denker; man nehme ihm seinen unrechtmässigen usurpirten Ruhm und setze an seine Stelle den Namen des

ausdrücklich, dass das φρονεῖν vorhanden sei, wenn nach der Bewegung der Seele durch das Einströmen der εἴδωλα die Seele sich cυμμέτρωc verhalte; wenn sie darnach übermässig heiss oder kalt werde, so sei sie gestört (?μεταλλάττειν). S. Theophr. de sens. 58, mit Zeller I 3, 741. Wird hier das φρονεῖν von der Beschaffenheit des wahrnehmenden Subjectes abhängig gemacht, so wird es nur consequent sein, wenn man annimmt, dass die, weit über das φρονεῖν hinaus zur Erkenntniss der wahren Urgründe der Welt führende γνησίη γνώμη, von der Demokrit redet (denn diese Bedeutung einer philosophischen Erkenntniss der ἐτεῇ ὄντα darf man unbedenklich der γνησίη γνώμη geben), ebenfalls bedingt sein müsse durch einen ganz besonders angelegten subjectiven Factor der Erkenntniss. Selten werden die Bedingungen dieser γνησίη γνώμη anzutreffen sein: daher Demokrit's lebhafte Klagen über die Unsicherheit und Mangelhaftigkeit menschlicher Erkenntniss; dass sie dennoch vorkommt und dass D. sie sich selbst zutraute, zeigt die Existenz seiner Atomenlehre. Wie nun, wenn D. die Fähigkeit, von den φαινόμενα durch γνησίη γνώμη zu der Erkenntniss der Atome und ihrer Bewegung im κενόν aufzusteigen nur der besonders gearteten Intelligenz des coφóc zugesprochen hätte? Dass dem Gedankengange des D. eine solche Vorstellung nicht widersprechen würde, glaube ich gezeigt zu haben; es deuten aber auch einige Anzeichen wenigstens darauf hin, dass er dem „coφóc" eine, von anderen Sterblichen ihn absondernde Stellung anwies. Was anderes als eine ganz singuläre Erkenntnissfähigkeit des coφóc soll es bezeichnen, wenn wir hören, dass Demokrit πλείουc εἶναι αἰcθήceιc (φηcί) — nämlich als die 5, die er bei Sext. adv. math. VII 139 aufzählt — περὶ τὰ ἄλογα ζῷα καὶ περὶ τοὺc θεοὺc καὶ coφοὺc (Plut. plac. IV 10)? Und liegt nicht die Annahme der Existenz einer über gewöhnliches Menschenmaass hinaus gesteigerten Art der Begabung in dem, was er von der φύcιc θειαζούcη des Homer, und dem dichterischen ἐνθουcιαcμός sagt (die Stellen bei Zeller I 3, 759 A. 3)? Was ist diese φύcιc θειαζούcη anders, als was man in neuerer Zeit „Genie" genannt hat; etwas vom „Talent" auch qualitativ verschiedenes? Endlich könnte man wohl glauben, die Ueberzeugung, selbst eine solche φύcιc θειαζούcη, auf philosophischem Gebiete, zu besitzen, in dem hohen Selbstvertrauen und der Feierlichkeit zu vernehmen, mit der Demokrit seine Weisheit vorträgt; das Bewusstsein, unerhörte Einsicht laut werden zu lassen, steigerte sich so hoch, dass er selbst (oder Andere?) seine Aussprüche mit der Διὸc φωνή verglich (Sext. adv. math. VII 265). Die Vorstellung übermenschlicher Begabung einzelner Menschen war den Griechen überhaupt nicht fremd; auf philosophischem Boden hatte ja schon Pythagoras für sich, als „Genius", die Fähigkeit in Anspruch genommen, in erhöheten Momenten die Schranken menschlichen Erkenntnissvermögens überfliegen zu können: ὁπ-πότε γὰρ πάcηcιν ὀρέξαιτο πραπίδecciν, ῥεῖά γε τῶν ὄντων πάντων λεύccεcκεν ἕκαcτον. — Die besondere Art der Erkenntniss seines coφóc, die γνησίη γνώμη, scheint übrigens Demokrit als eine unendlich verfeinerte αἴcθηcιc aufgefasst zu haben: denn hiervon (nicht etwa von einer Bearbeitung der durch die Sinne gewonnenen Wahrnehmungen) will er doch offenbar reden bei Sext. Emp. p. 221, 18—20; und eben dies scheint auch in der wunderlichen Annahme von mehr als 5 αἰcθήceιc des coφóc zu liegen, die Plut. plac. IV 10 referirt (welche Stelle gewiss nicht nach Galen. XIX 303 zu verändern ist [mit Zeller I 3, 738 A. 2]; Stob. flor. IV p. 233 n. 16 ist leider ganz unverständlich; auf Demokrit geht ibid. n. 15, wo statt seiner ein Ἀπελλῆc genannt wird). Wie er dann aber die Erkenntniss bis zu den, gar keiner menschlichen αἴcθηcιc wahrnehmbaren Atomen vordringen liess, muss beim Mangel aller deutlichen Nachrichten dahingestellt bleiben. Nur dies noch sei bemerkt, dass er seine, jenseits aller sinnlichen Erfahrung liegende Atomenlehre ganz wohl auf richtiger Beobachtung der φαινόμενα beruhend glauben konnte: denn auch Epicur, bei entschiedenem Anspruche auf eine streng sensualistische Erkenntnisstheorie, meinte in seiner Atomenlehre nicht etwa bloss eine denkbare, durch die φαινόμενα nicht widerlegte ἀληθὴc δόξα aufgestellt zu haben, sondern er behauptete, diese Theorie habe μοναχὴν (eine ausschliessliche) τοῖc φαινομένοιc cυμφωνίαν (bei Laert. Diog. X 86). Die hier und da (z. B. bei Lange, Gesch. d. Mat. I³ 79, aber auch bei Zeller III 1, 431. 2) vorgetragene Meinung, dass dem Epicur die Physik lediglich diene, um von abergläubischer Furcht zu befreien, durch eine nur mögliche, den Sinnen nicht widerstreitende Naturerklärung der Ethik freie Bahn zu machen: diese Meinung verwechselt die φυcικά mit den μετέωρα; nur in diesen hat Epicur sich mit einer solchen Probabilität begnügt.

Leucippus, als des kühnen Erfinders und Vollenders einer in sich geschlossenen, unvermischten materialistischen Welterklärung.

Ich wüsste nicht, wie man sich dieser Pflicht historischer Gerechtigkeit entziehen könnte: — wenn nicht eine merkwürdige, bisher nach ihrer vollen Bedeutung nicht gewürdigte Aussage neue Bedenken erregen müsste.

In der Biographie des Epicur bei Laertius Diogenes (X § 13) liest man Folgendes: τοῦτον Ἀπολλόδωρος ἐν Χρονικοῖς Ναυσιφάνους ἀκοῦσαί φησι, καὶ Πραξιφάνους· αὐτὸς δ' οὔ φησιν, ἀλλ' ἑαυτοῦ, ἐν τῇ πρὸς Εὐρύλοχον ἐπιστολῇ· ἀλλ' οὐδὲ Λεύκιππόν τινα γεγενῆσθαί φησι φιλόσοφον, ὃν ἔνιοί φασι — διδάσκαλον Δημοκρίτου γεγενῆσθαι.

Die Worte sind völlig unzweideutig. Zeller (der übrigens erst in der 4. Auflage seiner „Philosophie der Griechen" sich dieser Notiz erinnert hat) liest heraus: Epicur habe den Leucipp nicht als wirklichen Philosophen gelten lassen wollen[1]). Ganz offenbar besagen aber die Worte, dass Epicur behauptet habe: ein Philosoph Leucippus habe überhaupt nicht existirt[2]). Der Zusammenhang seiner verschiedenen Aeusserungen ist folgender: Wie man ihm selbst (um ihn in die Kette philosophischer Lehrer und Schüler einzugliedern) Schülerschaft bei Nausiphanes angedichtet habe, so habe man, in gleicher Absicht, dem Demokrit einen Leucippus zum Lehrer gegeben, der sein Lehrer nicht gewesen sein könne, weil er überhaupt nie existirt habe.

Diese Behauptung, so ohne Begründung hingestellt, hat etwas höchst Paradoxes.

Wir sind gewöhnt, dass man die Existenz des Homer, des Hesiod, des Orpheus leugne. Aber eines Philosophen, der in völlig heller Zeit, am Anfang des 5. Jahrhunderts gelebt haben müsste, der nicht Träger und Personification einer breiten volksthümlichen Strömung in Poesie oder Religion ist, sondern nur ein ganz individuelles Gedankensystem, als seine persönlichste Schöpfung, vertritt — eines solchen Mannes persönliches Dasein geleugnet zu sehen, ist freilich ein überraschendes Ereigniss.

Welche Gründe Epicur für diese Behauptung thatsächlich gehabt hat, wird uns nicht berichtet: es bleibt zu versuchen, ob sich errathen lasse, welche Gründe er gehabt haben könne.

Auf keinen Fall konnte ihn etwa das Bestreben, seine eigene Originalität stärker zu bekräftigen, verlocken, das Dasein des Leucipp zu leugnen, wie es ihn allerdings verlockt haben mag, seine Schülerschaft beim Nausiphanes zu leugnen. Das Motiv eines persönlichen Interesses, durch welches freilich die ganze Behauptung von vorn herein verdächtig würde, ist ausgeschlossen: denn, mochte Leucippus existirt haben oder nicht, des Epicur Abhängigkeit von Demokrit blieb ja die gleiche, eine Abhängigkeit, die er wenigstens eine Zeit lang so wenig leugnen wollte, dass er selbst sich einen „Demokriteer" nannte[3]).

Um nun die Existenz des Leucippus zu leugnen, kann Epicur schwerlich positive Gründe gehabt haben: den Glauben an das Dasein eines Mannes der Vorzeit kann man kaum anders als durch einen negativen, gew. Maassen apagogischen Beweis vernichten, indem man nachweist, dass alle Spuren seiner Existenz da fehlen, wo sie, falls er wirklich existirt hätte, sich nothwendiger Weise finden müssten.

1) Phil. d. Gr. I 4, 842, A. 6.

2) Dass dies der Sinn der Worte sein müsse, kann ja schon allein das „τινά" lehren.

3) Plutarch adv. Colot. 3.

So viel darf man mit Zuversicht aus Epicur's kühner Behauptung schliessen, dass irgend welche sichere Spuren des leiblichen Daseins, der persönlichen Thätigkeit des Leucippus, die man ihm ja sofort hätte entgegenhalten können, nicht vorhanden waren. Wir dürfen schliessen, dass damals nicht anders als jetzt von der Person und dem Leben des Leucippus schlechthin nichts bekannt war. Was wissen wir von Leucipp's Leben? Beim Laertius Diogenes stehen nur diese Worte: Λεύκιππος Ἐλεάτης, ὡς δέ τινες Ἀβδηρίτης, κατ' ἐνίους δὲ Μήλιος. οὗτος ἤκουσε Ζήνωνος. Dies, und dass er Lehrer des Demokrit gewesen sei, ist der ganze Inhalt unserer Ueberlieferung. Theophrast bei Simplicius nennt ihn Ἐλεάτης ἢ Μιλήσιος[1]), wonach man mit Recht das Μήλιος des Laertius corrigirt hat. Seine Heimath war also unbekannt, der Combination, nach bekanntem Recept, anheimgegeben: daher man ihn als Schüler eines eleatischen Philosophen zum Eleaten, als Lehrer des Demokrit zum Abderiten, zum Milesier wahrscheinlich ebenfalls nur darum machte, weil auch Demokrit bei Einigen ein Milesier hiess[2]). Von der Zeit, von dem Inhalte seines Lebens erfahren wir durchaus gar nichts. Wer sein Lehrer gewesen sei, war der Vermuthung überlassen: Theophrast nennt Parmenides; Laertius und wer sonst dem Schema der zwei Philosophenreihen folgt[3]), den Zeno; Jamblichus den Pythagoras[4]), Tzetzes[5]), nicht weniger unchronologisch, den Melissus. Kurz: die Ueberlieferung schweigt und schwieg sicherlich schon zu Epicur's Zeiten vollständig von Leucippus: es ist nicht zu verwundern, wenn dieses Schweigen dem Epicur sehr beredt erschien. Man wird sich nicht auf die bekannte Beschaffenheit der litterarhistorischen Ueberlieferung aus der älteren Zeit griechischer Cultur berufen dürfen, um dieses beispiellose Factum zu erklären, dass die Geschichte und selbst die Sage Alles und Jedes was sich auf eine so bedeutende Person, wie die des Stifters des atomistischen Systems nothwendiger Weise gewesen sein muss, bezieht, vollständigst vergessen hat.

Man darf weiterhin auch dieses aus Epicur's Behauptung entnehmen, dass der Philosoph Leucippus, dessen Existenz sogar Epicur zu leugnen wagte, mindestens in den Schriften seines angeblichen Schülers Demokrit nicht erwähnt wurde. Epicur war kein Gelehrter und wollte keiner sein: aber die Schriften des Demokrit muss er, so sollte man denken, gründlich gekannt und keine Widerlegung seiner Behauptung aus denselben befürchtet haben. Hatte nun wirklich Demokrit weder des Leucippus als seines persönlichen Lehrers, noch der litterarischen Leistungen desselben gedacht, so war dieses gänzliche Stillschweigen über einen Mann, an dessen Lehre er selbst sich doch unmittelbar angeschlossen haben sollte, allerdings ein bedenkliches Argument gegen die Existenz eben dieses Leucippus, um so mehr, da Demokrit, wie uns ausdrücklich berichtet wird, anderer, ihm viel weniger wichtiger, zeitgenössischer Philosophen und Gelehrten, in seinen Schriften gedacht hatte: wie des Anaxagoras, Archelaus, Protagoras, Oenopides, Xeniades[6]).

1) Λεύκιππος ὁ Μιλήσιος auch Stob. ecl. I p. 81, 12 M., und Clemens admon. ad gent. 43 D (Sylb.).

2) S. Laert. Diog. IX 34. Seltsam ist Krische's Deutung, Forsch. I 145. 152. — Abdera zur Heimath des Leucipp zu machen, scheint die späteste Erfindung zu sein: diese Angabe findet sich ausser bei Laertius auch bei Pseudogalen. h. phil. (XIX 229); vielleicht rührt sie von Sotion her.

3) Laert. Diog. IX 30 und prooem. § 15; Galen. XIX 229; Hippolyt. p. 17; Clemens Strom. I p. 301 D (Sylb.).

4) Vit. Pyth. 104 p. 42, 24 West.

5) Chil. II 980: Λευκίππου, τοῦ μαθητοῦ Μελίσσου.

6) Von Anaxagoras und Protagoras ist das auch sonst bekannt; wegen Xeniades von Korinth,

Alle Kunde von Leucippus beruhte also offenbar auf seiner Thätigkeit als Schriftsteller.

Aristoteles und Theophrast müssen ein Buch unter seinem Namen gekannt haben, aus welchem sie die Berichte über seine Philosophie schöpften. — Welches war nun dieses Buch? Citirt wird einmal bei Stobaeus (ecl. I 42, 4 Mein.): Λεύκιππος ἐν τῷ περὶ νοῦ. Indessen mit Recht nimmt man hier eine einfache Verwechslung mit der gleich betitelten Schrift des Demokrit an; und keinesfalls ist, was Aristoteles und Theophrast über die kosmologischen Hauptsätze des Leucippus berichten, aus einer Schrift περὶ νοῦ geschöpft.

Ganz anderswohin weist eine Notiz des Thrasyllus in seinem Verzeichniss der Schriften des Demokrit. Die Reihe der physischen Schriften des Demokrit eröffnet er mit folgenden Worten (Laert. Diog. IX 46): μέγας διάκοσμος· ὃν οἱ περὶ Θεόφραστον Λευκίππου φασὶν εἶναι. Theophrast also theilte die sonst auch unter Demokrit's Namen gehende Schrift: μέγας διάκοσμος dem Leucippus zu: wir haben allen Grund anzunehmen, dass Aristoteles derselben Meinung war. Um die Bedeutung dieser Aussage voll zu würdigen, würde man den Inhalt jenes μέγας διάκοσμος kennen müssen. Hiervon berichtet uns die Ueberlieferung nichts; vielleicht gestattet aber der Titel des Buches sich eine Vermuthung zu bilden. Unter Demokrit's Schriften gab es ausser dem μέγας διάκοσμος auch einen μικρὸς διάκοσμος. Διάκοσμος, als eine Bezeichnung für die harmonische Ordnung der Welt (wobei man nur jeden Gedanken an Teleologie fern halten muss), ist das ältere Wort statt des später gewöhnlicheren: κόσμος; es findet sich bereits bei Parmenides; von diesem mag die Atomistik Namen wie Begriff einer solchen Ordnung der Welt entlehnt haben[1]). Der „kleine" Kosmos könnte nun allenfalls bezeichnen unsere Welt, in der wir eingeschlossen sind; der „grosse" Kosmos dagegen die Gesammtheit der unzähligen Welten, von denen die Atomistiker redeten: so etwa wie bei Aristoteles (de caelo I 6 p. 274b, 27) einmal ὁ περὶ ἡμᾶς κόσμος den πλείους κόσμοι entgegengesetzt wird[2]). Weit näher liegt es aber jedenfalls, unter dem μικρὸς διάκοσμος die kleine Welt der Menschen zu verstehen, im Gegensatz zu dem μέγας διάκοσμος, dem Makrokosmos

---

des completesten Skeptikers, vgl. Sext. Empir. (der den X. oft nennt) adv. math. VII § 53: Ξ. δὲ ὁ Κορίνθιος, οὗ καὶ Δημόκριτος μέμνηται. (Seltsam ist übrigens, dass dieser X. so völlig verschollen ist. Ihn mit dem X. von Korinth, dessen Söhne Diogenes der Cyniker erzog, zu identificiren, wäre wenigstens chronologisch nicht ganz unmöglich.) Dass Dem. des Archelaus und des Oenopides gedachte, bezeugt Laert. IX 41.

1) „κόσμος" wäre zuerst von Pythagoras im philosophischen Sinne gebraucht, nach Plut. plac. II 1 u. A.; von Parmenides vielmehr nach Theophrast bei Laert. Diog. VIII 48. Parmen. redete von einem διάκοσμος: s. Plut. adv. Colot. 13, Parmenid. v. 120 Mull. Noch bei Heraklit heisst κόσμος die Ordnung, nicht die geordnete Welt: s. Bernays Heraklit. Br. p. 11. 122. κόσμος Empedocl. 151. 396 Mull., dann bei Anaxagoras u. s. w.; von den Eleaten scheint jedenfalls der philosophische Begriff des κόσμος auszugehen: κατακοσμεῖσθαι Melissus § 4. p. 261, 11. 12. p. 263 Mull. — διάκοσμος Pseudoaristot. de mundo 399b, 16. 400b, 32. διακοσμεῖν Anaxagoras fr. 1. 6. 12 Mull. Der philosophische Gebrauch des Wortes mag übertragen sein aus dem politischen (z. B. Herodot I 65).

2) Vgl. auch Stob. ecl. I p. 116, 15 Mein.: Δημόκριτος φθείρεσθαι τὸν κόσμον (φησί), τοῦ μείζονος τὸν μικρότερον νικῶντος (dieses Dogma des Dem. meint auch wohl Epicur, wo er von einer ähnlichen Meinung τῶν φυσικῶν τινος spricht: Laert. Diog. X 90). Uebrigens findet nach Dem. ein solcher Kampf auch zwischen dem Mikrokosmos des ζῷον und dem Makrokosmos statt, indem nach ihm τὸ περιέχον κρατεῖ, wenn es dem Menschen die Seelenatome auspresst: Aristot. 472a, 12.

des Weltganzen. Dieser später den Griechen so geläufige Gegensatz wird schon bei Aristoteles so angewendet, dass man deutlich sieht, dass unter dem μικρὸς κόσμος das ζῷον zu verstehen, unter dem μέγας κόσμος, τὸ πᾶν, bereits damals eine übliche Sprechweise war[1]). Entschieden wird, denke ich, die Sache dadurch, dass in einem Fragment des Porphyrius einmal von denen die Rede ist, welche den Menschen nannten einen μικρὸς διάκοσμος (nicht κόσμος)[2]), und dass ein Scholiast zum Aristoteles bezeugt, Demokrit habe den Menschen einen μικρὸς κόσμος genannt[3]). Somit wird es erlaubt sein, anzunehmen, dass in dem μέγας διάκοσμος die Kosmologie behandelt wurde, in dem μικρὸς διάκοσμος die Anthropologie. Nun erinnern wir uns, dass die uns erhaltenen Berichte über Leucipp's Philosophie direct oder indirect auf Aristoteles und Theophrast zurückgehen, von denen wenigstens der Zweite sicher dem Leucipp den μέγας διάκοσμος zuschrieb; wir erinnern uns aus der vorhin gegebenen Skizze, dass nach diesen Berichten Leucipp so gut wie ausschliesslich von den kosmologischen Grundsätzen der Atomistik handelte, die Anthropologie kaum mit kurzer Andeutung streifte; und indem wir hierin eine deutliche Bestätigung der eben vorgetragenen Vermuthung über den Inhalt des μέγας διάκοσμος finden, dürfen wir nun wohl Alles zusammenfassend annehmen, dass die Reste der Philosophie des Leucippus ebenso viele Reste des μέγας διάκοσμος seien. Dem Leucipp also schrieb, wer ihm den μέγας διάκοσμος zuschrieb, im Ganzen der Atomistik den kosmologischen Theil zu, das heisst aber denjenigen Theil, welcher, als vorzugsweise im Gebiet der allgemeinen philosophischen Speculation liegend, in einer Zeit noch unentwickelter exacter Naturforschung der wichtigste und reifste des ganzen materialistischen Systems sein musste.

Nunmehr wird aber auch jener paradoxe Ausspruch des Epicur verständlicher.

Die Schrift, aus welcher sich des Leucippus philosophische Bedeutung, ja, bei dem Mangel aller auf seine Person bezüglichen Nachrichten, wohl gar der Beweis für die Existenz eines Philosophen Leucippus einzig herleiten liess — diese selbe Schrift wurde von Anderen nicht dem Leucippus, sondern dem Demokrit zugeschrieben. Natürlich gehörte Epicur zu Denjenigen, welche dem Leucippus, dessen ganzes Dasein er ausstrich, auch diese Schrift absprachen. Hat nun Epicur dies zuerst gethan? Das lässt sich nicht ausmachen. Aber dass er nicht der Einzige war, der an Leucipp's Autorschaft Zweifel hegte, beweist ein Ausdruck in der, unter den Schriften des Aristoteles stehenden Abhandlung De Xenophane Zenone et Gorgia. Dort wird einer Ansicht gedacht, welche sich

---

1) Aristot. phys. ausc. d 2 p. 252b, 24—27. — Ob die orphische Ausmalung des Makrokosmos voraristotelisch ist, weiss ich nicht zu sagen.

2) Porphyr. περὶ τοῦ Γνῶθι σεαυτόν bei Stob flor. 21, 27: — ἄλλοι γε μὴν μικρὸν διάκοσμον καλῶς εἰρῆσθαι φάμενοι τὸν ἄνθρωπον — (p. 333, 1 ff. ed. Mein.).

3) David προλεγόμ. τῆς φιλος., Schol. Aristot. ed. Brandis p. 14b, 12: — ἐν τῷ ἀνθρώπῳ, μικρῷ κόσμῳ ὄντι κατὰ τὸν Δημόκριτον. — Die angeführten Gründe werden es erklären, warum ich nicht annehme, dass μικρός und μέγας διάκοσμος sich, bei gleichem Gegenstand, einfach durch ihren Umfang unterschieden haben, nach Analogie ähnlicher Büchertitel, welche, zugleich mit unserem Falle, Bergk, Gr. Litteraturg. I 224 bespricht (man könnte hinzufügen die μικρὰ ἐπιτομή und die μεγάλη ἐπιτομή des Epicur: Laert. Diog. X 40. 85. 135). — Nachträglich sehe ich, dass bereits Schuster, Heraklit p. 96 A. 3 die Titel μέγας und μικρὸς διάκοσμος ähnlich wie ich es hier versuche gedeutet hat. Sein Bemühen, die in der Pseudohippocrateischen Schrift περὶ διαίτης vorkommenden Parallelen des Makrok. und Mikrokosmos auf Heraklit zurückzuführen, ist gänzlich gescheitert. Jene Schrift zeigt u. A. auch atomistische Einflüsse.

finde ἐν τοῖς Λευκίππου καλουμένοις λόγοις[1]). Diese Worte kann man ohne Zwang nicht anders deuten, denn als einen Ausdruck des Zweifels an der Aechtheit der dem Leucippus zugeschriebenen Schrift. Nun ist zwar der Verfasser jener Abhandlung ebenso unbekannt wie die Zeit ihrer Abfassung; man erkennt allgemein darin das Werk eines Schriftstellers der peripatetischen Secte; auf keinen Fall aber zeigt die Schrift irgend welchen Epicurischen Einfluss: und so beweist jener Ausdruck mindestens so viel, dass ein Zweifel an der Richtigkeit der Ueberlieferung in Beziehung auf die Schriftstellerei des Leucippus sich auch ausserhalb der Kreise des Epicur geltend gemacht haben muss.

Hält man die bisher erwähnten Thatsachen zusammen, so kann man wohl die Ahnung einer bedeutenden, vielleicht lebhaft geführten Controverse gewinnen, von der zu uns kaum ein leiser Nachklang gedrungen ist. Manche leugneten die schriftstellerische Thätigkeit des Leucippus; Epicur ging weiter und leugnete geradezu die Existenz des Mannes: man braucht sich nur noch zu erinnern, dass Epicur ein Zeitgenosse des Theophrast war, 18 Jahre lang neben ihm in Athen lebte und lehrte, und das peripatetische Schulhaupt auch sonst in besonderen Schriften bekämpft hat[2]), um sich voll zu vergegenwärtigen, wie eine solche Controverse über die historischen Anfänge derselben Secte, die eben in Epicur ihren Erneuerer fand, die gelehrten Kreise Athens lebhaft bewegen konnte.

Für uns würde es im Wesentlichen nur darauf ankommen, zu wissen, ob die Zweifel an der Autorschaft des Leucippus begründet waren oder nicht: seine blosse persönliche Existenz hat für die geschichtliche Betrachtung weiter keine Wichtigkeit. Ich finde es nun räthlich, gleich hier auszusprechen, dass sich in der Frage nach seiner schriftstellerischen Thätigkeit völlige Sicherheit der Einsicht nicht erreichen lässt; ich spüre keine Versuchung, nach einer, neuerdings hier und da beliebt gewordenen Manier, durch Machtsprüche die Grade der Wahrscheinlichkeit zu verwischen, einen mehr oder weniger wahrscheinlichen, vielleicht auch ganz unwahrscheinlichen Einfall mit autoritativer Miene für „Gewissheit" auszugeben. Es mag sein, dass man in besonders harmlosen und leicht verdutzten Gemüthern durch prahlerisches Auftrumpfen die Vorstellung erregen kann,

---

1) p. 970a, 7 (correcterer Text bei Mullach, Fr. phil. I p. 306b). Dort wendet Gorgias gegen die Annahme einer Bewegung des Seienden ein, dass die Bewegung desselben eine Theilung (διῃρῆσθαι) voraussetze; ein getheiltes ὄν aber sei kein ὄν: „ἀντὶ τοῦ κενοῦ τὸ διῃρῆσθαι λέγων, καθάπερ ἐν τοῖς Λευκίππου καλουμένοις λόγοις γέγραπται". Das soll, in diesem Zusammenhange, doch wohl bedeuten: wenn G. behauptet, das ὄν sei ἐκλιπὲς ταύτῃ, ᾗ διῄρηται, τοῦ ὄντος, so meinte er das so, dass wenn die ὄντα getrennt von einander seien (διῄρηται), zwischen ihnen ein κενόν sein müsse, welches eben ein μὴ ὄν, und also ἐλλιπὲς τοῦ ὄντος sei. Dies aber — so lassen sich doch die Worte καθάπερ — γέγραπται einzig verstehen — ist so auseinandergesetzt in der sogenannten Schrift des Leucippus. Hiernach hätte also „Leucippus", wie den Empedocles, so auch den Gorgias ausdrücklich erwähnt. Nun stützte sich Gorgias in jener philosophischen Schrift schon auf Melissus, wie ausdrücklich p. 979a, 22; b, 22 bemerkt wird; der Lehrer des Demokrit konnte aber, aus chronologischen Gründen, schwerlich eine Schrift kennen, welche ihrerseits später geschrieben war als das Buch des Melissus. So läge auch hier ein Bedenken gegen Leucipp's Autorschaft jenes Werkes. — Uebrigens lässt auch jener Zweifel an Leucipp's Autorschaft schwer glauben, dass Theophrast die Schrift de Xenoph. etc. verfasst habe, was Manche annehmen.

2) Ἐπίκουρος ἐν τῷ δευτέρῳ πρὸς Θεόφραστον: Plutarch. adv. Colot. 7. Auch Leontion schrieb gegen Theophrast: Cic. de nat. deor. I 33, 93.

als ob man lauter Trümpfe in der Hand hätte: im Ernst und auf die Dauer lässt sich auf diese Weise kein Spiel gewinnen. Mein Wunsch geht, wie ich gestehe, dahin, dem Demokrit seine Originalität in der Philosophie zu wahren, und also Epicur's Behauptung zu unterstützen; Wünsche beweisen nun freilich nichts; aber ich glaube, dass folgende Betrachtungen meinem Wunsche zu Hülfe kommen. Aus inneren Gründen lässt sich freilich der Beweis, dass Leucipp ein für uns verlorenes Buch, wie der μέγας διάκοσμος ist, nicht geschrieben habe, nicht wohl führen. Aber einen ersten Anhalt scheint doch der Titel des Werkes zu bieten. Ein μέγας διάκοσμος (wenn er, wie ich annehmen muss, eine Beschreibung des Makrokosmos bieten sollte) setzt doch, sollte man meinen, einen μικρὸς διάκοσμος, als nothwendiges Complement, bereits voraus. Der μικρὸς διάκοσμος nun wird auch von denen, welche den μέγας διάκοσμος dem Leucipp zuschreiben, dem Demokrit nicht abgesprochen; wie ist es also denkbar, dass die Eine Hälfte einer solchen Beschreibung des Makrokosmos und Mikrokosmos, welche schon in der Ueberschrift die zweite Hälfte ankündigt, von Leucippus, die andere von Demokrit verfasst worden sei? Die Wahrscheinlichkeit spricht doch vielmehr dafür, dass derjenige, welchem beide Parteien die Autorschaft der zweiten Hälfte zugestehen, also Demokrit, auch die erste Hälfte geschaffen habe.

Stärker noch spricht für Demokrit als Verfasser des μέγας διάκοσμος ein historisches Argument. Im weiteren Verlauf der litterarhistorischen Arbeit der Griechen muss Epicur's Meinung in der Hauptsache durchgedrungen sein. Zwar die Existenz des Leucippus haben, mit Epicur, vielleicht nur Einzelne ganz auszumerzen gewagt. Genannt wird[1]) von Solchen nur Hermarchus, Epicur's treuer Schüler und Nachfolger in der Leitung der Schule. Im Uebrigen wurde Leucipp auch fernerhin in der Reihe der philosophischen Schulhäupter aufgezählt. Das braucht nun freilich die Anhänger der Epicurischen Meinung nicht sonderlich zu beängstigen: denn es hat einen ganz äusserlichen Grund. Die Verkettung der philosophischen Meister und Schüler unter einander, welche, zum Zwecke einer leichten historischen Uebersicht, bereits Theophrast zu entwerfen begonnen hatte, ist in unserer Ueberlieferung bekanntlich auf zwei parallele Reihen vereinfacht, die der „ionischen“ und die der „italischen“ Philosophen. Die italische Reihe namentlich ist nur durch arge Willkür hergestellt, mit dem deutlichen Zwecke, die spätere Philosophie aus dem Pythagoreismus abzuleiten. In dieser Reihe nun musste Demokrit an die Eleaten geknüpft werden; ihn, gegen alle Ueberlieferung, zum Schüler des Zeno zu machen, war denn doch nicht wohl thunlich: und so konnte Leucippus, als bequemes Zwischenglied, nicht entbehrt werden. Ihn machte zwar ebenfalls keine Ueberlieferung zum Schüler des Zeno; Theophrast hatte ihn vielmehr zum Schüler des Parmenides gemacht; wenn aber der wenig kritische Urheber dieser „italischen Reihe“ ihn, um die Continuität vollständig zu machen, vielmehr an Zeno anknüpfte, so handelte er damit wenigstens nicht gegen eine positive Ueberlieferung. Diese ganz mechanische Verknüpfungsweise der alten Philosophen ist es gewesen, welche dem Leucipp seinen Platz in der Philosophengeschichte gesichert hat; und dies um so dauernder, weil die Διαδοχαὶ τῶν φιλοσόφων des Sotion, aus welchen die Eintheilung nach jenen zwei Reihen höchst wahrscheinlich herstammt, nicht nur (wie ein bekanntes Zeugniss des Eunapius uns be-

1) Laert. Diog. X 13.

lehrt) bis in späte Zeiten das gebräuchlichste Handbuch der Philosophengeschichte blieb, sondern auch da, wo es nicht direct und nicht vorzugsweise benutzt worden ist (wie bei Laertius Diogenes) doch seinem Schema nach zu Grunde gelegt wurde[1]). In diesem Schema aber gerade konnte Leucippus nicht entbehrt werden.

---

1) In den uns erhaltenen Verzeichnissen der philosophischen διαδοχαί treten uns zwei Anordnungen entgegen. In der Reihe der „ionischen" Philosophen von Thales bis Sokrates sind alle einig: die Anknüpfung des Sokrates an Anaxagoras durch Archelaus muss eine sehr alte Erfindung sein. Auf der „italischen" Seite aber gab es zwei verschiedene Stammbäume. Der von Laert. Diog. prooem. 15 benutzte Autor kennt von Pythagoras bis auf Epicur nur Eine Reihe; Xenophanes wird hier durch das Mittelglied des Telauges an Pythagoras gehängt (welcher Telauges, entgegen anderer Ueberlieferung [vgl. Jamblich. v. Pyth. 265], wohl überhaupt erst zum Behuf dieser Diadochenreihe zum διάδοχος des Pythagoras gemacht worden ist. Vgl. noch Laert. VIII 43. Vita Pythag. anon. bei Photius bibl. p. 438b, 30. Suidas s. Ἐμπεδοκλῆς). Eine andere Anordnung, vor so kühnen Fictionen zurückschreckend, zerlegte vielmehr den „italischen" Stamm in zwei Zweige, den krotoniatischen des Pythagoras, und den eleatischen des Xenophanes u. s. w. So Pseudogalen hist. phil. p. 229 K., und Clemens Alex. Strom. I p. 300. 301 Sylb. Diese beiden folgen ersichtlich derselben Quelle, welche sie freilich beide nur nachlässig ausschreiben (wie es denn Clemens fertig bringt, den Zeno von Kition zum Schüler des Akademikers Krates zu machen!). — Eine Verwandtschaft der beiden Anordnungen ist nicht zu verkennen; sie tritt hervor in der gleichmässigen Anlage der „ionischen" Reihe, in der Ausschliessung des Empedocles und Heraklit aus dem Zusammenhang der διαδοχαί (nach oben freilich konnte man Emp. an Pythagoras [so Laert. Diog. VIII c. 1. 2. u. A.] oder an Parmenides [mit Porphyrius bei Suid. s. Ἐμπεδ. u. A.: vgl. Laert. VIII 18] anknüpfen, ebenso Heraklit an Xenophanes [τινές, nach Sotion bei Laert. IX 5] oder an Pythagoras [wie Hippolytus]: aber von ihnen aus die Kette der Diadochen nach unten weiter zu knüpfen, machte unüberwindliche Schwierigkeiten); endlich in der Anknüpfung des Pyrrho an Demokrit. Den Pyrrho knüpfte man bald an die elische Schule, bald an die megarische (vgl. Suidas s. Σωκράτης); bei Clemens p. 301D findet man aber vielmehr folgendes Stemma: Demokrit — (Protagoras und) Metrodor von Chios — Diogenes von Smyrna — Anaxarch — Pyrrhon — Nausiphanes — Epicur. Der Zweck dieses Stemma war natürlich, Epicur's Anknüpfung an Demokrit und die Eleaten zu ermöglichen. Bei Laert. prooem. 15 wird von Demokrit zu Nausiphanes und Epicur gleich ein Sprung gemacht: dass aber die Lücke ebenso gefüllt werden sollte, wie bei Clemens, zeigt die Anordnung der Biographien des Laertius selbst in B. IX. X: Demokrit — [Protagoras] — Diogenes — Anaxarch — Pyrrho — [Timon] — Epicur (Schüler des Nausiphanes: X 13; N. Sch. des Pyrrho: IX 70). Hierbei ist freilich dem Laertius (oder seiner Quelle) das Unglück begegnet, dass er zwischen Protagoras und Anaxarch den, dieser Reihe absolut fremden Diogenes von Apollonia einschiebt, statt des Diogenes von Smyrna, den, wie Clemens, auch er (IX 58) als Lehrer des Anaxarch kennt. — Pseudogalen stellt folgende wunderliche Reihenfolge auf (p. 228): Phaedon — Anaxagoras (schr. Anaxarchus) von Abdera — Pyrrho: er hat die zwei Ableitungen: Phaedo — Menedemus — Pyrrho, und: Demokrit — — Anaxarchus — Pyrrho durch einander geworfen. Durch Einfluss der ersten Ableitung ist er denn auch dazu geführt worden den Epicur (welchen man durch Anaxarch — Pyrrho mit der italischen Reihe verknüpfte) völlig ohne Anknüpfung nach oben zu lassen: p. 228. — Die beiden Anordnungen zu Grunde liegende Diadochenfolge hat nun offenbar ihre besondere Eigenthümlichkeit in der italischen Reihe. Die Absicht in der Erfindung dieser Reihe (wie sie bei Laert. pr. 15 vorliegt) ist ganz ersichtlich die, von Pythagoras die ganze Philosophie der Eleaten und der Atomisten (beiläufig auch des Empedocles) abzuleiten. Naïv spricht sich der Triumph über die, auf diese Weise erreichte Stellung des Pythagoras aus in einem Scholion zu Jamblich. V. Pyth. 267 im cd. Laur. 86, 3 (fol. 46[a]): ὅτι καὶ ὁ παρμενίδης ὁ ἐξ ἀλέας πυθαγόρειος ἦν· ἐξ οὗ δῆλον ὅτι ζήνων ὁ ἀμφοτερόγλωσσος (s. Timon bei Laert. IX 25) ὁ καὶ τὰς ἀρχὰς τῆς διαλεκτικῆς παραδούς. ὥστε ἐκ πυθαγόρου ἤρξατο ἡ διαλεκτική. ὡσαύτως δὲ καὶ ἡ ῥητορική· τισίας γὰρ καὶ γοργίας καὶ πῶλος ἐμπεδοκλέους τοῦ πυθαγορείου μαθηταί. — Der Erfinder dieser Reihe hat also ein besonderes Interesse an Pythagoreischer Weisheit genommen. Nun erinnere man sich der aus Joseppos von Usener (Rhein. Mus. XXVIII 431) herangezogenen Notiz über die 20 αἱρέσεις, welche Heraklides Lembus aufgeführt habe. Bei Heraklides war die Ordnung diese: ἡ περὶ θεολογίαν (φιλοσοφία) — die

Vermuthlich rein im Interesse einer solchen lückenfreien Verkettung der philosophischen Secten wird auch Apollodor der Epicureer, der Verfasser einer Geschichte

7 Weisen — die φυσικοί (denn so ist ohne allen Zweifel umzustellen: bei Fabricius und Usener ist die Reihenfolge: φυσ. — θεολ. — 7 Weise. Natürlich müssen die „Theologen", nämlich Orpheus, Linus, Musaeus [vgl. Laert. prooem. 3 ff. Clemens Al. 299 B] nicht nur vor den 7 σοφοί stehen, sondern auch vor den φυσικοί, von Thales bis Archelaus) — Sokrates — Cyrenaiker — Cyniker — Elische — Eretrische — Megarische Schule — Pythagoras — Empedocles — Heraklit — Eleaten — Demokrit — Protagoras — Pyrrho — Akademie — Peripatetiker — Stoiker — Epicureer. — Diese Anordnung ist mit der des Laert. Diog. identisch in den am meisten charakteristischen Theilen, nämlich der Reihe von Pythagoras bis Pyrrho. Die Abweichungen sind leicht verständlich: Herakl. hat offenbar die noch zu seiner Zeit in Blüthe stehenden 4 Hauptsecten auf den Schluss aufsparen wollen; darum ist bei ihnen die Reihe der historischen Ableitung abgebrochen, darum namentlich die stoische Secte von den Cynikern getrennt. Unter den kleineren Sokratischen Schulen ist die elisch-eretrische zusammengehalten, nicht wie bei Laertius (aus chronologischen Gründen) durch die megarische von einander getrennt. Das aber ist offenbar, dass Heraklides die „italische" Reihe bereits so angeordnet vorgefunden hat wie sie uns Laertius beschreibt; erfunden wird er, dem es auf ein durchgeführtes Stemma ja ersichtlich nicht ankommt, dieses Stemma nicht haben. Es fragt sich, wem er in seiner Anordnung folge. Jeder wird sofort, mit Usener, an Sotion denken, dessen Διαδοχαί Heraklides epitomirt hatte. Aber die Anordnung des Sotion war eine andere: bei ihm kam Plato im 4., Diogenes der Cyniker erst im 7. Buche vor. Will man also nicht an ein anderes, uns freilich sonst ganz unbekanntes Werk des Her. über philosophische Secten denken, so muss man annehmen, dass in den 6 Büchern seiner Epitome aus Sotion Heraklides die Reihenfolge der βίοι nach eigenem Plane umgeändert habe. Es ist aber gewiss um so wahrscheinlicher, dass er die „italische" Reihe schon so, wie er sie wiedergab, bei Sotion vorgefunden habe. Nun findet sich in den Nachrichten aus Sotion's eigenem Werke nichts, was uns an eine andere Anordnung derselben als die bei Laert. Diog. vorliegende glauben liesse. Es kam vor bei Sotion: Aristipp im 2. Buche (bei Laert. ebenfalls im 2. Buche), Plato im 4. Buche (bei Laert. im 3. B.), Diogenes Cyn. im 7. Buche (bei Laert. im 6. B.), Chrysippus im 8. Buche (bei Laert. im 7. B.), Timon im 11. Buche (bei Laert. im 9. B.). S. Panzerbieter, Jahn's Jahrb. Suppl. V 211 ff. Daraus geht hervor, dass Sotion nicht nur im Allgemeinen dieselbe Anordnung befolgt haben muss wie Laertius, sondern dass er im Besonderen Pyrrho, Timons Lehrer, von den Sokratikern getrennt, also ihn vielmehr von den Demokriteern hergeleitet haben muss (denn ein Drittes giebt es nicht): wonach denn wirklich hierin seine Anordnung der des Heraklides gleich gekommen sein muss. Alle diese Argumente zusammengenommen, lassen es gewiss sehr glaublich erscheinen, dass die Eintheilung nach jenen zwei Reihen, wie sie Laert. prooem. 13 ff. giebt, bereits bei Sotion vorkam, zumal da in dem Prooemium des Laertius Sotion zwei Mal citirt wird. Ihn geradezu für den Erfinder der italischen Reihe zu halten, kann vielleicht folgende Betrachtung bewegen. Nach dem Abschluss von Apollodors chronologischen Untersuchungen (d. i. also nach 119: vgl. Diels, Rhein. Mus. XXXI 54) kann ein mit deren Ergebnissen so völlig unvereinbares System wie das der 2 Reihen nicht erfunden sein: dass es auch nachher fortbestand, begreift sich eher aus der, im späteren Alterthum in litterarischen Dingen ungemein wirksamen vis inertiae. Das System muss aber auch nach Theophrast entworfen sein. Denn dieser kennt offenbar die ganze Anordnung noch nicht, sondern knüpft Leucipp (und auch Empedocles: Laert. VIII 55) an Parmenides, Xenophanes, wie es scheint, an Anaximander (Laert. Diog. IX 21: vgl. Zeller I 4, 508), wodurch ja die saubere Absonderung der „italischen" von der „ionischen" Reihe völlig aufgehoben würde. Sotion nun lebte nach Theophrast, und jedenfalls vor Apollodor, denn Heraklides Lembus, der des Sotion Werk epitomirte, lebte unter Ptolemaeus VI. Philometor (Suid.; die πρὸς Ἀντίοχον συνθῆκαι, welche er zu Stande brachte [cf. Müller, Geogr. gr. min. I p. LIV] sind wahrscheinlich identisch mit der διάλυσις des Ptol. VI. mit Ant. im J. 170 [vgl. Polyb. 28, 23, 4 Hultsch], durch welche Pt. nominell Aegypten wieder zurückerhielt [regnum patrium recepit Liv. 45, 11, 10]; nach dem zweiten Einfall des Ant., im J. 168, welchem Popilius ein jähes Ende machte, scheint gar kein besonderer Friedensvertrag abgeschlossen worden zu sein; wenigstens spricht davon Niemand). Man darf also die Blüthe des Sotion ansetzen zwischen 170 und 208 (er hatte den Chrysippus noch erwähnt: Laert. VII 183). Welcher Secte er angehörte, ist nicht völlig gewiss; er hatte offenbar keine freundliche Stim-

der philosophischen Schulen, den Leucippus als Lehrer des Demokrit haben gelten lassen. Dass er dies that, berichtet Laertius Diogenes[1]), aber schon die Ausdrucksweise des Laertius kann uns vermuthen lassen, dass diese Annahme keineswegs eine so allgemein verbreitete war, wie es nach den uns erhaltenen Resten philosophischer Geschichte scheinen

---

mung gegen Plato, gegen Persaeus (Ath. XI 505C; IV 162E), war also weder Akademiker noch Stoiker; ihn zum Peripatetiker zu machen, haben wir keinen ganz hinreichenden Grund: denn bei Gellius I 8 kann auch ein Namensvetter gemeint sein. Allerdings aber erinnert an bekannte Neigungen peripatetischer Gelehrter die Vorliebe, mit der S. griechische Weisheit aus barbarischen Ursprüngen ableitete: vgl. Laert. prooem. 1. 2. 7 (§ 6—11 wohl ganz nach Sotion); VIII 85. Hierzu stimmt ganz wohl eine gewisse Neigung desselben, Pythagoreischen Einfluss möglichst weit wirksam zu denken: Parmenides sollte (ausser andern Lehrern auch) einen Pythagoreer gehört haben; Laert. IX 21; so auch Heraklides Ponticus: ib. V 86. Und so wäre denn jenes Bestreben, spätere Weisheit aus dem Pythagoreerthum abzuleiten, welches, wie ich oben erinnert habe, in der Anlage der „italischen" Reihe hervortritt, gerade dem Sotion nicht fremd. Deutlicher noch zeigt sich dasselbe bei Heraklides Lembus, den daher Joseppus geradezu einen Pythagoriker nennt: vgl. Usener a. O. p. 432; von Heraklides darf man aber gewiss auf Sotion zurückschliessen. Dieser lebte zudem (wie auch Heraklides) in Alexandria, das heisst aber, an dem Hauptsitze des späteren Pseudopythagoreismus (vgl. Griech. Roman p. 67. 257). Dort hatte schon Kallimachus den Parmenides und Zeno zu Pythagoreern gemacht: fr. 100d, 17 p. 319 Schn. Sotion selbst möchte in der That am Ersten zur peripatetischen Schule sich gehalten haben, in der für Pythagoreerthum stets ein gewisses (freilich rein gelehrtes) Interesse lebendig war. (Für Heraklides Lembus könnte man dasselbe vielleicht daraus schliessen, dass sein ὑπογραφεὺς καὶ ἀναγνώστης Agatharchides ein Peripatetiker war.) — Zuletzt will ich noch hervorheben, dass mit der Annahme, Sotion habe die „italische" Reihe der „ionischen" zur Seite gestellt, sich sehr wohl verträgt eine Notiz bei Laert. IX 18: Xenophanes, ὡς Σωτίων φησί, κατ' Ἀναξίμανδρον ἦν. Diese Ansetzung passt absolut nicht zu dem chronologischen System des Apollodor; aber man sehe, wie wohl sie sich fügt in eine parallele Anordnung der zwei Reihen von Anaximander bis Sokrates, und von Xenophanes bis Demokrit, des Sokrates ungefähren Zeitgenossen:

Anaximander	Xenophanes
Anaximenes	Parmenides
Anaxagoras	Zeno
Archelaus	Leucippus
Sokrates	Demokrit.

Geht nun die Anordnung der zwei Reihen auf Sotion zurück, so muss man allerdings zugeben, dass Laertius prooem. 13 ff. den Sotion nicht direct benutzt haben kann: denn dort ist (§ 14) die Rede von Klitomachus, der erst 129/8 dem Karneades succedirte. Laertius muss also eine Vorlage benutzt haben, in der Sotion's διαδοχαί weitergeführt worden waren. Diese Vorlage wird vermuthlich während der Lebenszeit des Klitomachus verfasst sein: warum bräche sonst mit ihm die Aufzählung ab; warum nicht später, oder früher? Welchem Verfasser von διαδοχαί nun freilich Laertius (oder seine Quelle) direct folge, weiss ich nicht zu bestimmen. Hinreichende Gründe lassen Hippobotus, Alexander, Jason ausschliessen; für Sosikrates würde die Zeitbestimmung vortrefflich passen, um so weniger aber stimmt die Nichtachtung der Chronologie in der Aufstellung jener zwei Reihen mit dem was von seiner kritischen Richtung überhaupt und seinem Anschluss an Apollodor im Besondern (Diels, Rhein. Mus. 31, 21) bekannt ist. Gegen Antisthenes wüsste ich nichts einzuwenden. — Die Dreitheilung der Philosophen bei Galen und Clemens ist entschieden für einen jüngeren Versuch als die Zweitheilung bei Laertius zu halten: erstens darum, weil das kritische etwas besser gegründete System naturgemäss für das jüngere zu halten ist, und ferner deswegen, weil bei Galen die Diadoche der Akademiker bis auf Antiochus, die der Stoiker bis auf Posidonius herabgeführt ist (hier liesse sich eher an Jason denken). Im Wesentlichen liegt übrigens auch hier das alte System zu Grunde.

1) Laert. X 13. Vermuthlich ἐν τῷ περὶ φιλοσόφων αἱρέσεων (Laert. I 60). Zu dem von Nietzsche, Rhein. Mus. 24, 199 über Apoll. Bemerkten füge man noch das Citat in dem Index Stoicorum Hercul. ed. Comparetti Col. I 10.

könnte. Laertius sagt: Epicur leugne die Existenz des Leucippus, ὃν ἔνιοί φασι καὶ Ἀπολλόδωρος ὁ Ἐπικούρειος διδάσκαλον Δημοκρίτου γεγενῆσθαι. In der That, wer die Erfindung einer „italischen" Reihe der Philosophen von Pherecydes bis Epicur verwarf, mag auch die Existenz des Leucippus nicht mehr so eifrig festgehalten haben. Dass aber das Schema des Sotion keineswegs allgemein angenommen wurde, dafür reden namentlich die Reste des grossen Chronik-Werkes des Apollodor so deutlich, wie eben blosse Zahlen reden können[1]). Apollodor kann unmöglich den Xenophanes, durch Vermittlung des Telauges, an Pythagoras angeknüpft haben, er muss also die ganze Einbildung einer italischen, von Pythagoras abhängigen Reihe von Philosophen zerstört haben; und dass er nun, in der zweiten Hälfte dieser Reihe, zwischen Zeno, dessen Blüthe er in das Jahr 464, und Demokrit, dessen Blüthe er in das Jahr 420 setzte, noch einen Schüler des Zeno, als Lehrer des Demokrit, solle eingeschoben haben, ist wenigstens bei seiner Gewohnheit, Lehrer und Schüler um 40 Jahre auseinander zu rücken[2]), wenig glaublich. Ich glaube, es lässt sich vielmehr wahrscheinlich machen, dass auf ihn die Annahme zurückgeht, Demokrit könne wohl ein Schüler des Anaxagoras gewesen sein[3]).

---

1) Nach Apollodor blühte Pythagoras 532, Xenophanes 540. — Auch die gewöhnliche Reihenfolge: Anaxagoras (bl. 460) — Archelaus — Sokrates (bl. 429) wird Apollodor schwerlich festgehalten haben. — An wen er Empedocles (bl. 444) angeknüpft habe, bleibt ungewiss; nur gewiss nicht an Parmenides (bl. 504), mit Theophrast. Dagegen liesse sich denken, dass er, mit Aelteren (Laert. IX 5), den Heraklit (bl. 504) zu Xenophanes' Schüler gemacht hätte (vgl. Diels, Rhein. Mus. 31, 35); den Xenophanes liess er wohl eher ol. 59 = 544 als 60 = 540 blühen.

2) S. Rhein. Mus. 31, 35. 33, 200. 214. 625. Ich will noch ein Beispiel hinzufügen. Bei Laert. IX 58 heisst es: Anaxarchus hörte entweder Diogenes Smyrnaeus oder Metrodor, welcher war ein Schüler des Nessos, des Schülers des Demokrit, oder des Demokrit selbst. „ὁ δ' οὖν Ἀνάξαρχος καὶ Ἀλεξάνδρῳ συνῆν καὶ ἤκμαζε κατὰ τὴν δεκάτην καὶ ἑκατοστὴν ὀλυμπάδα". Ol. 110 = 340. Alexander's Epoche ist vielmehr ol. 111 (s. Rhein. Mus. 33, 192). Nun zeigt das „οὖν", dass die Fixirung des Anaxarch auf 340 eine Begründung für eine der vorher vorgetragenen Ansichten über Anaxarch's und Metrodor's Verhältniss zu Demokrit und zu einander bieten soll. Wie das zu verstehen ist, wird man einsehen, wenn man sich erinnert, dass nach Apollodor Demokrit blühte 420, und nun weiter rechnet: Dem. 420; Metrodor 420—40 = 380; Anaxarch 380—40 = 340. Die Grundlage der Rechnung ist Anaxarch's Verhältniss zu Alexander; dass seine Blüthe trotzdem auf 340 (nicht auf 336) festgesetzt wird, erklärt sich nun leicht. Kenner der Apollodorischen Rechnungsweise werden die Richtigkeit der hier vorgetragenen Vermuthung leicht zugeben; wer nicht Apollodor's Art im Allgemeinen kennt, kann auch über specielle Fälle kaum zutreffend urtheilen.

3) Apollodor berechnete die „Blüthe" des Demokrit so: er war νέος κατὰ πρεσβύτην Ἀναξαγόραν (wie er selbst im μικρὸς διάκοσμος sagt) — er schrieb, nach eigener Aussage im μικρὸς διάκοσμος, dieses Werk 730 Jahre nach der Einnahme Troja's — er war also geboren ol. 80 = 460 (Laert. Diog. IX 41). Einfachste Ueberlegung lehrt, dass in dieser Berechnung der feste Punkt, nach dem Alles orientirt wird, nicht Demokrit's troïsche Aera sein kann, sondern vielmehr die Zeit des Anaxagoras. Apollodor rechnete so: Anaxagoras ist geboren ol. 70 = 500 (Laert. II 7); mithin Demokrit, 40 Jahre später, 460; setzt man den μικρὸς διάκοσμος in seine ἀκμή, also in 420, so ist seine troïsche Aera anzusetzen auf 1150 (vgl. Clinton F. H. a. 460. Diels, Rhein. Mus. 31, 30 ff.). An zwei Punkten dieser Rechnung ist die Durchschnittszahl 40, mit der Apollodor überall operirt, verwendet: um den Zeitpunkt der Abfassung des μικρὸς διάκοσμος zu berechnen, und um den Altersunterschied zwischen Anaxagoras und Demokrit abzuschätzen. Demokrit hatte gesagt, dass er νέος κατὰ πρεσβύτην Ἀναξαγόραν γέγονε: dass Anaxagoras gerade 40 Jahre älter sei als er, hatte er natürlich nicht selbst gesagt, sondern dies ist erst die Folgerung des Apollodor; nur sehr naïve Leute möchten das wohl, bei einer Betrachtung der ganzen Berechnung des Apollodor, verkennen können. Nun lesen wir bei Laert. IX 34: ὕστερον δὲ παρέβαλεν (Demo-

Auch diejenigen indessen, welche die Person des Leucippus bestehen liessen, brauchen darum nicht mit Theophrast den μέγας διάκοσμος als sein Werk betrachtet zu haben. Dass sie aus Theophrast's Dogmensammlung die Lehrsätze des Leucippus herübernahmen, beweist dies noch keineswegs. Wiewohl ja freilich die richtige Consequenz gewesen wäre, entweder von Dogmen des Leucippus ganz zu schweigen, oder ihm die Autorschaft des Werkes, aus welchem diese Dogmen einzig geschöpft waren, ausdrücklich zuzuschreiben[1]). Dass aber irgend Jemand nach Theophrast den μέγας διάκοσμος geradezu

---

kritus) Ἀναξαγόρᾳ κατά τινας ἔτεσιν ὧν αὐτοῦ νεώτερος τετταράκοντα. Die τινές, welche Demokrit 40 Jahre jünger machten als Anaxagoras sind keine Andern als Apollodor: weist nun nicht alles dahin, eben denselben Apollodor hinter den τινές zu vermuthen, welche den Demokrit zum Schüler (παρέβαλεν = ἀκήκοεν p. 236, 3 Cob.) des Anaxagoras machten? wobei sie sich etwa auf ein solches Lob des Anaxagoras bei Demokrit stützen mochten, wie es bei Sext. Empir. p. 221, 23 f. Bk. aufbewahrt ist. — Einen Chronologen konnte übrigens an der Existenz eines Leucippus als Lehrers des Demokrit der Umstand zweifeln lassen, dass in der Schrift jenes angeblichen Leucippus gegen Empedocles, und gegen Gorgias polemisirt wurde (s. oben). Empedocles blühte, nach Apollodor, 444, Demokrit 420: es ist schwer denkbar, dass in die sehr kurze Zwischenzeit, welche Demokrit's Blüthe von dem Zeitpunkt trennt, in welchen man das Bekanntwerden der Schrift des Empedocles in Griechenland legen könnte (natürlich war von der Zeit ihrer Veröffentlichung bis dahin eine längere Zeit verflossen), sich die Thätigkeit jenes vermeintlichen Lehrers des Demokrit zusammenpacken lasse. — Uebrigens will ich hier noch hervorheben, dass Leucipp nicht nur (wie Zeller bemerkt) bei Lucrez, sondern, was viel mehr sagen will, auch bei Sextus Empiricus nirgends genannt wird. — Ferner spricht Posidonius bei Sext. Emp. math. IX 363 die Vermuthung aus, die Atomenlehre möge ἀρχαιοτέρα sein als Demokrit; man sollte denken, er werde also auf „Leucipp" hinweisen; statt dessen leitet er sie von dem famosen Mochus, ἀνὴρ Φοίνιξ ab (der natürlich πρὸ τῶν Τρωϊκῶν χρόνων lebte: Pos. bei Strabo XVI p. 1056, 28 Mein.). Zeigt das nicht deutlich, dass er von einer vordemokritischen griechischen Atomistik, also von „Leucipp" nichts wissen will? — Endlich weist Cicero's Ausdruck de nat. d. I 24, 66: ista flagitia Democriti, sive etiam antea Leucippi darauf hin, dass auch ihm der Streit um Leucipp's Existens mindestens nicht gegen Epicur sicher entschieden schien (wiewohl er ein anderes Mal, Acad. pr. II § 118, eine andere Quelle ausschreibend, Leucipp ohne Zweifelsäusserung erwähnt). So versteht die Stelle richtig R. Hirzel, Unters. zu Cic. phil. Schr. I 184. (Ich bemerke ausdrücklich, dass ich Hirzel's Buch erst nach meinem Vortrag kennen gelernt habe: ich hätte sonst wohl in demselben Bezug darauf genommen. Auch Hirzel meint, Demokrit habe den Leucipp in seinen Schriften nicht erwähnt, und die Atomenlehre als seine eigene vorgetragen. Das folgt allerdings mit Nothwendigkeit aus Epicur's Behauptung; wie man dann aber Epicur's Schlusse ausweichen könne, darüber finde ich bei Hirzel keine Andeutung. Soll man glauben, Demokrit habe bona fide von Leucipp nichts gesagt? Aber wie soll man sich eine bona fides möglich denken, wenn Jemand eine höchst bedeutende neue Lehre einem Andern entlehnt, ohne ihn zu nennen, vielmehr diese Lehre „als seine eigene vorträgt", da sie doch nicht seine eigene ist? Oder soll man mala fides, absichtliches Verschweigen des Namens des Leucipp und Sekretirung seiner Verdienste bei Demokrit voraussetzen? Aber welcher Schatten von Grund lässt sich wohl denken, aus dem wir solche Niedrigkeit dem Demokrit zutrauen dürften? Hierauf eine Antwort zu geben, war jedenfalls nothwendig; denn mit einer Berufung auf den angeblichen „historischen Sinn" des Apollodorus Epicureus lässt sich denn doch wohl die Frage nicht entscheiden. Dieser „historische Sinn" des Apollodorus wird lediglich abgeleitet aus der Thatsache, dass er eine συναγωγὴ δογμάτων verfasst habe. Als ob jeder „Historiker" auch sofort „historischen Sinn" haben müsste! Ich gestehe überhaupt, manchen Betrachtungen jenes Buches nicht folgen zu können; es muss mir wohl die Gabe jenes bewundernswürdigen Scharfblickes versagt sein, mit dem Manche genau sehen zu können scheinen καὶ εἰ μύρμηξ ἐν τῷ οὐρανῷ εἴη, mit Demokrit zu reden.)

1) Aus der Erwähnung des Leucippus und seiner Lehren bei Pseudoplutarch u. s. w. folgt nichts weiter als was z. B. aus der vielfachen Erwähnung des Pythagoras und seiner Dogmen bei denselben Autoren folgt: nämlich dass in ihren Quellen Leucipp und Pythagoras genannt worden sind;

als Werk des Leucippus bezeichnet habe, wird uns nicht berichtet. Vielmehr spricht Alles dafür, dass in späterer Zeit der μέγας διάκοσμος unerschüttert als ein Werk des Demokrit galt. Gerade der μέγας διάκοσμος, ὃς ἁπάντων τῶν αὐτοῦ συγγραμμάτων προέιχε, soll es gewesen sein, welcher dem Demokrit in seiner Vaterstadt die höchsten Belohnungen und Ehrenerweisungen eintrug: so erzählt Laertius Diogenes IX 39. 40, mit Berufung auf die Philosophengeschichten des Antisthenes und des Hippobotus, und das Homonymenwerk des Demetrius von Magnesia. Für diese nicht unbedeutenden Gelehrten müssen also Zweifel an der Autorschaft des Demokrit durchaus nicht bestanden haben. Weiterhin führt Thrasyllus in seinem Verzeichniss der Schriften des Demokrit (in welches er keineswegs alles unter Demokrit's Namen aufgehäufte Bücherwesen aufgenommen hat) den μέγας διάκοσμος als Schrift des Demokrit auf, wiewohl ihm der Zweifel des Theophrast bekannt war. Ja — was noch mehr sagen will — in dem merkwürdigen Niederschlage einer allerradicalsten Aechtheitskritik in Bezug auf Demokriteische Schriftstellerei, welchen Suidas s. Δημόκριτος erhalten hat, werden zwar überhaupt nur zwei Schriften unter Demokrit's Namen für ächt erklärt, darunter aber gerade der μέγας διάκοσμος. Man kann hiernach nicht sagen, dass nur naïve Unkritik diese Schrift als Demokrit's Eigenthum weiter geführt habe; man gewinnt vielmehr den Eindruck, als ob irgend eine grosse Autorität im Fache der litterarhistorischen Kritik den Streit über die Autorschaft des μέγας διάκοσμος so bestimmt gegen Theophrast entschieden habe, dass nun keinerlei Zweifel an Demokrit's Urheberschaft jenes bedeutenden Werkes mehr aufkommen konnten. Es scheint beinahe, als ob etwas Aehnliches sich hier zugetragen habe, wie im Bereiche der Pythagoreischen Schriftstellerei: wo der Glaube an irgendwelche schriftstellerische Thätigkeit des Pythgoras selber (an dem noch ältere Peripatetiker festgehalten hatten) erst ziemlich spät, unzweifelhaft durch eine abschliessende Untersuchung eines bedeutenden Pinakographen, so vollständig beseitigt worden ist, dass selbst ein so unkritischer, ja antikritischer Autor wie Jamblichus die Thatsache, dass Pythagoras nichts geschrieben habe, als ein feststehendes Factum hinstellen muss.

So hätte also eine unrichtige Ueberlieferung, welche statt des Demokrit den Leucippus als Verfasser des μέγας διάκοσμος nannte, den Aristoteles und Theophrast getäuscht? Es ist nicht zu leugnen, dass dieses zuzugestehen auch Diejenigen, welche nicht an eine gewisse mystische Unfehlbarkeit des Aristoteles glauben, einigen Entschluss kosten wird. Hörte man den Galen, so hätten überhaupt Fälschungen von Büchertiteln nicht vor der Einrichtung der Bibliotheken in Alexandria und Pergamum stattgefunden[1]). Indessen ist ja an notorischen Fälschungen aus älteren Zeiten kein Mangel; auch von Homer und Orpheus und dergl. abgesehen, erinnert man sich ja, was über die angeblichen Dramen des Thespis, den angeblichen „Parthenopäus“ des Sophokles, über die Politeia unter Epicharm's Namen, über die Genealogie der Helden vor Troja von Damastes oder von Polus berichtet wird. — Nicht eine eigentliche Fälschung, sondern, wie vermuthlich auch in dem Falle des μέγας διάκοσμος, nur ein Schwanken zwischen zwei Autorennamen fand bei gewissen Gedichten des Ananius oder des Hipponax, des Ibycus oder des Stesichorus statt. In andern Fällen mochte blosser Zufall eine Schrift unter einem andern Namen als dem

nicht aber dass Leucipp existirt, Pythagoras geschrieben habe; ja, nicht einmal dass Pseudoplutarch und seine Genossen das eigentlich behaupten wollten.

1) S. Galen. XV p. 105 K.

ihres wahren Urhebers in Umlauf bringen[1]). In die Möglichkeiten, welche sich für absichtliche oder unbeabsichtigte Fälschung der Autorennamen bedeutender Schriften in jener voralexandrinischen Periode erwachender Gelehrsamkeit darboten, fehlt uns jeder Einblick; an sich ist aber nicht abzusehen, warum eine Zeit noch unentwickelter Kritik solchen Täuschungen weniger ausgesetzt gewesen sein sollte, als die Zeit der alexandrinischen Philologie und Bücherkunde; man wird vielleicht sogar vermuthen dürfen, dass der alexandrinischen Gelehrsamkeit die meisten der litterarischen Fälschungen, welche ihr zu schaffen machten, bereits aus weit älterer Zeit überliefert worden sind[2]). Auf jeden Fall haben die Alexandriner vor Citaten bei angesehenen Autoren jener Zeit wenig Respect gehabt: sie haben z. B. die Τριαγμοί, welche schon Isokrates als ein Werk des Ion von Chios kannte, diesem abgesprochen[3]), die Genealogien des Acusilaus, welche Plato als ächt citirt, für eine Fälschung erklärt[4]); ja, Kallimachus scheint sogar das Gedicht des Parmenides, welches doch ebenfalls Plato und Aristoteles vielfach citiren, für untergeschoben gehalten zu haben[5]). Lag nun also eine Vertauschung der Namen des Demokrit und Leucippus einmal vor, so war eine Täuschung selbst des Aristoteles nichts Unmögliches. Wie er geurtheilt haben würde, wenn ein Zweifel an der Autorschaft des Leucipp bereits zu seiner Zeit erhoben worden wäre, steht dahin (dass er sich auf dem Gebiete litterarischer Aechtheitskritik besonders ausgezeichnet habe, ist freilich sonst nicht bekannt; vielmehr lässt z. B. die wunderliche Halbheit, mit welcher er zwar die Κύπρια und die Ἰλιὰς μικρά dem Homer abspricht, den Margites aber ihm belässt, keinen sonderlichen Begriff von seiner Befähigung auf diesem Gebiete fassen). Aber wer sagt uns denn, dass Aristoteles bereits in bewusster Opposition gegen die Bestreiter der Autorschaft des Leucippus dessen Ansprüche verfochten habe? Es deutet doch Alles darauf hin, dass ein Zweifel überhaupt erst in Theophrast's Zeit sich erhob: bis dahin nahm man einfach, wie es überliefert war, Leucippus als Verfasser des μέγας διάκοσμος hin, und so mit den Andern Aristoteles.

Zuletzt bedarf es nur eines kurzen Hinweises darauf, dass dem litterarischen Nachlasse gerade des Demokrit, für dessen Bewahrung keine eigentliche Schule sorgte,

1) Wie dies für die Ἀσίη des Hecataeus, welche Kallimachus unter dem Namen des Nesiotes „ἀναγράφει" (Athen. II 70 B) Gutschmid, Philol. X 536 annimmt.

2) So fand Callimachus offenbar die gefälschten Αἰγυπτιακά des Hellanicus (Gutschmid, Philol. X 538 ff.) schon vor: vgl. Hell. bei Antig. mirab. 126 mit Callim. fr. 100 F. 2 p. 331 Schn.

3) Was F. Schöll, Rhein. Mus. 32, 158. 159 beibringt, genügt keineswegs, um dem Ion die Autorschaft der Τρ. mit Bestimmtheit zu vindiciren, sondern zeigt nur, wie man darauf verfallen konnte, dem Ion solche mystische Schriftstellerei zuzutrauen. Callimachus übrigens erklärte durchaus nicht, wie Schöll behauptet, das Werk für ächt; bei Harpocr. a. Ἴων heisst es: ὅπερ Καλλ. ἀντιλέγεσθαί φησιν ὡς Ἐπιγένους, aus welchen Worten man doch gewiss nicht ohne Weiteres herauslesen darf, dass Kallimachus diesen Verdacht nicht getheilt habe! (Sehr unsicher ist Bergk's Conjectur ὑπὸ Ἐπ.).

4) Denn die von Plato citirten Γενεαλογίαι des Ac., als ächtes Werk desselben, von den gefälschten Γεν. unter A.'s Namen zu unterscheiden (wie mit Andern C. Müller thut) sind wir durch nichts berechtigt.

5) Laert. Diog. IX 23. — Val. Rose, de Aristot. libr. ord. et auct. p. 12 hält ebenfalls einen Irrthum des Aristoteles in der Benutzung der Schrift unter Leucipp's Namen für möglich, und verweist noch auf die in den Aristotelischen Problemen 21, 22 p. 929 b, 16 citirten Περσικά des Empedocles, deren Provenienz allerdings nach der Geschichte bei Laert. VIII 57 höchst verdächtig ist. — Simplicius in Ar. Phys. fol. 6a Zeile 27 nennt als ächte Schrift des Thales die ναυτικὴ ἀστρολογία, ganz unzweifelhaft nach dem, Zeile 25 citirten Theophrast. Diese Schrift erklärte man später für untergeschoben: Laert. I 23; Plut. de Pyth. orac. 18.

dessen Schriften ausserhalb Athens, des Mittelpunktes alles litterarischen Treibens, geschrieben, und offenbar in Athen längere Zeit wenig beachtet worden sind, besonders leicht schon frühzeitig ein solches Missgeschick zustossen konnte, wie es die Entziehung seiner bedeutendsten Schrift war.

Warum endlich diese Schrift einem, vielleicht niemals existirenden Philosophen Leucippus zugeschrieben wurde, darüber sich den Kopf zu zerbrechen darf man ruhig ablehnen; man würde sich, bei dem gänzlichen Mangel specieller Nachrichten, in das schrankenlose Gebiet uncontrollirbarer Möglichkeiten verlieren.

Hier wird man vielmehr abschliessen müssen. Ich glaube, alle Indicien vorgebracht zu haben, welche für Epicur's Behauptung sprechen; weiter vorzudringen gestattet unsere lückenhafte Ueberlieferung nicht. Es sei zum Schluss nur noch angedeutet, dass von der Berücksichtigung einer atomistischen Theorie vor Demokrit durch ältere Philosophen, wie Anaxagoras oder Melissus, sich keinerlei sichere Spuren vorfinden: was man so gedeutet hat, lässt sich durchaus nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Atomistik beziehen[1]). Wenn es gelungen ist, den philosophischen Schriftsteller Leucippus zu einem

1) Zeller I 4, 874. 920 lässt Anaxagoras Rücksicht nehmen auf atomistische Lehren: 1) in der Bestreitung der Annahme eines leeren Raumes. Aber ich finde keine Zeugnisse, aus denen zu schliessen wäre, dass Anaxagoras sich gegen solche Philosophen, welche ein κενόν thatsächlich annahmen, gewendet habe; gegen die blosse Denkbarkeit desselben hatten ja aber schon die Eleaten und auch Empedocles (v. 95. 166 Mull.) Einwürfe gemacht. Und selbst wenn Anaxagoras gegen die wirkliche Annahme eines κενόν sich wenden sollte, so konnte er dabei an Pythagoreische Theorien denken: so Ueberweg, Gesch. d. Philos. I³ p. 73. — 2) in der Polemik des Anaxagoras gegen die Annahme kleinster, nicht weiter theilbarer Elemente. Diese kann, wenn überhaupt gegen eine bereits thatsächlich aufgestellte Lehrmeinung, sich gegen Empedocles richten: denn dass dieser ein kleinstes σῶμα, διαιρετὸν μέν, οὐ μέντοι διαιρεθησόμενον οὐδέποτε annahm, darf man allerdings aus Aristoteles de cael. III 6 p. 305a, 2 ff. entnehmen: wo Ar. keineswegs von einer aus den sonstigen Annahmen des Emp. zu ziehenden, aber von E. selbst nicht gezogenen Consequenz redet, sondern nur einen nicht völlig deutlichen Ausdruck der wirklichen Meinung des E. deutlicher fasst (ἔοικε βούλεσθαι λέγειν). — 3) und 4) in der Statuirung nur Eines κόσμος und der Einsprache gegen eine Trennung der Urstoffe. Für Beides gilt als Zeugniss Anax. fr. 13 Mull. οὐ κεχώρισται τὰ ἐν τῷ ἑνὶ κόσμῳ, οὐδὲ ἀποκέκοπται πελέκει· οὔτε τὸ θερμὸν ἀπὸ τοῦ ψυχροῦ οὔτε τὸ ψυχρὸν ἀπὸ τοῦ θερμοῦ. Wie man in der zweiten Hälfte dieses Satzes etwas gegen die Atomistik Gerichtete finden könne, ist mir unverständlich; Wärme und Kälte sind ja gar keine Eigenschaften der Atome. Warum aber nennt An. gerade nur das ψυχρόν und das θερμόν? Unzweifelhaft in Polemik gegen Anaximander. Nach ihm, und nur nach ihm sollte sich κατὰ τὴν γένεσιν τοῦδε τοῦ κόσμου das Warme von dem Kalten geschieden haben (ἀποκριθῆναι): s. Plutarch bei Euseb. pr. ev. I 8 u. s. w. (Zeller I 3, 194). Hiergegen wendet sich Anaxagoras. Ob er mit dem ἑνί gegen die Annahme mehrerer neben einander existirender Welten ausdrücklich protestiren wolle, scheint mir höchst zweifelhaft (aus fr. 10 Mull. entnahm schon Simplicius, dass Anaxag. neben unserer noch eine ἑτέραν τινὰ διακόσμησιν annehme; aber das mag unsicher sein); ein solcher Protest wäre übrigens, in diesem Zusammenhang, unzweifelhaft gegen Anaximander's Annahme von ἄπειροι κόσμοι gerichtet zu denken, von welcher Annahme man zahlreichen bestimmten Aussagen der Alten gegenüber unmöglich leugnen kann, dass sie bereits von Anaximander vorgetragen wurde (selbst wenn Anaximander wirklich — was ich nicht glaube — nur von unendlichen auf einander folgenden κόσμοι geredet haben sollte, so müsste man doch des Anaxagoras Protest — wenn ein solcher vorliegt — auf seine Ansicht beziehen: Anaxagoras leugnete dann eben die Möglichkeit des Unterganges und Neuentstehens des κόσμος und also mehrerer successiv vorhandener κόσμοι). — Wenn endlich Anaxagoras, seiner teleologischen Vorstellung gemäss, das Entstehen nach blosser τύχη oder εἱμαρμένη leugnete (wie späte Zeugen berichten), so haben wir absolut keinen Grund, hier an einen speciellen Protest gegen die atomistische ἀνάγκη zu denken; hierin stand ja Anaxagoras der gesammten älteren Philosophie entgegen. — Ich finde also

blossen Phantom zu verflüchtigen, so hat es in Wahrheit gar kein atomistisches System vor Demokrit gegeben; Alles, was uns über Leucipp's Lehrmeinungen mitgetheilt wird, fällt dem Demokrit, als dem wahren Verfasser des μέγας διάκοσμος, zu; und nun erst darf

---

keinerlei bestimmte Beziehung des Anaxagoras auf atomistische Lehren (welche allerdings wahrscheinlich nur die von „Leucipp" aufgestellten sein könnten); im Gegentheil will es mir schwer denkbar scheinen, dass Anaxagoras die vielen Absurditäten seines Systems (namentlich die unbegrenzte Theilbarkeit der Urkörper) nach dem Bekanntwerden der atomistischen Lehre habe vortragen können. — Eine polemische Beziehung des Melissus auf atomistische Lehren findet Zeller I 4, 557 in dem was nach Aristoteles gen. et corr. I 8 p. 325a, 2—16 ἔνιοι τῶν ἀρχαίων für die Einheit und Unbeweglichkeit des ὄν, gegen die Annahme eines κενόν und die Theilbarkeit, sowohl eine absolute als eine partielle, der ὄντα vorgebracht haben. Dass hier Aristoteles speciell den Melissus berücksichtige, ist nur eine Annahme Zeller's (Philoponus denkt vielmehr an Parmenides). Diese scheint eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu gewinnen aus den Schlussworten: ἐκ μὲν οὖν τούτων τῶν λόγων — ἓν καὶ ἀκίνητον τὸ πᾶν εἶναί φασι καὶ ἄπειρον ἔνιοι· τὸ γὰρ πέρας περαίνειν ἂν πρὸς τὸ κενόν. Denn die Annahme dass das Seiende „unendlich" sei, ist dem Melissus speciell eigenthümlich. Ich frage aber: wenn das ganze vorhergehende Raisonnement vom Melissus stammt, warum wird denn seine specielle Annahme mit einem solchen „ἔνιοι" von den vorher referirten Ansichten ausdrücklich unterschieden? Gerade aus diesem speciell auf Melissus hinweisenden Zusatz folgt ja auf das Bestimmteste, dass in dem Vorhergehenden nichts ihm allein Eigenes zu finden ist, sondern, dass dort nur das allgemeine Besitzthum der eleatischen Secte vorgelegt wird. Wenn in den Resten des Melissus die Annahme eines κενόν, einer Mehrheit der ὄντα und deren Bewegung bestritten wird, so geschah ja dasselbe schon bei Parmenides und Zeno. Eine specielle Bekämpfung der Atomistik würde sich auf diese Allgemeinheiten nicht haben beschränken können; da nun die Bruchstücke des Melissus keinerlei specielle Rücksichtnahme auf „Leucipp's" Lehren zeigen, so ist dies ein um so sichrerer Beweis dafür, dass Melissus von der Atomistik noch nichts wusste, weil er ja auf die δεικνύμενα der älteren φυσικοί ausdrücklich Rücksicht nahm (Simplic. ad Ar. Phys. f. 22b). Um sich aber vollständig zu überzeugen, dass Aristoteles an jener Stelle an keine nachträgliche Bekämpfung atomistischer Meinungen von eleatischer Seite gedacht hat, lese man nur das ganze Capitel de gen. et corr. I 8 im Zusammenhange. Da heisst es, nach jener Auseinandersetzung der eleatischen Negationen des κενόν und der Vielheit der ὄντα, diese Lehre widerstreite der αἴσθησις. Leucippus nun habe der αἴσθησις manches (κίνησις und πλῆθος τῶν ὄντων) eingeräumt, dagegen den τὸ ἓν κατασκευάζουσι zugegeben, dass ohne κενόν keine Bewegung möglich sei, auch dass das κενόν μὴ ὄν sei. Er nehme aber die Existenz dieses κενόν = μὴ ὄν an, daneben unzählige ὄντα, und deren ἁφή. Ist aus dieser Reihenfolge des Berichtes bei Aristoteles nicht bestimmt zu schliessen, dass er die eleatische Theorie, so wie er sie im Anfang des Capitels entwickelt hat, als die ältere, die atomistische Lehre als eine aus jener durch Polemik entwickelte darstellen will, in welcher gerade die Lehren, welche die Eleaten von vorne herein als undenkbar verworfen hatten, positiv aufgestellt und bekräftigt wurden? Ein unbefangener Leser wird die ganze Exposition des Aristoteles nicht anders verstehen können. — Die Zeit des Melissus ist übrigens nicht genau bestimmbar: auf ol. 84 setzt Apollodor seine ἀκμή ja nur wegen seiner Theilnahme an jener Seeschlacht 442; schwerlich wird er dem System des Apollodor den Gefallen gethan haben, damals gerade 40 Jahre alt zu sein. Er kann schon längere Zeit vor 442 sein Buch geschrieben haben (die ihn mit Parmenides oder mit Heraklit in Verbindung bringen, dachten ihn sich doch wohl vor 484 geboren). Dass „Leucipp", resp. Demokrit im μέγας διάκοσμος schon auf den, aus Melissus schöpfenden Gorgias Rücksicht nahm, habe ich oben aus Pseudoaristot. 980a geschlossen. — Endlich berichtet Theophrast bei Simplic. ad Aristot. Phys. fol. 6a (fr. 41 Wimmer), dass Diogenes von Apollonia in seiner eklektischen Philosophie u. A. auch dem Leucipp gefolgt sei. Das heisst, in Theophrast's Munde, weiter nichts, als dass Diogenes dem μέγας διάκοσμος manches entlehnt habe. Die Frage nach dem wahren Verfasser dieser Schrift wird hierdurch nicht gefördert. Denn die Zeit in welcher Diog. schrieb ist nicht genau bestimmbar; sicher ist einzig, dass er nach Anaxagoras schrieb, und nach 469: wie lange nachher, ist ganz ungewiss. (In Aristoph. Nub. 229 ff. kann ich eine specielle Anspielung auf Diog. so wenig finden wie Teuffel.) Ob er ein jüngerer oder ein älterer Zeitgenosse des Demokrit war, ist nicht auszumachen; ich glaube allerdings, dass er etwas jünger war.

man ihm den vollen Ruhm zusprechen, ein so bedeutendes und folgereiches philosophisches System wie es der atomistische Materialismus ist, aus der Kraft seiner eigenen Gedanken entworfen, und selbständig ausgeführt zu haben.

Der Präsident, Prof. Dr. Bücheler, dankt dem Redner für den Vortrag und verschiebt wegen vorgerückter Zeit den dritten in Aussicht genommenen Vortrag des Herrn Dr. Birt auf die folgende Sitzung. Darauf theilt er mit, dass in der von den Statuten vorgeschriebenen Präsidialsitzung am gestrigen Tage als Versammlungsort für die nächstjährige Versammlung Stettin allein in Vorschlag gebracht worden sei. Die Versammlung habe noch nie in der Provinz Pommern getagt, und da in diesem Jahre Trier im Südwesten die deutschen Philologen vereint habe, so müsse man nach dem bisherigen Gebrauche den Nordosten berücksichtigen. Als Präsidenten werden die Herren Gymnasialdirectoren Dr. Kern und Dr. Weicker vorgeschlagen. Prof. Dr. Müller aus Halle unterstützt die Vorschläge, indem er noch hervorhebt, dass Stettin bereit sei, die Versammlung aufzunehmen. Einstimmig wird hierauf Stettin zum Ort der XXXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner und die beiden genannten Herren zu Präsidenten erwählt.

Am Nachmittage um 2 Uhr brachte ein Extrazug die Hälfte der Festversammlung nach Nennig, um den grössten erhaltenen Mosaikboden daselbst in Augenschein zu nehmen. Um 3 Uhr fuhr der übrige Theil der Festgenossen mittels Extradampfbootes nach Igel zur Betrachtung des Grabmals der Secundinier. Während der Extrazug die Theilnehmer zur richtigen Zeit um 6½ Uhr zurückbrachte, konnte das Boot wegen plötzlichen starken Fallens der Mosel die Gesellschaft nicht nach Hause fahren und musste dieser Theil der Festgenossen auf den verschiedensten Wegen den Rückweg antreten. Abends 8 Uhr fand im grossen Casinosaale der Festball statt.

Vierte allgemeine Sitzung.

Samstag, den 27. September, Vormittags 10¼ Uhr.

Der Präsident, Director Dr. Dronke, eröffnet die Sitzung mit einigen kurzen geschäftlichen Bemerkungen in Bezug auf die Festfahrt nach der Marienburg. Präsident Prof. Dr. Bücheler verliest das Antworttelegramm des gelehrten Congresses zu Pompeji, sowie ein Telegramm der Herren Directoren Kern und Weicker in Stettin, welche mit Dank das ihnen übertragene Amt des Präsidiums der XXXV. Versammlung annehmen.

Es erhält das Wort Herr Privatdocent Dr. von Duhn aus Göttingen zu einem Vortrage: „Ueber zwei sitzende Frauengestalten im Museum Torlonia zu Rom", wobei er Zeichnungen und photographische Reproductionen der Versammlung vorlegte.

Da eine Wiedergabe des Vortrags ohne gleichzeitige Publication der — noch so gut wie unbekannten — Statuen selbst zwecklos wäre, die Zeichnungen aber Eigenthum des archäologischen Institutes in Rom sind, muss an dieser Stelle der Verweis auf die *Annali dell' Instituto* für das Jahr 1879 genügen, in welchen der Vortrag zwar in italienischer Form, aber sonst unverändert erscheinen wird.

An diesen Vortrag knüpfte Dr. v. Duhn noch einige Worte über einen bisher unbekannten Aphroditekopf im Pal. Caetani zu Rom (Matz, antike Bildwerke in Rom Nr. 797), welcher von dem Vortragenden zuerst bemerkt und seiner hohen Schönheit wegen allgemeinster Beachtung für werth gefunden wurde: um diese zu ermöglichen, hatte er die Abformung des Kopfes, mit gütiger Erlaubniss des Besitzers, veranlasst, und war bereits in der Lage, einen Abguss der Versammlung vor Augen zu stellen, sich zugleich bereit erklärend, Vermittlung von weiteren Abgüssen zu übernehmen.

Der Präsident, Director Dr. Dronke, dankt dem Vortragenden für seine Ausführungen und Bemühungen und ertheilt das Wort Herrn Privatdocenten Dr. Birt aus Marburg zu dem Vortrage:

Ueber den Begriff des Buchs bei den Alten.

Durch eine der grundlegenden Abhandlungen Ritschls und durch die daran anknüpfenden anderer Gelehrter sind wir allmählich zur Aufstellung und zur näheren Erkenntniss des Begriffs der antiken Zeile gelangt. Neben und über diesem Begriff der Zeile steht aber bei den Alten der Buchbegriff; denn die alte Litteratur bestimmte ihren Inhalt nicht nach Werken, sondern nach Büchern. Durch das äusserlichste Mittel der Zeilen- und Buchstabenzählung muss sich aber auch dieser Buchbegriff klarstellen und näher präcisiren lassen, und ich möchte mir erlauben über einen Versuch der Art Mittheilungen in kürzester Form zu geben, wobei freilich viel interessantes Detail, die Erörterung mancher einschlägigen Controverse einer andren Gelegenheit vorbehalten bleiben und bei Zahlennennungen oftmals ein abrundendes Ungefähr die umständlicheren Daten vertreten muss. Auszugehen aber hatte dieser Versuch nothwendiger Weise von den sechs bis sieben Jahrhunderten, die für diese Frage zunächst controlirbar sind, denjenigen, in deren Centrum das Augusteische Zeitalter steht.

Das Fragen nach dem Buchwesen scheint zunächst nur ein Fragen nach dem Uhrgehäuse, in dem das Werk der antiken Litteratur ging. Für das Verständniss der Schriftwerke scheint die Kenntniss von der Beschaffenheit der Bücher, in denen sie zuerst erschienen, noch um vieles gleichgültiger zu sein als für das Verständniss eines Gemäldes die Kenntniss der Leinwand, auf der es gemalt steht. Vielleicht indess hat doch auch hier der räumliche Formzwang formgebend auf den raumlosen Inhalt mit eingewirkt. Und der nachfolgende Ueberblick würde sich damit nicht nur an das antiquarische, sondern auch an das kunstgeschichtliche Interesse wenden.

Das Mittelalter hatte die antike Buchtheilung zu einem grossen Theil aufgegeben. Neueren Zeiten ist sie gleichwohl etwas durchaus Geläufiges. Und zwar theilt der moderne Schriftsteller auch ein mehrbändiges Werk in Bücher, und zwar oft so ein, dass Buch und Band nicht coincidiren: der Band kann in Bücher zerlegt werden; die Buchtheilung kann die Bandtheilung durchkreuzen. Weit entfernt identisch zu sein, entspricht der Band blos räumlicher Rücksicht, das Buch einem logischen Ordnungstriebe: das letztere ist uns nur ein tropischer Ausdruck für κεφάλαιον. Das heisst: unser abstracter Buchbegriff ist zwar modernisirte Antike; aber er ist zugleich missverstandene Antike. Freilich scheint die Frage vorerst noch zu stellen, an der Ritschl's Achtsamkeit unentschlossen vorüberging, ob denn wirklich schon die antiken Theilbegriffe βιβλίον und liber die nämliche Zweiseitigkeit hatten, wie der moderne, oder ob sie nicht vielmehr, aus der Beschaffen-

heit des Schreibmateriales erwachsen, einfach einer äusserlichen Raumtheilung entsprachen und zu einem Abstractum erst dann wurden, als der grosse Pergamentcodex die schmächtigen Papyrusrollen verschlang?

Es ist am einfachsten mit Fragen auf die Frage zu antworten. Warum lesen wir Platos Gorgias in einem Buch, den Staat nicht? Warum liegt uns Herodots Geschichtsepos in einer Neuntheilung vor, die die natürlichen Einschnitte der λόγοι nicht achtet und Zusammengedachtes auseinander wirft? Allen acht übrigen Landschaften in Hellas widmet die Periegese des Pausanias je ein volles Buch: weshalb hat sie die umfangreicheren elischen Alterthümer nicht gleichfalls in einem Buch beisammengelassen? Als unter den alexandrinischen Textrecensionen auch die Parthenien Pindars erschienen, weswegen stellte man die gleichartigen in mehrere βιβλία zusammen statt in eines? Ebenso, wer heute einem Mäcenas achtundachtzig Oden zu widmen hätte, würde doch durch nichts veranlasst sein daraus drei Bücher statt eines herzurichten, wie dies geschehen ist durch Horaz: denn für keines der Einzelbücher ist damit wirklich innere Selbständigkeit gewonnen und doch leidet dadurch die Zusammengehörigkeit der Sammlung, für welche eine Andeutung höchstens zu entnehmen war aus den zwei sich entsprechenden asklepiadeischen Posaunenstössen am Schluss und Anfang. Und um derlei billigere Fragen nicht zu häufen: was konnte der Anlass sein, dass Hieronymus Commentare wie den zum Ezechiel oder Jesaias bald zu vierzehn, bald zu achtzehn Büchern anscheinend willkührlich zerlegte, während doch der einheitliche Text der Propheten solche Gliederung nicht entfernt bedingte? Und die Lexikographen, warum, wenn sie theilen wollten, theilten sie nicht nach dem Alphabet, wie die mittelalterliche Epitome des Festus? Festus selbst, um Einen von Vielen zu nennen, hebt mitten im Buchstaben M sein dreizehntes Buch an; die Buchtheilung schneidet also ganz äusserlich ein. Und beim Verrius Flaccus zerfiel ein einzelner Buchstabe wie das P sogar auf mindestens fünf Volumina, so dass die Gesammtzahl der Volumina, welche sein Werk aufnahmen, möglicherweise hoch genug stieg, um den jüngeren Griechen Zopyrion-Pamphilos ihr Vorbild zu geben. Welch anderes Motiv ist für ein so sachwidriges Verfahren denkbar als die äusserlichste Raumnoth, die dem Schreibenden das Buchende abnöthigte?

Nicht für Pergament und Papyrus, wie Wachsmuth annimmt, sondern für Papyrus allein ist die antike Litteratur gedacht gewesen: chartae usu constat vitae memoria. Wofern nun die Papyrusrollen keine räumliche Unendlichkeiten waren, so waren sie für grössere Werke nothwendig ein Anlass zur Theilung: nun ist doch schwer vorstellbar, dass bei der Edition eines neuen Werkes die Bucheintheilung von der Vertheilung auf Rollen sollte verschieden gewesen und neben ihr her gegangen sein. Wir thun gut, die Bücher unsrer Texte für die Rollen der antiken Bibliotheken zu nehmen. Es spricht alles dafür, und es spricht nichts dagegen. Denn beide Homerpapyri, der von Bankes so gut als der von Harris, scheinen incomplet: es scheinen beim Buch Ω die äussersten drei, bei Σ die äussersten acht paginae weggerissen. Positive und hinlängliche Anschauung haben vor allem die Herculanensischen Rollen gewährt, die sich als Bücher Philodems oder Epicurs aufthaten. Desselben konnte und musste uns schon der Sprachgebrauch versichern: denn „volumen" heisst nur die Rolle und wird mit dem Buchbegriff doch vollkommen identisch gesetzt. Noch Isidor, zurückschauend auf das Alterthum, definirt in seiner Zeit ausdrücklich: codex multorum librorum est, liber unius voluminis.

Präsumiren wir vorerst, dass dieses volumen nur einen bestimmten Umfang hergab, so arbeitete also der antike Schriftsteller — seit der alexandrinischen Aera — bei grösseren Werken unter beständiger Raumrücksicht; und während die wirklich künstlerischen unter ihnen sich bemühen den Leser über das Aeusserliche dieses Raumzwanges hinwegzutäuschen, indem sie ebenmässig disponiren, in jedem Buch einen Haupttheil des gegliederten Ganzen sich erschöpfen lassen und an das Buchende einen gedanklichen Ruhepunkt oder aber einen poetischen Höhepunkt zu verlegen suchen, so machen dagegen die mechanisch Arbeitenden durchaus kein Hehl daraus, dass sie ein neues Buch nur anbrechen, weil der Platz im alten zu Ende geht. Athenaeus schliesst nicht nur öfters mit dem Hinweis, das ἱκανὸν μῆκος sei jetzt erreicht, sondern einmal hat er sogar die Freude wahrzunehmen, dass er ein τέλος οὐκ ἀνάρμοστον gewonnen. Martianus Capella wird bald durch die erlöschende Lampe und das Aufgehen der Morgenröthe zum Abschluss getrieben, bald aber auch einfach admonente spatio; ja, sein fünftes ist ihm so aufgeschwollen, dass das Eschatocollion kaum noch Raum genug hergiebt, um als Abschluss den Umbilicus hineinzunähen. Aus einer Reihe von Scriptoren der besten, wie der späteren Zeit liessen sich ähnliche Aeusserungen anfügen, die das μακρότερον τοῦ δέοντος verreden. Das Umgekehrte ist es, wenn der ältere Seneca zu seiner sechsten Suasorie noch eine siebente hinzufügt, damit seine drei Söhne gezwungen seien usque ad umbilicum das Buch aufzurollen und ihre Lernlust nicht auf weniger zu beschränken, als ein completes Buch beträgt. Oder wenn in Martials eilftem Buch auf der letzten Spalte noch leerer Raum für vier Zeilen geblieben war, der ehrliche Dichter aber seinen Käufer nicht mit einem Vacuum betrügen will und sich beeilt noch die vier Zeilen hinzuzudichten.

Also es gab für den Schreibenden eine Raumgrenze, die er nicht überschreiten mochte oder konnte, die er aber zugleich auch ganz auszufüllen bestrebt war: das Volumen — um bei dem Worte zu bleiben — war eben ein festes Volumen, welches durch ein Maximal- und ein Minimalmass seine Bestimmung fand. Freilich war das erstere durch wirkliche Nothwendigkeit keineswegs erzwungen: denn eine Rolle aus weichem biegsamen Stoff liess sich durch Ankleben natürlich sehr wohl auch bis ins Ungeheure verdicken; für den aber, der mit beiden Händen aufrollend lesen wollte, war ein Buch desto benutzbarer, je leichter es in den Händen lag. So fixirte sich, anscheinend erst seit der alexandrinischen Zeit, eine conventionelle Grösse, die περιγραφὴ αὐτάρκης, der modus destinatus; dabei war Accuratesse in der Gleichmässigkeit der Einzelbuchgrössen erwünscht, worin es wohl keiner weiter bringt als Plinius in seinen Briefen. Merkwürdig zu sehen ist es, wie sich der eifrige Hieronymus in Entschuldigungen vor seiner virgo Christi Eustochium nicht genug thun kann, wenn der ungefüge Stoff die Verszahl der Bücher ungleich ausfallen liess.

Denn nach Versen oder Raumzeilen bestimmt sich der Inhalt auch des Prosabuchs. Die Verssumme wurde gleicherweise in die Bibliothekscataloge und in das Exemplar selbst eingetragen, und aus beiden Quellen haben wir solche Summen erhalten. Ich kann betreffs der sogenannten Stichometrie an dieser Stelle kaum mehr als meine Voraussetzungen geben. Graux hat aus derartigen handschriftlichen Notizen erwiesen, dass der στίχος in Prosa innerhalb eines grossen Litteraturkreises eine ständige Grösse war, vierunddreissig bis siebenunddreissig Buchstaben betrug und also den Hexameter nachahmte. Es steht dies fest für die antiken Exemplare des Gregor von Nazianz und Eusebius unter

den Späteren, für die des Herodot und Isocrates und für die ἀττικιανὰ ἀντίγραφα des Demosthenes unter den Aelteren. Die nämliche Zeilengrösse hatte das Thucydidesexemplar, das Dionys las, die nämliche, wie ich hinzufüge, die Miloniana Ciceros, die Asconius las; die nämliche fand sich wohl auch in der Originalausgabe des Theopomp; wenigstens hat Theopomp selbst seine Prosazeilen mit dem Terminus ἔπη bezeichnet. Das einzig gebräuchliche freilich aber ist dies Mass keineswegs gewesen; schon der Hippocrates, den Galen benutzte, hatte sechs Buchstaben mehr auf der Zeile; diejenige, in der Josephos seine Antiquitäten edirte, war um sieben Buchstaben kürzer. Vor allem aber hat Graux den erhaltenen Papyri gegenüber sein Resultat sicherzustellen versäumt. Die poetischen unter ihnen weisen allerdings wirklich Hexameterzeilen auf: sonst aber erhebt sich kaum Eine der Herculanensischen Rollen über sechsundzwanzig Buchstaben. Dieser von Wachsmuth betonte und scheinbar unlösbare Widerspruch wird indessen schon abgeschwächt, wenn wir auf den ägyptischen Papyri, die meist Privatbriefschaften enthalten, die Breite von fünfunddreissig Buchstaben in der That öfters verwendet finden; sie steigt sogar häufig zu vierzig, ja sechzig, einmal sogar bis sechsundneunzig. Um das kurz zu sagen, was eine exacte Retractation des betreffenden Pliniuscapitels zu ergeben haben würde: die Manufactur stellte dem Buchschreiber des Alterthums über ein halbes Dutzend Sorten Schreibmaterials zur Verfügung, Sorten, welche sich an Güte, das ist aber nicht nur durch Färbung, Dünne und Glätte, sondern auch, und vor allen Dingen, durch die Breite ihrer Columnen unterschieden. Charta regia zu fast zehn Zoll Breite konnte nicht Jedweder aufwenden. Man muss sich hüten, dem Zufall, der uns in die Abschriftensammlung eines Campanischen Kleinstädters hineingreifen lässt, zu viel zuzutrauen: der Winkelepicureer hat seine Liebhaberei etwa in drittbester Qualität befriedigt. Für den grossen litterarischen Markt werden wir immerhin Normalexemplare von der Zeilengrösse der poetischen annehmen können und müssen; zu ihnen gehörten auch die ἀττικιανά; und es ist beruhigend zu sehen, dass unsere Handschriften eben auf solche beste Exemplare zurückgehen.

Könnten wir in eine antike Buchtaberne eintreten, so würden wir wohl, wie heute hier Folio und dort Octav zusammensteht, die Buchrollen getrennt liegen finden nach Umfang und Schwere. Von dem kleineren und geschmückteren Format verscheucht uns zunächst die Masse der Käufer und Neugierigen. Die grossen Rollen liegen weniger umworben: es sind die prosaischen, es sind die wissenschaftlichen Werke. Der Kauflustige kann sich aus der Zeilenzahl den Preis berechnen. Zweitausend Zeilen ist das übliche Mittelmass, Philodem περὶ ποιημάτων, Quintilian, Strabo, Symmachus, Cicero, Demosthenes' ἀττικιανὰ und die Mehrzahl. Es sind das handliche Durchschnittsexemplare. Einige von ihnen haben freilich die Eleganz weiter getrieben und halten sich um die Zahl fünfzehnhundert. Andere, aber nicht allzu viele, haben, von der Colossalität ihres Stoffs überwältigt, zu einem grösseren Format ihre Zuflucht genommen: schon Philodem bietet mehrfach dreitausend, einmal viertausend; so hoch auch steht Nepos und später Origines; Diodor klimmt noch achthundert höher und den Gipfel hält Polyb mit fünftausenddreihundert, ihm gleich kommt einmal Tertullian und einmal Charisius. Es besteht nun zwar solches Polybiusbuch aus nicht mehr als hundertundsechsundzwanzig Selides; dennoch aber scheint sein Umfang schon für abnorm und für unziemlich gegolten zu haben: denn wenn Pausanias die viertausend Zeilen seiner Arcadica noch nicht, wenn er dahingegen die fünftausendzweihundert seiner Eliaca in der That zu zwei Raumeinheiten zu zerlegen für

nöthig fand, so bezeichnet er damit, wo nach seiner Anschauung für den Schriftsteller die eigentliche Grenze des Möglichen gelegen habe. Andere übrigens verfuhren anders. Es konnte vorkommen, dass auch noch nach getroffener Disposition der Stoff ein einzelnes Volumen unvorhergesehen überfüllte und sprengte: so zu erklären ist, dass wir dies oder jenes Philodem- oder Pliniusbuch ausnahmsweise geradezu auf zwei Rollen umgeschrieben sehen, aber nicht ohne einen ausdrücklichen Vermerk über diese exceptionelle Thatsache im Titel: τῶν εἰς δύο τὸ πρότερον, τὸ ὕστερον. Ebenso hatte auch Velleius sein Geschichtscompendium nur als ein Buch concipirt und abgefasst, wie er uns wiederholt selbst sagt: dasselbe ist aber um seiner Uebergrösse willen umgeschrieben worden auf zwei Rollen, und diese hat dann schon das Alterthum irrthümlich für zwei Bücher genommen.

Und von selbst versteht es sich endlich und schon das berührte Schicksal des Velleius kann es uns illustriren, dass auch der prosaischen Monographie die nachgewiesenen Maximalgrenzen gesteckt gewesen. Eigenthümlich der Monographie ist nur, dass sie willkührlich klein auftreten konnte. Denn der Stoff konnte hier oft früher als das Volumen zu Ende gehen. Ein Miniaturbuch von zweihundert Zeilen hat Tertullian ad martyres geschrieben; nicht viel mehr wusste die Hetäre Gnathaina in ihren Tischregeln vorzubringen; daneben stellen sich Luciandialoge oder das Claudiuspamphlet des Seneca. Nur aus Mangel an Ereignissen zu erklären war es, wenn Cäsar über das dritte Jahr seines gallischen Kriegs nicht mehr als sechshundert Zeilen nach Rom zu berichten wusste; seine Commentare sind eben als μονόβιβλοι erschienen und aufzufassen.

Und schreiten wir jetzt über das eine oder andere fragwürdige Schriftwerk und über die Epistolographen, die in der Mitte stehen, hinweg von der Prosa zu den Poeten hinüber, so ist da zunächst und unmittelbar derselbe Unterschied wahrzunehmen: nur die μονόβιβλοι haben ein solches Minimalmass wie der Culex, Horaz' Ars, die Panegyrici, die Pseudo-Phocylidea. Ganz abnorm als liber paucorum versuum versteckt sich dazwischen des Horaz' Säcularlied. Für gewöhnlich sind so winzige Stücke litteraturfähig nur geworden als zusammengefügte Theile eines Normalbuchs. Allerdings gilt nicht nur Eleganz der Ausstattung, sondern vor allem eine gewisse Kleinheit des Formates, viel mehr noch als heute, für das Gedichtbuch der Alten als obligat. Es will graziös und leicht sein. Oder es will — nach Martial — nicht corpulenter sein als sein eigener Umbilicus. Lassen wir uns sämmtliche Rollen aus den massgebenden Jahrhunderten durch die Hände gehen, so finden wir sie durchweg halb so stark als die prosaischen, sie halten sich zwischen siebenhundert und eilfhundert Versen; Callimachus ging in seinen Aitia mit seinem Maximum tausend voran. Nur Apollonius von Rhodos, Lycophron oder Lucrez steigen gelegentlich etwas höher, das didaktische Epos mehrfach planmässig niedriger; für letztere Erscheinung ist der Grund nicht schwer zu errathen. Und beiläufig und unerwartet: inmitten dieser Poeten entdecken wir nun auch noch den einen und anderen prosaischen Didaktiker, hier finden wir den Vitruv, den Pomponius Mela: um die minder schmackhafte Speise durch ein einladenderes Aeussere zu empfehlen, ist auch von ihnen die Form des Gedichtbuchs gewählt. Und Aelian liegt dicht daneben; er hat dasselbe zu affectiren verstanden.

Einige Schlüsse ergeben sich unabweislich. Beim Phaedrus, von dem etwa ein Drittheil erhalten ist, beim Properz, bei Vergils Catalepton kann ich nicht verweilen, noch auch beim Tibull, dessen zweites Buch im Alterthum mit Lygdamus eine einzige

Rolle ausmachte, wie wir durch glücklichen Zufall aus den Excerpten erfahren; eben daher weiss auch jener codex Santenianus des 9. Jahrhunderts von nicht mehr als zwei Tibullbüchern. Für einige grössere Gedichtcomplexe aber ergiebt sich eine umständlichere Textgeschichte. Habent sua fata libelli: zunächst hat Terentianus Maurus diesen Satz an sich selbst zu erfahren gehabt: die Lachmann'sche Analyse indessen macht eine Besprechung seines unordentlichen Nachlasses an dieser Stelle überflüssig. Mit demselben Postulat treten wir an Theocrit, an Catull, an die Heroidenbriefe Ovid's heran. Diese Sammlungen schützen sich nicht etwa gegenseitig. Denn sobald man gleich den ersten, den Theocrit auch nur leise anfasst, zerbröckelt er unter der Hand sofort. Sachliche Erwägungen aber, in dem Sinne der von Ahrens trefflich angebahnten, helfen die nothwendige Originalbuchform ungezwungen bei ihm erfüllen. Viele Handschriften stellen die Pharmakeutriai an den sehr unnatürlichen Platz nach dem ersten Idyll, eine Reihe guter Handschriften dagegen vielmehr neben die Nummern 13 und 14, neben die Adoniazusen und den Kyniskos: die Wahl des Richtigen kann für uns nicht schwer sein, denn zu den Nachahmungen Sophrons gehört das Gedicht ja in der That. So aber erhalten wir am Anfang der Sammlung zehn rein bukolisch ländliche Idyllien, die in den sonst so ungleichen Auslesen der Byzantiner constant zusammen bleiben. Suidas' Schriftencatalog vereinfacht die Sache; denn er besagt, nur ein einziges Werk des Theocrit sei sicher echt, die Bucolica: also βουκολικὰ lautete die inscriptio des Werkes, ein Titel, der für den gesammten buntscheckigen Theocritnachlass ganz gewiss nicht gegolten haben kann; um so weniger, als einzelne Stücke dieses Nachlasses unverkennbar anderen Titeln zugehören. Wir haben die Pflicht, das Werk Bucolica aus unserm Material versuchsweise zu reconstruiren. Dazu bieten sich jene zehn ersten Idyllien ungemein natürlich. Sie müssen ursprünglich als ein einzelnes Buch normalen Umfangs von Theocrit selbst edirt gewesen sein, vermuthlich so, dass nicht der Kyklops, sondern N. 9 mit dem Epilog an die Musen μάλα χαίρετε den Schlussplatz einnahm. Die Zehnzahl wird uns durch Servius ausdrücklich bestätigt, in der Syrinx δεκάφωνος ist dieses Buch symbolisch dargestellt worden, und Vergil hat sein Streben, der Theocrit der Römer zu sein, auch auf das Aeusserlichste des Umfangs ausgedehnt: er componirte sein Buch gleichfalls aus zehn Nummern. An diese vollständigen Bucolica hat dann — noch vor Marianos — ein später Redactor, vermuthlich Eratosthenes scholasticus, derselbe, der auch die argumenta completirte, eine Auslese aus den übrigen, mindestens neun Büchern angehängt, die unter Theocrits Namen gingen, aus dem Buche ὕμνοι nur ein Stück, drei aus dem Buche μέλη (denn ἐπικήδεια μέλη sind zwei Titel), die Fischer oder gar mehreres aus den ἑλπίδες, übrigens aber auch weitere Erzeugnisse der Hirtenpoesie, das heisst unechtes, das heisst Moschisch-Bionisches Gut: eine Hauptschuld an der Verwirrung der bukolischen Autoren trägt muthmasslich jene ἄθροισις des Artemidor, welche ähnlich gedacht ist wie des Iulius Florus etwa gleichzeitige Satirenauslese. Die Lenai, Megara und Europa aber sind, wie ich glaube, aus dem Buche ἡρωΐναι ausgezogen, von dem etwa auch die Προιτίδες nur ein Theil waren, dessen Theocriteischen Ursprung aber Suidas mit Recht in Zweifel zieht: denn es gehörte dem Moschos.

Gegen die Einheitlichkeit des Catullbuchs ist in letzter Zeit, wenn gleich ohne durchschlagende Begründung, schon von zwei Seiten Zweifel erhoben worden. Ausgelassen hat der übrigens nicht ungeschickte Anordner dieser Sammlung nachweislich nur drei Stücke. Denn dass Plinius auch eine Catullische Nachahmung der Pharmakeutriai Theo-

crits kannte, hat Peiper nicht glücklich hinwegzuinterpretiren versucht. Mir ergiebt sich zunächst folgende Gewissheit. Catull hebt an mit einem Widmungsgedicht an Nepos; diese Widmung können wir, da uns nur ein liber Catulli vorliegt, nur von dieser ganzen Sammlung verstehen; das ist aber nachweislich falsch. Denn Catull nennt das Buch, das er dem Nepos schenkt, libellus: uns aber liegt ein grandissimus liber vor. Zweitens nennt Catull den Libell lepidus: wer da glaubt, so könnten zugleich auch Gedichte wie die Hymenaeen, der Plokamos und die Nuptiae prädicirt worden sein, der hat das Kunstbewusstsein der Poeten alexandrinischer Schulung und ihre Schätzung des doctum poema sich bewusst zu halten vergessen. Drittens aber sind es gar nugae, sind es ineptiae, die dem Nepos gewidmet werden: Catull würde sich mit Recht entrüstet haben, hätte er erlebt, dass auch die Elaborate seines sauersten Dichterfleisses für Possen und Bagatell genommen werden könnten. Wir sind durchaus gezwungen bei N. 60 den Abschluss des Buches an Nepos anzusetzen. Einiges, wenn auch weniges aus ihm ist verloren, die Anordnung ist hie und da nicht die ursprüngliche. Für eine zweite Gewissheit halte ich, dass die Nuptiae Pelei et Thetidis als Epyllion eine monobiblos gebildet haben; dies lehrt die Analogie der Hecale, des Culex und ähnlicher Gedichte; auch als solche sind die Nuptiae das Vorbild gewesen für die Ciris, und nicht anders wird der Glaukos des Cornificius, wird die Io des Calvus, gleichzeitige Nachdichtungen aus dem Callimachus, erschienen sein. Es bleiben sodann für den Rest des Catull Vermuthungen übrig. Zunächst ist von den grösseren Kunstdichtungen, die der Anordner in die Mitte geschoben, nicht wahrscheinlich, dass sie sämmtlich monobibla waren; ebenso wenig die entsprechenden Poesien des Calvus und Ticida. Die Epigramme am Schluss sodann scheinen der Herstellung einer Bucheinheit sehr entgegen zu kommen. Nun beweist aber N. 76 Si qua recordanti, das letzte Scheidewort an Lesbia, dass diese Epigramme, nicht exclusiv gedacht, auch Elegien unter sich duldeten; andererseits gehört die ianua ihrem Ton und Charakter nach durchaus zu den Epigrammen. Also scheint sich die ianua nebst der Laodamia-Elegie, das ist: der ersten Begegnung mit Lesbia, und dem abschlägigen Epistolium an Mallius eng an die Schlussgruppe anzuschliessen, und ich folgere, dass vier Bücher von Catull ausgingen: erstens ein Hendecasyllaborum liber ad Nepotem; zweitens die Nuptiae; drittens ein Miscellanbuch von Gedichten höherer Gattung, zu vergleichen den Silven des Statius, jedes mit eigener Ueberschrift versehen, enthaltend zwei Hymenaeen, den Plokamos, die Atthis und die Nachahmung der Pharmakeutriai; und endlich viertens ein rein distichisches Buch, an dessen Eingang jetzt die ianua. Sämmtliche Bücher haben so legitime Grösse, doch aber zugleich noch Raum genug offen für die Annahme, dass der Redactor unseres Textes nicht Alles aus ihnen herübergenommen.

Für wen aber im Catull und im Theocrit die Spuren der ursprünglichen Buchgrenzen offen liegen, für den ist betreffs der Ovidheroiden und ihrer viertausend Verse die Entscheidung erleichtert. Die inscriptiones der Einzelbücher konnten hier ebenso wegfallen wie in Handschriften des Juvenal oder der Senecabriefe. Dass aber das Originalwerk durch umgestaltende Hände hindurch gegangen, verräth schon die unechte, eingeschobene Sappho. Eine methodische Kritik hat hier nicht nur antikes Buchformat zu restituiren, sondern genauer das Ovidische Format, welches uns aus sechsunddreissig Ovidbüchern geläufig ist, und die Heroidenfrage wird ins Reine nicht gebracht werden, so lange man sich nicht entschliesst dies äusserlichste Postulat auf das Vorhandene anzuwenden.

Es ergiebt sich als wahrscheinlich nach wiederholter Prüfung nur eine Combination, die von drei Büchern zu je fünf Heroiden, eine Theilung, die ich unter der Voraussetzung gleichmässiger Echtheit der ersten vierzehn Briefe und als eine Bestätigung für diese Echtheit bei einer früheren Gelegenheit ausgeführt habe. Die Frage aber, wann die sechs nicht zugehörigen Schlussbriefe angehängt worden seien, hängt mit der Frage zusammen, wann überhaupt grössere Gedichtcomplexe sich zu bilden anfingen. Es war das die Zeit, als der geräumigere Pergamentband neben der Papyrusrolle zu wirklich literarischer Gültigkeit durchdrang. Prudentius περὶ στεφάνων scheint das erste sichere Beispiel, dass ein Gedichtbuch für den Umfang von über dreitausend Versen componirt wurde. Auch andere Indicien verweisen uns, wie es scheint, auf seine Zeit. Somit hat Catull wenn nicht dem Ausonius, so doch schon dem Macrob und Martianus Capella in seiner heutigen Fassung vorliegen können. Das heisst, nicht früher als das Ende des vierten Jahrhunderts wird man die Entstehung der drei analysirten grossen Gedichtsammlungen ansetzen dürfen. Nicht früher kann auch jener Theocriteer Eratosthenes „scholasticus" gelebt haben, dessen Theocritcorpus hundert Jahre später Marianus scholasticus nicht sehr viel vollständiger, als es uns jetzt vorliegt, in Jamben umsetzte. Und nicht früher scheinen endlich die Briefe des Paris, des Leander und des Acontius in das Heroidencorpus gerathen zu sein. Es ist von Wichtigkeit auch auf den Titel des Werkes zu merken. Epistulae inscribiren unsere Handschriften, Priscian oder seine Quelle dagegen vielmehr noch Heroides „die Heldinnen". Das heisst: das antike Exemplar charakterisirte sich noch durch den Titel Heroiden, weil es wirklich eine Zusammenstellung war ausschliesslich weiblicher Gestalten, als aber die Briefe von Männern hinzukamen, war man verständig genug, das geschlechtslose Epistulae an die Stelle zu setzen.

Kennenswerther aber und leichter zu überblicken als sein Verfall ist die erste Periode des alten Buchwesens: die grosse Zeit der voralexandrinischen Klassiker. Hörten wir auf Plinius, so müssten wir glauben, ihnen sei das Schreibmaterial des Papyrus nicht bekannt gewesen und dasselbe sei erfunden worden in Alexandria. Diese Behauptung zu verneinen ist nicht schwer, dankenswerther vielleicht aber, sie, wenn auch nur theilweise und hypothetisch, zu erklären und auf das minus eines Missverständnisses zurückzuführen: ihre Entstehung wird wenigstens begreiflicher, falls irgend ein anderer bedeutsamer Einfluss auf das Papyrusbuchwesen modificirender Art von Seiten der alexandrinischen Fachmänner in Wirklichkeit Statt gehabt hatte. Und allerdings scheinen für jene Klassiker der voraufliegenden Zeiten, wenn auch zunächst nur für einen beträchtlichen Theil von ihnen, wesentlich andere und wesentlich primitivere Verhältnisse zu gelten. Man zerlegte Schriftwerk und Rolle noch nicht, sondern beide wuchsen gemeinsam zu Riesenconvoluten an. Die uns vorliegende Buchtheilung — die übrigens nirgends das von mir festgestellte Zeilenmaximum überschreitet — ist in ihre Texte erst durch nachträgliche philologische Redaction eingeführt worden. Für den Homer wird dies ziemlich allgemein angenommen, und bei Bergk's Dissens vermisse ich eine discutable Begründung. Zuverlässig oder glaubhaft scheint Folgendes. Beim Xenophon, bemerkt Laertius Diogenes, beliebten die Einen diese, die Anderen jene Buchtheilung: so standen insbesondere Xenophons Hellenica bald in sieben, bald in neun Büchern. Schon hier wird man zu schliessen sehr geneigt sein, dass also Xenophon selbst gar nicht getheilt hatte. Vom Thucydides aber wissen wir nicht nur, dass er sowohl in acht, als neun, als auch in dreizehn Büchern existirte,

sondern der Scholiast merkt ausdrücklich an, ursprünglich habe jede Buchtheilung gefehlt. Natürlich giebt sich ferner die Annahme, dass erst Andronikos von Rhodos, wenn er die Pragmatien des Aristoteles und die des Theophrast eintheilte, ihnen damit zugleich und vor Allem auch ihre Buchzahl bestimmt haben müsse: und dies scheint Aristoteles selbst bestätigen zu wollen, wenn er in einem Selbstcitat seine vierbücherigen Meteorologica als ein einziges βιβλίον aufführt. Aristophanes hatte in seinen Trilogien den Staat und die Gesetze Platos je einem Buche gleichgesetzt, die Tetralogien Thrasylls haben es ihm nachgethan, und der Urheber jener Nachricht, dass Philippos, der Verfasser der Epinomis, zugleich auch den Nomoi ihre Buchtheilung gegeben, setzte, wenn selbst die Nennung Philipps nur auf seiner eigenen nahe gelegten Combination beruhte, doch das Fehlen einer solchen Theilung jedenfalls für den Plato voraus. Erst so werden ferner die zehn riesenhaften τόμοι des Antisthenes, erst so die sonstigen Dialogsammelbücher der Sokratiker begreiflich, die uns Diogenes aus alten Katalogen kennen lehrt. Beim Cicero gilt das Originalexemplar der Thebais des Antimachus als eine einzige Rolle, eine Analogie für den Homer. Und ebenso las noch Santra in der ursprünglichen Form von einem Volumen das ganze bellum Poinicum des Naevius, welches Lampadio schon vorher zu vollen sieben Volumina hatte auseinander schreiben lassen: man sieht, noch nicht Naevius, sondern Ennius ist es, der zuerst von Rom aus mit dem alexandrinischen Literaturmarkt die Berührung eingeleitet.

Darf man dies für Thatsachen nehmen und sodann ihre Giltigkeit verallgemeinern, so erklärt sich zunächst eine Aeusserlichkeit: die vorliegenden Bücher dieser alten Scriptoren sind an Zeileninhalt öfters unter sich ungleicher, sie sind öfters ungebührlich klein: der Hersteller der Theilung war eben dem Zufall ausgesetzt und schnitt da ein, wo es für den Sinn am leidlichsten anzugehen schien. Auf dem Bewusstsein hievon beruht z. B. ohne Frage beim Aristoteles die anscheinend paradoxe Bezeichnung der ἠθικὰ μεγάλα und ἠθικὰ μικρὰ Νικομάχεια: denn die zwei Einzelbücher der grossen Ethik übertreffen die zehn der kleinen in der That um mehr als das Doppelte. Eine Reihe ähnlicher Titel werden nach dieser Analogie zu deuten sein, und neben der scharfsinnigen Erklärung, die uns gestern von den Demokriteischen μέγας und μικρὸς διάκοσμος gegeben worden ist, möchte ich die Möglichkeit doch wenigstens offen halten, dass jene Epitheta auch hier nur durch eine auffällige Verschiedenheit des Umfangs veranlasst worden waren. Es erklärt sich zweitens, warum kein Einziger dieser Alten bei Buchschlüssen oder Selbstcitaten die Buchtheilung auch nur je mit einem Wort berührt und sich ihrer bewusst zeigt, während doch so viele Spätere und an ihrer Spitze Polybius in diesem Punkt strenge Sorgfalt und Deutlichkeit für ihre Pflicht halten. Endlich und vor Allem aber erklärt sich uns ein inhaltlicher Artunterschied der vor- und der nachalexandrinischen Autoren. Bei den Ersteren — und wohl am augenfälligsten beim Herodot — befinden sich häufig, bei den Letzteren kaum jemals die Buchtheilung und die logische Sachordnung im Widerstreit; bei den Einen ist mehrfach nicht, bei den Anderen ist meistens der Buchschluss auch ein nothwendiger Gedankenschluss. Die Arbeitsweise hier und dort ergiebt sich als eine wesentlich verschiedene. Und diese Verschiedenheit als eine künstlerische. So wie ein Maler für eine architektonisch zertheilte Wand anderes und anderes erfindet für eine Wand einheitlich grosser Flächenweite: so componirt der klassische Prosaiker grosse Werke nur als Ganzes, der Jüngere zugleich auch noch buchweise. Hier macht das Bild den Rahmen,

dort macht der Rahmen das Bild. Auf der Grenzscheide beider Perioden aber steht des Callimachus einfache und deutliche Gleichung μέγα βιβλίον μέγα κακόν. Indem zu Alexandria aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Lesers kleinere Rollen und Rollentheilung Regel wurden, ist daraus für die Literatur eine Formwirkung bedeutsamer Art, es ist daraus ein Zwang erwachsen nicht nur zu logischer Zerlegung des Stoffs, sondern auch zu räumlicher Ausgleichung der logischen Theile. Und dieser Zwang hat wohl noch weit über das Alterthum erziehend hinaus gewirkt. Denn wir sind im Stande die Zufriedenheit dessen zu beneiden oder zu theilen, der an rechter Stelle sagen konnte: iam teneat nostras ancora iacta rates.

Nachdem Präsident Director Dr. Dronke noch den Dank dem Vortragenden ausgesprochen, folgen die Referate über die Verhandlungen der einzelnen Sectionen. Es erstatten Bericht über die Verhandlungen

der pädagogischen Section: Director Dr. Dronke;
der orientalischen Section: Herr Prof. Dr. Gildemeister;
der deutsch-romanischen Section: Herr Prof. Dr. Wilmanns;
der archäologischen Section: Herr Museumsdirector Dr. Hettner;
der philologischen (kritisch-exegetischen) Section: Herr Prof. Dr. Usener;
der mathematischen Section: Herr Director Dr. Renvers.

Präsident Director Dr. Dronke bedauert, einige Worte zum Schluss: „Ueber das Verhältniss zwischen Universität und Schule“ wegen vorgerückter Zeit nicht mehr sprechen zu können; er fragt, ob noch ein Mitglied das Wort vor Schluss wünsche.

Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) dankt im Namen der Versammlung dem Präsidium für die Mühewaltung, den Comité's und den Bewohnern der Stadt Trier für die freundliche Aufnahme und bringt ein Hoch auf Vaterland, Kaiser und die gastliche Stadt Trier.

Director Dr. Dronke: Indem ich für Ihre freundliche zahlreiche Theilnahme an der XXXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sowie für das Wohlwollen, womit Sie unsere Bemühungen unterstützt und das Gebotene angenommen haben, den Dank des Präsidiums hiermit ausspreche, erkläre ich die XXXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Nachmittags 2 Uhr brachte ein Extrazug die meisten Festgenossen nach Station Bullay, von wo aus der lieblichste Punkt des Moselthales, die Marienburg, besucht wurde.

Verhandlungen der Sectionen.

Pädagogische Section.

Vorsitzender: Realschuldirector Dr. Dronke aus Trier.
Stellvertreter: Gymnasialdirector Dr. Uhlig aus Heidelberg.

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 24. September 11¼ Uhr im Turnsaale der städtischen höheren Töchterschule.

Der interimistische Geschäftsführer Realschuldirector Dr. Dronke eröffnet die äusserst zahlreich besuchte Versammlung um 11¾ Uhr mit folgenden Worten: Hochverehrteste Herren! Indem ich Sie alle hier in diesen Räumen herzlichst willkommen heisse, muss ich zunächst motiviren, wesshalb ich dem bisherigen Gebrauche entgegen als zweiter Präsident der ganzen Versammlung und gleichzeitig als einer der jüngsten Collegen aus dem grossen Kreise rheinischer Directoren hier an dieser Stelle stehe und statt so manches würdigeren und in der Leitung von so bedeutenden Versammlungen auch erfahrenern Mannes diese wichtige Section eröffne. Aber, meine Herren, ich folgte nur dem Gebote der eisernen Nothwendigkeit, als ich als interimistischen Geschäftsführer der pädagogischen Section meine Wenigkeit auf dem Programme bezeichnete. Bei der Uebernahme der Geschäfte des Platzpräsidenten, die mir der Arbeit mehr als genug brachten, hatten Herr Geheimrath Prof. Dr. Bücheler und ich die Hoffnung, dass Herr Provinzial-Schulrath Dr. Höpfner, der seiner Stellung wie seiner reichen Erfahrung und seinen so liebenswürdigen Umgangsformen nach für diese Stellung besonders geeignet schien, das Amt eines Vorsitzenden der pädagogischen Section übernehmen werde. Auf die Bitte des Präsidiums erklärte sich derselbe auch zu der Annahme bereit und unterzog sich trotz seiner vielen und schwierigen Amtsgeschäfte der übernommenen Aufgabe mit hingebendem Eifer. Leider zwang ihn aber die neue Bürde, die sich in Folge der Erkrankung seines zum Bedauern der ganzen Provinz so früh verschiedenen Collegen, des Herrn Provinzial-Schulrathes Dr. von Raczek, auf seine Schultern häufte, Ende Juni die Stellung als Vorsitzender der pädagogischen Section wieder niederzulegen. Die sofort mit dem in der Pädagogenwelt wohlbekannten und ältesten Mitgliede des rheinischen Directorencollegiums begonnene Unterhandlung um Uebernahme des Vorsitzes führte leider zu einer reinen Ablehnung des Präsidialwunsches. Da auch eine weitere privatè Anfrage zu keinem Resultate führte, so stand das Präsidium vor folgender Alternative: entweder übernahm ich zu den Präsidialgeschäften das Amt eines interimistischen

Vorsitzenden der pädagogischen Section, oder der Druck und die Versendung des Programmes musste bis nach Gewinnung eines Vorsitzenden verschoben werden. Da nun die höchste Zeit zur Absendung des Einladungsprogrammes herangerückt war — sollte dasselbe noch so frühe den Professoren und Lehrercollegien zugehen, dass rechtzeitig Entschluss über Besuch der Versammlung gefasst werden konnte, — so entschloss ich mich nach eingehender Besprechung mit mehreren massgebenden Persönlichkeiten die Verwaltung des Vorsteheramtes für die pädagogische Section zu übernehmen.

Nun, meine Herren! die Sache schien sich ungemein leicht und angenehm zu machen; denn es wurden so zahlreiche Vorträge und Thesen angemeldet, dass ich für Sammlung von Stoff für die Verhandlungen keine Sorge zu tragen für nöthig fand. Es hatten angemeldet: Herr Prof. Dr. Jürgen Bona Meyer (Bonn): „Ueber wahre und falsche Concentration des Unterrichtes"; Herr Hofrath Dr. Perthes (Davos): „Ueber den lateinischen Unterricht in den unteren Klassen"; Herr Prof. Egenolff (Mannheim): „Ueber die griechische Grammatik Melanthon's"; Herr Realschuldirector Dr. Steinbart (Duisburg): „Ueber die Unmöglichkeit der Einheitschule"; Herr Realschuldirector Spangenberg (Wiesbaden) und Dr. Schulz (Harburg): „Ueber Einführung der Infinitesimalrechnung in die Prima der Realschule erster Ordnung"; Herr Prof. Dr. Brand (Bielitz): „Wie könnte die angebliche Ueberbürdung der Gymnasiasten auch bewiesen werden?" Da diese Themata unmöglich neben der Besichtigung der gleich zu erwähnenden Lehrmittelausstellung zugleich alle abgehandelt werden konnten, so glaubte ich, obschon ich mich als interimistischer Geschäftsführer im Allgemeinen zur Ablehnung einer Anmeldung nicht berechtigt hielt, doch weitere Themata trotz ihres allgemeinen Interesses (wie z. B. „Die sociale Stellung der Lehrer") a limine zurückweisen zu müssen.

Leider, meine Herren, hat sich dieses Bild der Fülle in den letzten 14 Tagen völlig verwandelt; statt des Ueberflusses an Material ist beinahe Mangel eingetreten. Herr Hofrath Perthes ist leider wieder so leidend, dass ihm die Aerzte es untersagt haben, Davos zu verlassen; Herr Prof. Dr. Jürgen Bona Meyer kann nach einer mir indirect zugekommenen Mittheilung seine Badecur nicht unterbrechen; die Herren Dir. Spangenberg und Schulz haben ihr Ausbleiben vor wenigen Tagen entschuldigt, und so sind uns für unsere Tagesordnung neben der Besichtigung der Lehrmittelausstellung nur die drei Themata verblieben: „Ueber die griechische Grammatik Melanthon's" von Herrn Prof. Egenolff; „Ueber die Unmöglichkeit der sogenannten Einheitschule" von Herrn Director Dr. Steinbart, und „Wie könnte die behauptete Ueberbürdung der Gymnasiasten auch bewiesen werden?" von Herrn Prof. Brand. Ich bitte Sie nunmehr zur Constituirung schreiten zu wollen, indem Sie zunächst Vorschläge für den Vorsitzenden machen.

Durch Acclamation wird Realschuldirector Dr. Dronke aus Trier gewählt, der die Wahl unter dem Ausdrucke seines Dankes annimmt. Zum stellvertretenden Vorsitzenden wird sodann Herr Gymnasialdirector Dr. Uhlig aus Heidelberg gewählt, der von dieser Wahl von Director Dr. Dronke unterrichtet werden soll, da er nicht anwesend ist.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden zu Secretären ernannt die Herren: Prof. Dr. Brand aus Bielitz, Gymnasiallehrer Wingen aus Trier, Realschullehrer Dr. Wiedel aus Cöln.

Der Vorsitzende macht hierauf den Vorschlag die Tagesordnung so festzusetzen, dass zunächst der Vortrag des Herrn Prof. Egenolff entgegengenommen, dann in die

Discussion der Steinbart'schen Thesen eingetreten würde, um dann am Freitage die Lehrmittelausstellung zu besichtigen und am letzten Tage den von Herrn Prof. Dr. Brand angeregten Fragen näher zu treten.

Nach einer kurzen Discussion, in der namentlich die Herren Geheimrath und Provinzial-Schulrath Dr. Schrader (Königsberg) und Prof. Rector Dr. Eckstein (Leipzig) den Präsidialvorschlag unterstützen, wird derselbe durch Stimmenmehrheit genehmigt.

Vorsitzender Director Dr. Dronke: Meine Herren! Die Buchhandlung von J. Lintz dahier hat im Einverständniss mit dem Präsidium der XXXIV. Versammlung deutscher Philologen und Pädagogen für die Dauer unserer Versammlung eine Ausstellung von Lehr- und Lernmitteln für die höheren Schulen veranstaltet; bei Auswahl und Aufstellung war dem genannten Herrn eine Commission von vier Mitgliedern — Gymnasialdirector Prof. Dr. Renvers, Gymnasialoberlehrer Dr. Buschmann, Realschuloberlehrer Dr. Steeg und meine Wenigkeit — behülflich. Als Präsident habe ich den Ausstellern versprochen, dass auf die Tagesordnung der ersten Sitzung der pädagogischen Section die Wahl einer Commission gesetzt würde, welche eine Begutachtung der zum Theil wirklich ganz vorzüglichen ausgestellten Gegenstände sowie die Führung der Section in der Ausstellung zu übernehmen hätte. Ich bitte Sie daher, meine Herren, noch diese Wahl vornehmen zu wollen.

Herr Prof. Dr. Eckstein schlägt vor, die vorhandene Commission bestehen zu lassen, worauf Director Dr. Dronke erklärt, durch sein Amt als Präsident verhindert zu sein in den Tagen der Versammlung die Ausstellung zu besuchen; es werden durch Acclamation hierauf in die Commission gewählt die Herren: Gymnasialdirector Prof. Dr. Renvers, Gymnasialoberlehrer Dr. Buschmann, Gymnasialoberlehrer Akens und Realschuloberlehrer Dr. Steeg. Dieselben werden am Freitag die Führung der Section in der Ausstellung übernehmen und einen Bericht erstatten.

Schluss der Sitzung 12 Uhr 15 Minuten, worauf 178 Anwesende sich in die Präsenzlisten einzeichnen.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 25. September, Morgens 8 Uhr.

Vorsitzender Director Dr. Dronke eröffnet die Sitzung einige Minuten nach 8 Uhr mit der Mittheilung, dass er an Herrn Collegen Uhlig geschrieben und demselben Mittheilung von der auf ihn gefallenen Wahl gemacht habe; der Tagesordnung der philologischen Section gemäss habe derselbe aber in dieser heute einen Vortrag angekündigt und werde er daher erst später hier erscheinen. Das Protokoll der Sitzung vom 24. September wird vorgelesen und genehmigt. Hierauf erhält das Wort

Prof. Egenolff (Mannheim):

Ueber Melanthon's griechische Grammatik.

Hochverehrte Versammlung!

Die oft gehörte Klage, dass es eine den Anforderungen der Wissenschaft genügende Geschichte der Philologie weder für die Periode des Alterthums noch für die Mittel- und

Neuzeit gibt, ist ohne Zweifel vollständig berechtigt; denn die Werke von Gräfenhan, Lersch und Steinthal sind, so verdienstlich sie auch für ihre Zeit waren, doch weit entfernt uns die Entwickelung der grammatischen Studien bei den Alten als das Ergebniss einer abschliessenden Forschung darzustellen; für das Mittelalter aber und die Zeit nach der Reformation ist so gut wie alles noch zu thun. So gerechtfertigt nun auch der Wunsch ist, dass gerade die Meister unserer Wissenschaft es nicht verschmähen möchten sich dieser Aufgabe zu unterziehen, so wahr ist es, dass unter den obwaltenden Umständen noch nicht an die Ausarbeitung eines solchen Riesenwerkes gedacht werden kann; es bedarf dazu noch einer ganzen Reihe von Vorarbeiten, sozusagen Fundamentalarbeiten. Ist uns doch jetzt erst, um nur Einiges zu erwähnen, die Aussicht eröffnet ein annähernd vollständiges corpus grammaticorum Graecorum mit kritisch geläutertem Texte zu erhalten, wie uns für die lateinischen Grammatiker mit einem solchen H. Keil's rastlose Thätigkeit beschenkt hat. Ein ebenso nothwendiges und dringendes Desiderat wäre z. B. auch ein catalogus criticus grammaticorum et Alexandrinorum et Byzantinorum. Ferner gehört zu diesen unerlässlichen Vorstudien eine Erforschung der Ueberlieferung und Fortpflanzung der gesammten altgriechischen grammatischen Doctrin im Zeitalter der Byzantiner sowie eine Geschichte der Vererbung derselben vermittelst eben jener Byzantiner, namentlich der Grammatiker der Renaissance, auf die neuere Zeit. In Konstantinopel waren beim Unterricht massgebend Dionysios Thrax, Theodosios und Choiroboskos, daneben erst in zweiter Linie Apollonios und Herodianos; ähnlich herrschten im lateinischen Abendland Donatus und Priscianus vor. Die Vermittelung der hellenisch-byzantinischen Weisheit für die moderne Zeit übernahmen Manuel Chrysoloras, Theodoros Gaza, Konstantinos Laskaris und Demetrios Chalkondylas. Ein nicht unwichtiges Bindeglied nun zwischen diesen Vertretern der grammatischen Wissenschaft im Zeitalter der Renaissance und den namentlich seit der Reformation auch bei uns entstehenden Compendien der Grammatik bildet die Griechische Grammatik des Melanthon, die besonders im 16. Jahrhundert grosses Ansehen genoss. Melanthon verdankt seine Weisheit hauptsächlich den byzantinischen Gewährsmännern; erlauben Sie mir dies Ihnen hier kurz an dem Gange des Büchleins überhaupt wie an der Behandlung der einzelnen Theile nachzuweisen und damit zugleich wieder das Andenken an dies bisher so wenig beachtete Werkchen aufzufrischen. Ich erfülle damit nur eine dem praeceptor Germaniae schuldige Ehrenpflicht, dessen grammatica Graeca ja keineswegs die kleinste Blume in dem reichen Kranze seiner Verdienste um Deutschland bildet und doch den meisten von Ihnen kaum je zu Gesichte gekommen sein dürfte: selbst der neueste Bearbeiter der Melanthon'schen Pädagogik, von Dadelsen erwähnt sie kaum. Freilich kann ich hier nur Andeutungen geben: die Einzelheiten verspreche ich Ihnen in einer Schulschrift dieses Jahres vorzulegen, worin ich aus drei unedirten Handschriften sowie aus einer editio princeps die von der Dionysianischen τέχνη abgeleiteten grammatischen Compendien oder Katechismen zu veröffentlichen, sowie deren Einfluss auf die Grammatiker der Renaissance und durch diese auf die späteren Bearbeitungen der griechischen Grammatik klarzulegen gedenke. Es ist aber hier, abgesehen von den bahnbrechenden Leistungen Ritschl's in seinen wahrhaft klassischen Prolegomena zum Thomas Magister, noch fast alles zu schaffen. Weiter sind wir auf dem Gebiete des Lateinischen.

Melanthon beginnt mit einer allerdings naiven Uebersicht der griechischen Dialekte. Dann handelt er über die γράμματα in ganz ähnlicher Weise wie die

byzantinischen Lehrer. Es folgt die Lehre von der προσῳδία, welche fast wörtlich mit byzantinischer Weisheit übereinstimmt: zu den προσῳδίαι rechnet er z. B. auch die πάθη oder passiones, also ἀπόστροφος, die er als „signum elisae vocalis" (= σημεῖον ἐκθλιβομένου φωνήεντος) bezeichnet; ferner ὑφέν, „syllabarum contrahendarum nota" (σημεῖον συναφείας); endlich ὑποδιαστολή, „dictionem alteram ab altera diducens" (σημεῖον διαστάσεως). Ganz kurz ist seine Darstellung der χρόνοι, tempora; er selbst bemerkt am Schlusse: „Interim puer generales prosodiae regulas ediscat, de vocali ante vocalem, de derivatis, et similes. Quibus adeo refertae sunt grammaticorum omnium chartae, ut non habeant plures Athenae τριοβόλους noctuas." Sehr ausführlich dagegen behandelt Melanthon die τόνοι: „Longius haec oportet agam, quum vulgus grammaticorum inepte in hac re versetur." Dabei berücksichtigt er namentlich auch das Lateinische mit Anlehnung an Quintilian. Die Definitionen der toni sind nach griechischen Grammatikern gewählt. Auch ihm gelten wie den Byzantinern die ὀξεῖα und περισπωμένη προσῳδία als die principales toni; die βαρεῖα προσῳδία ist ihm nicht der genuinus tonus, sondern adsciticius syllabae, worin man leicht den συλλαβικὸς τόνος der griechischen Lehrer erkennt. Ebenso ist ächt byzantinisch die Regel: „Nulla nec Latinis nec Graecis dictio duobus principalibus est insignita tonis e sui natura." Die Vorschriften über die τόνοι der μονοσύλλαβα, δισύλλαβα und πολυσύλλαβα (die beiden letzteren nach den verschiedenen Endungen) und über die τόποι der τόνοι verrathen so sehr ihren griechischen Ursprung, dass man sie ohne Schwierigkeit ins Griechische zurückübersetzen könnte, namentlich die über den „gravis seu syllabicus tonus". Ich citire beispielshalber: „Aliquando vero in solis ultimis pro acuto scribitur consequentiae caussa in legendo et quasi cohaerentiae." Selbst die Beispiele stimmen hier mit den byzantinischen überein. Aehnlich verhält es sich bei der Erörterung des Circumflex und bei den Ausnahmen von den allgemeinen Accentregeln. Auf griechischen Impuls zurückzuführen ist es auch, wenn er am Schlusse des Abschnittes über die τόνοι den Schüler anleitet, gleichlautende, aber dem Accent nach verschiedene Wörter sich zu sammeln, wie θέα und θεά, εἶπε und εἰπέ und dergleichen. Es ist das ein Rest jener Thätigkeit der griechischen Grammatiker, für die ich kürzlich ein Denkmal aus dem codex regius Hauniensis 1965 ans Licht gezogen habe in Ἰωάννου Φιλοπόνου περὶ τῶν διαφόρως τονουμένων καὶ διάφορα σημαινόντων. Auffallend knapp ist das Capitel περὶ πνευμάτων „de spiritibus" gehalten. Melanthon bemerkt einfach: „Multo negotio Choeroboscus tractavit spiritus. Tu paucis accipe quae ad rem commodumque attinent." Am Ende fügt er an die Knaben eine Belehrung bei (wie denn an solchen pädagogischen Winken das Büchlein überhaupt sehr reich ist): „Haec de prosodia. Vestrum erit et operam meam boni facere ac aequi et frequentes, ne frustratus videar studio meo, regulis adsciscere usu linguae acervos exemplorum."

Daran schliesst sich die Etymologia, die er als „etymi ratio" definirt. „Etymum proprietas est dictionis. Dictionum aliae sunt articulus, nomen, verbum, participium, pronomen, adverbium, coniunctio, praepositio." Zunächst also die Lehre vom Artikel! Diese Ordnung ist die bei den spätbyzantinischen Grammatikern allgemein übliche, wie z. B. der Tübinger Moschopulos, den ich in diesem Sommer abgeschrieben habe, mit dem Artikel die Reihe der Redetheile eröffnet. Dass Melanthon hier aus byzantinischen Quellen geschöpft hat, deutet er selbst gleich im Eingange an: „Ἄρθρον Graeci ab ἀρτάω derivant auctore Manuele Moscopulo, quod hoc orationis membra cohaereant, nominum casus ac

genera internoscantur. Minuta sermonis particula, sed quam si tollas, nihil aptum, nihil integrum, nihil sonabis decens. Ut enim articulis vegetamus corporis molem, ita articulis orationis partes discriminatas compingimus." Merkwürdig ist die Aeusserung: „Germanicus sermo habet articulum, nec Graeci articuli vim exacte cognoveris, nisi ex germanico idiomate." Die griechische Quelle ist hier überall ziemlich durchsichtig: „Accidunt articulo genera, numeri, casus (quatuor, nominativus, genitivus, dativus, accusativus. Nam vocativi nullus est articulus, sed eius vice utimur adverbio vocandi ὦ), figura." Folgt die Declination der simplices et compositi articuli.

Noch mehr als beim Artikel tritt Melanthon's Abhängigkeit von den Byzantinern beim nomen zu Tage. Die Definition ist freilich ungriechisch. Die Aufzählung der accidentia nomini (τὰ παρεπόμενα τῷ ὀνόματι) dagegen schliesst sich vollständig an die antike Tradition an: „Accidunt nomini species, genera, casus, declinatio, figura." Als species oder εἴδη kennt und behandelt er ganz nach byzantinischer Methode folgende: πατρωνυμικόν, κτητικόν, συγκριτικόν, ὑπερθετικόν, παρώνυμον, ὑποκοριστικόν, ῥηματικόν. Genera nimmt er fünf an: ἀρσενικόν, θηλυκόν, οὐδέτερον, κοινόν und ἐπίκοινον; casus: ὀνομαστική, γενική, δοτική, αἰτιατική, κλητική. Declinationen unterscheidet er fünf: „Quinque sunt ordines graecae declinationis, quos simplices vocamus, et ex quinta nascuntur quidam ordines flectendi nomina, quae contracta vocant." Die erste Classe z. B. ist bei ihm: „Declinatio prima simplex et aequisyllaba, hoc est, in qua obliqui non superant numerum syllabarum nominativi" u. s. w. die übrigen. Merkwürdig sind überall die unter dem Paradigma angefügten „examina" über die einzelnen Casus, die zum Theil mit den Bemerkungen des Moschopulos übereinstimmen. Die Ordnung ist allerdings eine ganz andere wie bei Theodosios, wenn auch die Beispiele meist dieselben sind. Auch hier erscheint seine fortwährende Rücksichtnahme auf das Lateinische bemerkenswerth, wobei er hauptsächlich den Priscianus als Gewährsmann citirt. Einen besonderen Abschnitt bilden die numeralia und die ἑτερόκλιτα. Am Schlusse steht: „τέλος τῆς ὀνομάτων κλίσεως. Hactenus de nomine. Libet obiter exercendorum puerorum gratia et exempla adicere, quibus regulae illustrentur. Carmen Hesiodi e genealogiis deorum ad hanc rem delegi." Und nun folgt der Abschnitt über die Musen aus Hesiod's Theogonie mit ziemlich ausführlichen σχόλια und mit lateinischer Uebersetzung. In den σχόλια erkennen wir leicht die Trümmer byzantinischer und darunter auch alexandrinischer Gelehrsamkeit. Hierin verflochten sind zahlreiche Beispiele aus Griechen und Lateinern; auch hebräische Analogien aus dem A. T. verschmäht er nicht. Die Reichhaltigkeit der Beispiele ist überhaupt erstaunlich: die Namen Ammonios, Aratos, Aristophanes, Aristoteles, Athenaios, Kallimachos, Demosthenes, Galenos, Hesiodos, Homeros, Lukianos, Marinos, Gregorios Nazianzenos, Nikandros, Pausanias, Platon, Plutarchos, Pythagoras, Simplikios, Theokritos, Theon zeugen dafür. Natürlich hat der einundzwanzigjährige Jüngling diese Schriftsteller nicht alle gelesen.

Der Darstellung des nomen analog ist die des verbum: „Accidunt verbo genera, personae, figurae, numeri, modi, tempora, coniugationes." Dispositiones oder διαθέσεις kennt er eigentlich nur drei. Χρόνοι, tempora sind: ἐνεστώς, παρατατικός, παρακείμενος, ὑπερσυντελικός (sic), μέλλων, ἀόριστος. Von diesen ist namentlich seine Erklärung des Unterschiedes zwischen παρακείμενος und ἀόριστος interessant, wobei er sich auch auf Priscianus und Erasmus beruft. Die Conjugationen sind ungefähr in derselben Weise wie bei Dionysios Thrax und bei allen denjenigen behandelt, die aus diesem geschöpft haben. Das unver-

meidliche παράδειγμα ist natürlich τύπτω, das genau nach byzantinischem Schema abgewandelt wird. Daran schliessen sich σχόλια, worin namentlich auf die Dialekte eingegangen wird. Dabei fehlt selbst nicht die erotematische Form der Byzantiner, z. B. τέτυφα πόθεν κανονίζεται; auch die Eintheilung in θέματα und παραδείγματα ist beobachtet. Die Reihenfolge der modi ist ὁριστική (dessen 1. Person praes. sing. act. πρώτη θέσις, prima positio heisst wie bei den Griechen), προστακτική (besonders im Anschluss an Priscian behandelt), εὐκτική, ὑποτακτική, ἀπαρέμφατος. Hieran schliessen sich gleich „puerorum caussa" die participia. Aehnlich wie das activum, ist das passivum und medium dargestellt. Daneben stellt er noch verba deponentia seu communia. „Deponentia analogiam passivorum sequuntur ubique prorsum." „Media verba sic vocant, quod et active et passive significent, et coniugando partim voce activa, partim passiva varientur." Dabei beruft er sich auf das III. Buch des Apollonios Dyskolos (das er wohl aus Theodoros Gaza kennt): „Plura ad hanc rem in constructionibus nobilis grammaticus Apollonius." Uebrigens bildet bei Melanthon das παράδειγμα τύπτω die Hauptrolle; die übrigen verba, die auf βαρύτονον ῶ sowohl wie die „circumflexa", werden ganz kurz erklärt. Denn „qui volet integras declinandi formulas, Guarini Erotemata requirat. Mihi satius visum est adsuefacere in omni coniugatione puerum ad unum παράδειγμα τοῦ τύπτω, videlicet quando et futura, praeterita, aorista ἀπαθῆ sunt et prorsum in regulas formandi τὸ τύπτω cadunt." Auch bei den verbis auf μι befleissigt er sich möglichster Kürze, „ne pueri paradeigmatum turba sese obrui horreant". Am Ende der Abhandlung vom verbum gibt er eine sehr instructive Uebersicht über die Bildung der nomina verbalia.

Den Schluss der declinirbaren Redetheile bildet das pronomen, das aber ebenso wenig wie das adverbium etwas bemerkenswerthes bietet. Dagegen höchst interessant sind die canones über die Rection der Präpositionen, die durchaus auf byzantinisches Vorbild zurückgehen. Melanthon selbst sagt in dem Paragraphen von πρός: „Accusativo iuncta tum demum propriae significationis est, ut Manuel Moscopulus grammaticus omnium, ni fallor, qui superiore seculo litteras instaurarunt, idem longe diligentissimus ac doctissimus, inquit: ὅτε δὲ ἡ πρός τὰ ἑαυτῆς σημαίνει, καὶ οὐ λαμβάνεται ἀντὶ ἑτέρας, μετ' αἰτιατικῆς ξυντάσσεται", vergl. das zu ὑπό bemerkte. Noch ausführlicher als im „compendium" hatte Melanthon die Präpositionen in dem wohl nie gedruckten Buche de constructionibus erörtert. Bei der Lehre von der Conjunction zeigt gleich die Definition die griechische Quelle: Συνδεσμός ἐστι μέρος λόγου ἄκλιτον συνδέον τὰ ἄλλα μέρη τοῦ λόγου εἰς διάνοιαν μετὰ τάξεως; dieselbe verläugnet sich auch nicht in der Aufzählung der einzelnen Arten der Conjunctionen.

Das Gesagte mag genügen, um Ihnen zu beweisen, dass Melanthon's griechische Grammatik auch in der Geschichte der Philologie ein nicht ganz unwichtiges Glied bildet, das auch heute noch unsere Aufmerksamkeit wohl verdient*).

---

*) Ich muss hier bemerken, dass Herr Rector Prof. Dr. Eckstein von der gedruckt folgenden Entgegnung mit Ausnahme des Eingangs fast kein Wort in Trier selbst gesprochen hat; das sind δεύτεραι φροντίδες, wie wohl alle Zuhörer sich erinnern werden. Ueber Simler z. B. fiel auch nicht ein Wort; damit tritt unsere Frage in ein ganz neues Stadium: vgl. Müller in Fleckeisen's Jahrb. 1879.

Von anderen Punkten behauptet Herr Eckstein hier so ziemlich das Gegentheil, wie in Trier. [Herr Egenolff hat seinen Vortrag nicht ohne Veränderungen zum Druck gebracht, die von Herrn

Nachdem der Vorsitzende dem Vortragenden den Dank für die mühevolle Arbeit ausgesprochen, fragt er die Versammlung an, ob sie in eine Discussion über das Thema treten wolle und ertheilt, als dies bejaht wurde, das Wort Herrn .

Prof. Rector Dr. Eckstein (Leipzig): Ich danke dem geehrten Vortragenden für das, was er uns hier geboten, nur muss ich zur richtigen Würdigung der Stellung Melanthon's, des praeceptor Germaniae, in der Geschichte der Philologie hier hervorheben, dass seine griechische Grammatik in der ungemein grossen Kette der Verdienste Melanthon's um die classische Philologie und um das Schulwesen Deutschlands eben nur das kleinste und unbedeutendste Glied ist; er hat sie, wie schon richtig hervorgehoben worden ist, puer pueris, als 22jähriger Jüngling geschrieben. Zunächst müssen drei Bücher unterschieden werden: nicht in Betracht kommt die institutio puerilis litterarum graecarum aus der Mitte der zwanziger Jahre, weil dieses nur eine Art Fibel für die ersten Anfänger ist. Lange vorher waren die institutiones gr. gr. erschienen, in denen Melanthon sich auf den etymologischen Theil beschränkt und die Syntax ausdrücklich ausschliesst, um die Anfänger nicht zu überbürden (onerare). In Hagenau ist die Schrift verfasst. Als er 1520 die integrae gr. gr. institutiones herausgab, erklärte er sehr bescheiden, dass er jenem ersten Versuche Vergessenheit gewünscht habe, commentarios conscripsimus et pueri fere et pueris, quos illo tempore privatim docebamus; es sind die Grafen von Löwenstein gemeint. Bei den Ausführungen habe ich die Auseinandersetzung vermisst, durch welche Mittel Melanthon seine Kenntniss aus den byzantinischen Grammatikern geschöpft habe; denn er habe die Byzantiner nicht selbst gelesen, sondern nur deren lateinische Uebersetzungen und die Bearbeitungen der griechischen Grammatik benutzt, die bereits damals vorhanden waren. Er nennt selbst Urbanus Bellunensis und Oecolampadius, auch wohl Guarino. Das Verhältniss zu Reuchlin und zu seinem Lehrer Simler bedarf noch einer Untersuchung. In Bezug auf diesen Punkt empfiehlt sich angelegentlichst eine Rücksichtnahme auf die Untersuchungen der französischen Philologen z. B. Gidel's. Dass Melanthon in allen Stücken von den Byzantinern so abhängig sich zeigt, ist ganz natürlich, da wir ja das Griechische nur durch deren Vermittlung erhalten haben. — Grosse Freude habe ich aber darüber, dass der Vortragende hervorgehoben, wie dringend nothwendig es ist, dass wir uns um die historische Entwicklung der griechischen Grammatik kümmern. Ich selbst habe es für die lateinische versucht und für mich und meine Zuhörer auch einen Anfang gemacht für die griechische Grammatik.

Geheimer Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Schrader (Königsberg): Ich beabsichtige mich nicht in die Erörterung der Streitfrage, durch welche Medien Melanthon seine Kenntnisse der Byzantiner erlangt habe, einzulassen; ich spreche nur, indem ich die hohen Verdienste des Herrn Prof. Eckstein um den lateinischen Unterricht dankend hervorhebe, auch dem Vortragenden für seine Bemühungen meinen Dank aus. Ich erinnere an den einen wichtigen Gesichtspunkt, den in der letztjährigen Versammlung zu Gera Herr Oberlehrer Koldewey hervorhob, nämlich den, auszumitteln, welche Unterrichtsmittel, in welcher Art und für welche Zeit sie in den Schulen angewendet worden sind.

Eckstein gemachten Bemerkungen sind dabei berücksichtigt worden. Des Letzteren Entgegnung ist aus dem Stenogramm gegeben und von Herrn Eckstein freilich stark aber nicht sinnentstellend corrigirt worden; das wesentlichste Neue ist die Erwähnung Simlers. Das Präsidium.]

Schmerzlich vermisse ich noch immer eine Geschichte des gelehrten Schulwesens; in Leistungen ähnlicher Art, wie der heutige Vortrag, sehe ich, wenn sie sauber ausgeführt sind, die einzelnen Bausteine zu dem stattlichen Bau, der freilich erst später zur Ausführung wird gelangen können. Von diesem Gesichtspunkte aus spreche ich dem Vortragenden nochmals meinen Dank aus.

Prof. Egenolff: Mir scheint es unmöglich, dass Melanthon nicht direct aus den Byzantinern, sondern aus der lateinischen Uebersetzung derselben seine Wissenschaft geschöpft haben soll; denn alsdann sind die zahlreichen griechischen Citate, die griechischen Beispiele u. s. f. unerklärlich, abgesehen davon, dass es zu Moschopulos gar keine lateinische Uebersetzung gibt.

Prof. Rector Dr. Eckstein: Die lateinischen Uebersetzungen der griechischen Grammatiken enthielten diese Citate.

Prof. Egenolff: Aus welchem Grammatiker beziehungsweise aus welcher lateinischen Bearbeitung hat dann Melanthon geschöpft?

Prof. Dr. Eckstein: Welche Uebersetzung Melanthon benutzt hat, das weiss ich jetzt nicht; ich nenne aber, um nur ein Beispiel zu erwähnen die Uebersetzung des Theodorus Gaza von Croke in Leipzig, des Chrysoloras von Guarinus.

Vorsitzender Director Dr. Dronke: Da sich zu der vorliegenden Frage Niemand mehr zum Wort gemeldet hat, so verlassen wir den Gegenstand und ich ertheile nunmehr das Wort dem Herrn

Director Dr. Steinbart zur Begründung seiner Thesen über die Unmöglichkeit der Einheitschule. Meine Herren! Es würde uns viel zu weit abführen und Ihre Zeit in völlig ungerechtfertigter Weise in Anspruch nehmen, wollte ich auch nur annähernd die Schriften hier alle aufzählen, welche sich mit der Frage über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Einheitschule beschäftigten; die letzten Jahre haben die Litteratur über diesen Gegenstand lawinenartig anschwellen lassen. Ich will sogleich in das eigentliche Thema eintreten und zunächst die Frage: „Was ist Einheitschule?“ zu beantworten suchen.

Schon bei der Feststellung dieses Begriffes scheiden sich die Wege. Wir verstehen unter Einheitschule nicht eine solche Anstalt, in welcher die verschiedenen Richtungen — Gymnasium und Realschule — unter einer Direction vereinigt sind, auch nicht diejenige, welche von Tertia oder gar erst von Prima ab eine Spaltung nach zwei Richtungen hin eingeführt hat. Der Begriff der Einheitschule wird vielfach zu enge gefasst, besonders von den Universitätsprofessoren, welche solche Anstalten darunter verstehen, welche nur für ihre vier Fakultäten vorbereiten sollen. Dabei nehmen sie auf die polytechnischen Hochschulen und die grosse Zahl solcher Schüler, welche sofort in das praktische Leben übergehen, durchaus keine Rücksicht. Unter 4000 Realschülern waren sechshundert, welche nach Absolvirung der Schule einen praktischen Beruf ergriffen, und von denen viele angesehene Kaufleute oder Fabrikanten geworden sind. Auch auf diese muss man bei der Forderung der „Einheitschule“ billige Rücksicht nehmen. Bei allen Conferenzen über die Schulfrage, insbesondere bei der vom Jahre 1873, hat man den Fehler begangen, nicht erst der berufenen Fachmänner Urtheil über die Einheitschule zu hören. So stellte sich Jeder, der bei jenen Conferenzen mitzuwirken hatte, die Einheitschule anders vor als sein Nachbar. Auch hätte man die Vertreter der Universität hören müssen, um die Grenze zwischen höherer Schule und Universität festzustellen. Es hätte

also eine Commission von Universitätsprofessoren und Schulmännern zur Berathung über diese Frage berufen werden müssen.

Die Vorkämpfer für die Einheitschule machen als Grund für ihre Sache geltend, dass durch eine zu weit gehende Spaltung sich ein Riss in der Nation zeigen würde. Dieser Befürchtung gibt unter Anderen Herr Prof. Lothar Meyer in Tübingen lebhaften Ausdruck*): „Ich glaube doch mit Recht zu bezweifeln, ob es denn nothwendig war, die so oft beklagte Zweitheilung unserer Bildung auf den akademischen Lehrkörper zu verpflanzen. War es noch nicht genug, dass die übrigen Staatsbeamten in zwei Classen getrennt wurden, die sich schwer verstehen und noch schwerer vertragen? Soll den folgenden Generationen die Universität in Fachschulen aus einander fallen, weil ihre Lehrer wie ihre Schüler keine Fühlung mehr mit einander haben? Man glaube doch nicht leichtsinniger Weise, dass die Dinge da stehen bleiben, wo sie sind. Der Stein, ins Rollen gebracht, stürzt weiter; wir können, wenn wir alle Kraft einsetzen, ihn nicht halten; unseren Enkeln entrollt er sicher und reisst sie ins Verderben.“ — Das ist aber ein erdichtetes Schreckgespenst, ein theoretischer Grund, der in der Praxis in Nichts zerfällt. Fragen wir die Bautechniker, die Officiere, ob sie wissen, wer von ihnen eine Gymnasial-, wer eine Realschulbildung genossen hat: sie werden es nicht wissen; es ist ihnen gleichgültig, und weder sie noch ihre Lehrer fragen danach.

Zweitens macht man für die Einheitschule geltend, dass bei einer Zweitheilung die Eltern sich zu früh für die Wahl eines Berufes ihrer Kinder entscheiden müssten. Freilich ist dieses der Fall, wenn vom neunten Jahre an eine Theilung stattfindet, und wenn die vom Staate den höheren Anstalten verliehenen Berechtigungen verschieden sind. Dieser Uebelstand wird aber bei einer Gleichstellung der Anstalten in Bezug auf die Berechtigungen wegfallen.

Drittens wird das Bedenken geäussert, die Anstalten würden, wenn man nicht die Einheitschule einführte, allmählich zu Fachschulen herabsinken. Die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil: die beiden Schularten haben sich einander genähert.

Viertens meint man, die verschiedenartige Vorbildung wäre eine grosse Unbequemlichkeit für die Universitätsprofessoren. Nun, die Professoren mögen sich in den Unterschied schicken: sie können sich ja, damit ein Herabsinken ihrer Anforderungen ausgeschlossen sei, nach den besser vorbereiteten ihrer Hörer richten und den weniger gut vorgebildeten überlassen, ihrerseits die Lücken auszufüllen.

Die gegen eine Zweiheit (Mehrheit) allgemein bildender Schulen erhobenen Einwendungen haben sich somit als unbegründet gezeigt. Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, so achtungswerth der Wunsch nach gleichmässiger Vorbildung auch sein mag: Die Einheitschule ist nicht möglich.

Die Einheitschule müsste unbedingt, um allen Anforderungen zu genügen, vier fremde Sprachen lehren (Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch); ferner müsste sie bedeutenden Nachdruck auf die Naturwissenschaften und die Mathematik legen; nicht minder müsste sie das Zeichnen als Hauptmittel, die Anschauung zu bilden, betonen.

Ist aus irgend einer der bestehenden Anstalten eine Einheitschule, welche diesen Anforderungen entspricht, herzustellen?

---

*) Nord und Süd, Bd. 10, Heft 28, S. 22.

Betrachten wir in dieser Beziehung zunächst das Gymnasium.

Jedenfalls müsste in demselben etwas Englisch getrieben werden, mindestens wären dieser Sprache zwei Stunden in den oberen Classen einzuräumen. Sodann müssten die Naturwissenschaften und die Mathematik einen bedeutenden Spielraum haben; und dieses könnte nur auf Kosten des Interesses an den alten Sprachen oder durch bedeutende Mehrbelastung der Schüler geschehen. Ersteres aber wäre nach Aussage der berufensten Vertreter der Gymnasien nicht möglich, ohne diese Schulart in ihrem innersten Wesen zu schädigen, und in betreff des Letzteren sind wir bereits an der äussersten Grenze des Statthaften angelangt.

Ebenso wenig wie eine Umwandlung des Gymnasiums zu einer Einheitschule ist die Verschmelzung beider höheren Anstalten zu einer solchen möglich.

Vorschläge in dieser Beziehung sind freilich gemacht worden. So legt im neuesten Hefte des Central-Organs (September 1879, S. 545) ein Herr N. in N. einen Stundenplan für die deutschen Gymnasien zur Begutachtung vor, nach welchem in Sexta mit dem Englischen begonnen wird: in Quinta folgt das Französische, in Quarta das Lateinische, in Tertia das Griechische. In jeder der vier ersten Classen also eine neue Sprache! Dass dieser Stundenplan ein Unding ist, sieht jeder verständige Schulmann sofort ein.

Es könnte ferner die Frage aufgeworfen werden, ob nicht etwa die Realschule in eine solche Einheitschule umgewandelt werden könnte, indem man einige Stunden Griechisch hinzufügte und das Lateinische verstärkte. Ersteres ist mit Rücksicht auf die sich ergebende Ueberlastung der Schüler unbedingt zu verwerfen, Letzteres nicht ausgeschlossen.

Beachtenswerth ist der Plan Holzapfel's (Pädag. Archiv 1876 Nr. 1—3), welcher auf dem Unterrichte im Lateinischen und Französischen basirt. Holzapfel schliesst das Griechische als obligatorischen Unterrichtsgegenstand aus. Leider ist anzunehmen, dass ein solcher Plan zur Zeit in den massgebenden Kreisen nicht den geringsten Anklang finden werde.

Wir glauben hiermit die Möglichkeiten erschöpft zu haben: So lange also nicht die Möglichkeit der Einheitschule in einem ausführbaren Stundenplane ausgedrückt ist, bleiben wir bei der Behauptung: Die Einheitschule ist unmöglich.

Meine Herren, ich bitte Sie, stimmen Sie meinen Thesen zu!

1. a. Eine Einheitschule hätte neben den Anforderungen der allgemeinen Bildung nicht nur den besonderen Ansprüchen der Universitätsfakultäten gerecht zu werden, sondern auch denen der technischen Hochschulen und aller jener Berufskreise, welche die Schüler unmittelbar aus der Vorbereitungsschule empfangen.
   b. Als Einheitschule ist nicht eine Schule zu betrachten, die nur einige Klassen hindurch die Schüler gemeinsam unterrichtet, sich nachher aber spaltet.
2. Keine der bestehenden höheren Lehranstalten kann in diesem Sinne als Einheitschule angesehen werden.
3. Eine solche Einheitschule ist aber auch nicht durch Reform einer der bestehenden Anstalten herzustellen, da eine Aufnahme neuer Gegenstände unthunlich ist, wenn man nicht die Vortheile, welche jede derselben für sich bietet, aufgeben oder Ueberbürdung herbeiführen will.

Director Dr. Dronke: Meine Herren! Ehe wir in die Discussion des durch den eben gehörten Vortrag eingeleiteten Themas eintreten, möchte ich an Sie eine Bitte richten. Der Gegenstand ist von so hoher Bedeutung, hat dabei durch die zahlreichen Schriften alle Kreise der Bevölkerung so lebhaft angeregt — es stehen ja in dieser Frage die höchsten Interessen des Culturlebens auf der Tagesordnung —, dass man wohl sagen kann, dass die Augen der gesammten gebildeten Welt in diesem Augenblicke auf uns gerichtet sind. Ich bitte Sie daher, der Würde des Gegenstandes bei der Discussion stets eingedenk sein zu wollen und die Frage frei von allem und jedem persönlichen Gefühle objectiv zu behandeln.

Gymnasialdirector Dr. Jäger (Cöln): Meine Herren! Der Vortrag des verehrten Herrn Collegen aus Duisburg hat eine solche Fülle von Fragen angeregt, dass es mir absolut unmöglich scheint, dass die pädagogische Section dieselben alle bewältige, ständen ihr auch soviele Wochen zur freien Verfügung, als ihr in Wirklichkeit nur Stunden gegönnt sind. Da ist der Organisationsplan des Gymnasiums, der der Realschule, da ist die Berechtigungsfrage u. s. f. angeregt worden. Wenn der Redner eine Verstärkung des lateinischen Unterrichtes in der Realschule I. O. als wünschenswerth bezeichnet hat, so muss ich dem widersprechen; denn dadurch würde die Realschule ihren ganzen Charakter verlieren, aus ihrem eigentlichen Rahmen heraustreten, ihr ursprüngliches Ziel nicht mehr verfolgen, sondern eine wesentlich andere Anstalt werden. In der Feststellung des Begriffs der Einheitschule durch Herrn Dir. Dr. Steinbart habe ich nur ein Plaidoyer für die Zulassung der Realschulabiturienten zu den Universitätstudien finden können, für die ich mich nicht interessiren oder erwärmen kann. Meine Gesinnungsgenossen und ich, wir finden, dass die gegenwärtige Organisation der Realschule I. O. das wesentlichste Hinderniss ist in der Lösung der Realschulfrage; denn diese letztere beruht darin, zu untersuchen, welchen Plan, welche Organisation muss die Realschule haben, um dem Stande, für den sie recht eigentlich bestimmt ist, nämlich dem erwerbenden Bürgerthum, Kaufleuten und Industriellen, die möglichst beste Bildung zu geben. Durch die Vermengung der allgemeinen Bildung mit der Fachbildung, durch das Streben, auch in den Realschulen die allgemeine höhere wissenschaftliche Ausbildung zu erzielen ist die ursprüngliche Idee der Realschulen zurückgedrängt worden. Ich glaube nicht, dass wir in der pädagogischen Section gut thun, wenn wir uns in die Discussion aller dieser Fragen einlassen, deren Lösung wir doch nicht erhoffen können; ich halte es für besser, wenn wir uns auf eine einzige Frage, die lösbar ist, hier beschränken und die Lösung der grossen Fragen der Zeit überlassen. Lassen Sie uns, meine Herren, — dies würde schon ein grosser Gewinn sein! — innerhalb des Bestehenden etwas mehr Einheit schaffen und lassen Sie die Organisation der höheren Schulen und die Berechtigungsfrage unberührt. Ich stelle daher den Antrag: „Die pädagogische Section wolle beschliessen:

> Indem die Section dem Vortragenden dahin beipflichtet, dass eine sogenannte Einheitschule derzeit unmöglich und undurchführbar sei, erklärt sie doch für höchst wünschenswerth, dass der Lehrplan für Sexta und Quinta des Gymnasiums und der Realschule (mit Latein) identisch sei: in welchem Falle der jetzige Gymnasiallehrplan für diese Klassen zu empfehlen wäre."

Gymnasialdirector Dr. Kromayer (Weissenburg) vermag nicht auf die durch die

Anhänger der Einheitschule angeregten Ideen zu verzichten; es gezieme sich doch dieser Frage etwas näher zu treten. Was zunächst den Begriff der Einheitschule anlange, so könne er sich hierin nicht mit den Ausführungen des Herrn Thesenstellers vollständig einverstanden erklären. Er finde auch eine Einheit darin, dass alle Schüler in gemeinsamem Unterrichte bis zu einem ganz bestimmten, aber möglichst weit vorgerückten Ziele geführt und dadurch ihre gemeinsame Vorbildung zu einem gewissen Abschlusse gebracht würde, und dass erst in möglichst hohen Klassen eine Spaltung je nach den verschiedenen Forderungen eintrete. Eine solche Klasse scheine ihm die Obersecunda zu sein. Dort sei erreicht, dass die Schüler ihren Cicero und Livius, ihren Homer und Xenophon verständen. Um die Wichtigkeit dieses Zieles zu würdigen, brauche er nur auf die Entwicklung der deutschen Litteratur hinzuweisen, die aus der griechischen hervorgegangen sei; man dürfe den Gebildeten nicht die Möglichkeit entziehen auf Grund der griechischen Schriftsteller in das wahre Verständniss der deutschen einzutreten. Er halte das Verständniss von Schiller und Goethe in dem Sinne, dass man mit dem Dichter mitarbeite, für unmöglich ohne Kenntniss des Griechischen; Hermann und Dorothea bliebe ohne Homer unverständlich. Er halte es daher für praktisch, in Prima, wo nunmehr alle Schüler ein volles Verständniss auch der heimischen Litteratur erlangt haben, eine Spaltung eintreten zu lassen in der Weise, dass die Einen eine verstärkte Stundenzahl in der Mathematik und in den Naturwissenschaften erhalten, die Andern aber im alten Geleise weiter arbeiteten. Gegen den möglichen Einwurf, dass die Realschule bei dieser Einrichtung zu kurz käme, bemerke er, dass der Zweck des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, die Jugend beobachten zu lehren, durch den naturhistorischen Unterricht erreicht sei, wie dieser — wenigstens an den Gymnasien in Elsass-Lothringen — in den unteren Klassen ertheilt werde. Er stelle daher den Antrag, folgende These anzunehmen:

> „Es ist wünschenswerth, die Einheit des Unterrichtes in dem jetzigen Gymnasium bis zur Prima festzuhalten und erst von da an eine Spaltung in humanistische und realistische Disciplinen eintreten zu lassen."

Der Vorsitzende, Dir. Dr. Dronke, bemerkt, dass die der Section zugemessene Zeit abgelaufen sei, da es bereits 10 Uhr geschlagen habe; auf Freitag sei die Besichtigung der Ausstellung in Aussicht genommen; er beantrage für heute die Discussion zu schliessen und dieselbe morgen, Freitag, Punkt 8 Uhr fortzusetzen und zu beenden, um alsdann um 9 Uhr zu der Ausstellung zu gehn. Nach kurzer Discussion genehmigt die Versammlung diesen Vorschlag.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 26. September.

Der Vorsitzende, Dir. Dr. Dronke, eröffnet die Sitzung 8 Uhr 5 M. und lässt zunächst das Protokoll der Sitzung vom 25. verlesen, welches genehmigt wird. Alsdann theilt er mit, dass zu den Thesen von Steinbart, Jäger und Kromayer noch eine neue von Realschuldirector Dr. Böttcher aus Düsseldorf hinzugetreten sei, welche laute:

„Die pädagogische Section erklärt es für in hohem Grade erwünscht, dass die Vorbereitung für die Universitätstudien nur in einer Kategorie von Schulen gewonnen werde."

Die aufgestellten Thesen sind alle gedruckt und werden vertheilt. Der Vorsitzende bittet noch mit Rücksicht auf die Zeit und die Zahl der noch eingeschriebenen Redner sich möglichst kurz fassen zu wollen.

Realschuldirector Dr. Böttcher aus Düsseldorf:

Geehrte Herren!

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der Herr College Jäger gestern der Ueberzeugung aller hier versammelten Fachgenossen Ausdruck gegeben hat, wenn er sagte, dass die Fülle des bei der Besprechung der Thesen über die Einheitschule zu überwältigenden Materials es unmöglich mache, alle dabei in Betracht kommenden Fragen in den Kreis der Debatte zu ziehen. Daher will auch ich mich darauf beschränken, nur auf einzelne Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, die mir für die zunächst auf der Tagesordnung stehende allgemeine Debatte von einiger Wichtigkeit zu sein scheinen. Zunächst glaube ich, dass bei der Discussion scharf auseinanderzuhalten sind: einerseits die prinzipiellen Erwägungen, welche das Verlangen nach der Organisation einer Einheitschule wach gerufen haben, und andrerseits die bei ihrer Organisation zu überwindenden Schwierigkeiten. Ueber die letzteren in dieser Versammlung schlüssig werden zu wollen, oder auch nur zu debattieren, scheint mir ein missliches Ding, da dieselben nur in einer sehr ins Einzelne gehenden Besprechung, wie sie hier nicht möglich ist, sich als besiegbare erweisen würden. Bei einem flüchtigen Durchdenken aber würden viele unter uns das Mass dieser Schwierigkeiten überschätzen, ja sogar gewissermassen gern überschätzen. Denn es liegt ja auf der Hand, dass bei der Ausführung der Idee einer Einheitschule an die Meisten unter uns die Forderung herantreten würde, einen — sei es berechtigten oder unberechtigten, immer aber durch langjährige Gewohnheit lieb gewordenen — persönlichen Standpunkt zu Gunsten der Verwirklichung eines, wenn auch, wie mir wenigstens scheint, fruchtbaren Gedankens aufzugeben. — Die wirklich vorhandenen oder auch nur eingebildeten Schwierigkeiten steigern sich aber unzweifelhaft bis zu der Linie, wo die Unmöglichkeit, dieselben zu beseitigen, nicht mehr in Abrede gestellt werden kann, wenn man der Einheitschule die Aufgaben zuweist, welchen dieselbe nach der ersten der drei von dem Herrn Collegen Steinbart aufgestellten Thesen gerecht werden müsste. Dieselben sind so umfangreich, dass man sofort durch die Fülle der Forderungen gleichsam zurückgeschreckt wird, weil die Unmöglichkeit, sie alle zu erfüllen, auch oberflächlicher Betrachtung einleuchtet. Und doch kann ich es mir nicht versagen, darauf aufmerksam zu machen, dass, wenn man nur den Wortlaut gelten lässt, unser humanistisches Gymnasium all das thatsächlich leisten muss, was nach der Ansicht des Herrn Steinbart einer Einheitschule zu leisten unmöglich wäre. Denn das Gymnasium hat — wie die Einheitschule des Herrn Director Steinbart — „neben der allgemeinen Bildung" „den besonderen Ansprüchen der Universitätsfacultäten" gerecht zu werden; das Gymnasium bereitet auch für „die technischen Hochschulen" vor, und die weitaus überwiegende Mehrzahl der Gymnasiasten tritt in „alle jene Berufskreise, welche die Schüler unmittelbar aus der Vorbereitungschule empfangen". Mehr noch dürfte — nach den Ansichten des Herrn Collegen Steinbart — die Realschule I. O. seinem Ideal einer Einheitschule entsprechen, denn die auf derselben

erlangte Schulbildung ist, wenn ich ein rechter Interpret der von ihm vertretenen Ansichten bin, in Betreff der Universitätstudien „gleichwerthig“ der Gymnasialbildung; dabei bereitet die Realschule I. O. für technische Hochschulen, für den kaufmännischen Beruf und für das bürgerliche Leben ja unzweifelhaft besser vor als das Gymnasium. Sie sehen, meine Herren, was Herr Steinbart von der Einheitschule verlangt, müssen Gymnasium und — nach seiner Ansicht — die Realschule I. O. thatsächlich leisten.

Allein wir wissen ebenso gut, dass keine der genannten Anstalten im Stande ist, allen diesen Aufgaben in genügender Weise gerecht zu werden. Auch wird dies nicht von ihnen verlangt, ebenso wenig aber auch von einer Einheitschule. Solche Forderungen können nur dann aufgestellt werden, wenn der Begriff der Einheitschule von vorne herein so gefasst wird, dass die Gegner derselben hoffen dürfen, bei ihrer Bekämpfung leichtes Spiel zu haben. Denn thatsächlich ist der Begriff der Einheitschule keineswegs so vage und unbestimmt, wie es gestern dargestellt wurde. Allerdings darf man nicht, wie es beliebt wurde, den historischen Hergang absichtlich unberücksichtigt lassen. Vielmehr muss mit aller Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, dass die auf Begründung einer Einheitschule gerichteten Bestrebungen ihren ersten und dauernden Impuls durch die Bemühungen erhalten haben, den Realschulabiturienten mit Beziehung auf Zulassung zu Universitätstudien dieselben Rechte zu verschaffen, welche die Gymnasialabiturienten besitzen. Diejenigen, welche sich für dieses Vorgehen nicht begeistern konnten, sei es, dass sie sich keinen Erfolg davon versprachen, sei es aus andern inneren Gründen, machten nun den Versuch, in der Einheitschule eine Lehranstalt zu organisieren, welche die characteristischen Vorzüge beider Schularten in sich vereinigen sollte, und deren Abiturienten unbedenklich zu allen Facultätstudien zugelassen werden konnten.

Wie ich für meine Person mir im Prinzip die Einrichtung einer solchen Schule denke, habe ich in einer kleinen Schrift, „Ueber die sogenannte Einheitsschule“ (Düsseldorf 1878) auseinander gesetzt und kann es mir daher wohl sparen, heute auf diese Dinge noch wieder näher einzugehen. Erwähnen will ich nur kurz, dass ich, wie gestern Herr Gymnasialdirector Dr. Kromayer, die Bifurcation in Prima mit gemeinsamem Unterricht bis Obersecunda einschliesslich vorgeschlagen habe.

Um übrigens meinen persönlichen Standpunkt zu der hochwichtigen Frage, die uns heute beschäftigt, gleich von vorne herein klar zu legen, erwähne ich, dass ich weit weniger Gewicht darauf lege, gerade die von mir vorgeschlagene Schulorganisation ins Leben treten zu sehen, als vielmehr darauf, dass die Vorbereitung für sämmtliche Universitätstudien wieder einer einzigen Schulart übertragen werde.

Um Ihnen die Gründe auseinanderzusetzen, die mich bestimmen, in einer Entwickelung unseres höheren Schulwesens nach diesem Ziele hin, einen Fortschritt zum besseren zu erblicken, muss ich einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Es ist schon wiederholt auf die Fülle der pädagogischen Litteratur hingewiesen worden, welche durch die sogenannte Realschulfrage und durch andere auf das höhere Schulwesen bezügliche Streitfragen ins Leben gerufen ist. Diese Fülle hat ja etwas Erfreuliches, aber, wie mir scheint, auch offenbar etwas Bedenkliches. Das Bedenkliche, ich möchte sagen Beängstigende, liegt für mich darin, dass uns in der Mannigfaltigkeit der gemachten Vorschläge der Mangel eines festen einheitlichen Prinzips entgegentritt.

Ist dies schon sehr beklagenswerth, so beklage ich es noch mehr, dass in unserm

Schulwesen häufig zu sehr das Bestreben sich bemerkbar macht, den Interessen der Fachbildung auf Kosten der allgemeinen Verstandesbildung Rechnung zu tragen.

Glauben Sie nicht, meine Herren, dass ich ein Gegner der Fachschulen bin, beileibe nicht! Allein ich bin kein Freund derjenigen Schulen, welche zu gleicher Zeit den Interessen der allgemeinen Bildung und der Fachbildung gerecht werden wollen und dadurch in die grosse Gefahr gerathen, nach beiden Seiten hin nur Ungenügendes zu leisten.

Mein Wunsch ginge dahin, dass Fachschulen und wissenschaftliche Schulen streng von einander geschieden würden. Wird diese Grenze genau inne gehalten und zwar in der Weise, dass jede Fachschule sich an ein vorhandenes Schulsystem, das allgemeinen Bildungszwecken dient, anschliessen muss, dann gewinnen wir eine bei weitem festere Grundlage für die Organisation solcher Schulen, deren Lehrplan nicht die besondere Ausbildung für einen bestimmten Beruf bezweckt, sondern danach eingerichtet ist, die harmonische Ausbildung aller intellectuellen Kräfte innerhalb derjenigen Altersgrenze zu ermöglichen, welche nach Massgabe staatlicher Verordnungen als normale gilt, so oft sie auch infolge individueller Verhältnisse überschritten werden mag.

Eine solche Altersgrenze ist zunächst das vierzehnte Lebensjahr, nach dessen Vollendung die gesetzliche Verpflichtung zum Schulbesuch erlischt. Dem Bildungsbedürfniss derjenigen Schüler, welchen es nicht vergönnt ist, länger als bis zu dieser Altersstufe die Schule besuchen zu können, muss die Volksschule gerecht werden. Ausserdem aber bedarf der Staat solcher Schulen, welche ihre Schüler für den Unterricht der Hochschulen vorbereiten, also ihre Zöglinge mindestens bis zum achtzehnten Lebensjahre behalten. Zwischen diesen Grenzen hat der Wunsch, eine Schulart zu besitzen, welche neben einer abgeschlossenen Bildung ihren Schülern das Recht des einjährigen Militairdienstes verleiht, die höhere Bürgerschule ohne Latein ins Leben gerufen, deren Schüler im Durchschnitt bis zu ihrem 16. Lebensjahr das vorgeschriebene Lehrziel erreichen sollen.

Unsere Versammlung hier hat es nur mit denjenigen Schulen zu thun, die ihre Schüler bis zum vollendeten 18. Lebensjahre behalten, und zwar mit Ausschluss der 9klassigen Realschule ohne Latein, so dass als Objekt unserer Besprechung nur Gymnasium und Realschule I. O. übrig bliebe.

Der Schwerpunkt der durch die Steinbart'schen Thesen veranlassten Debatte würde also meinem Dafürhalten nach darin liegen, festzustellen, ob der gegenwärtige Zustand, nach welchem das Gymnasium für alle, die Realschule nur für einzelne Zweige der Universitätstudien vorbereitet, ein erwünschter sei oder nicht.

Die vielfach ventilierte Frage, ob den Realschulabiturienten der Zutritt zu allen Facultätstudien zu gewähren sei, kann ich hier füglich übergehen. Nachdem ihnen die Berechtigung zum Studium der Medizin versagt ist, halte ich alle auf die Erweiterung der Competenzen der Realschule gerichteten Bestrebungen für ein verfehltes Unternehmen. Wird dem Realschulabiturienten nicht zugestanden, dass er vollkommen ausreichend vorbereitet sei, um Medizin zu studieren, so liegt auf der Hand, dass er erst recht nicht zum Studium der klassischen Philologie, der Theologie, selbst der Jurisprudenz zugelassen werden wird.

Noch schlimmer wird die Position der Realschule werden, wenn das neue Prüfungsreglement die Zahl der lateinischen Stunden auf Kosten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer vermehrt. Dann wird die Realschule vollständig eines bestimmten

Characters entkleidet. Denn sie kann alsdann auch nicht einmal mehr die Prärogative für sich in Anspruch nehmen, dass sie für jene Fächer besser vorbereitet wie das Gymnasium.

Es fragt sich nun, soll unter diesen Umständen auch noch fernerhin die Vorbereitung für Universitätstudien zweien Anstalten übertragen werden?

Der Herr College Steinbart hat gestern schon die Uebelstände, die sich aus dieser Zweitheilung ergeben, berührt, indessen begreiflicherweise dieselben ausserordentlich gemildert. Allein, was er auch immer anführen konnte, die Thatsache bleibt bestehen, dass es für jeden Vater, der seinem Sohne den Vortheil einer höheren Schulbildung zu Theil lassen werden will, eine ungemein missliche Lage ist, zwischen Realschule und Gymnasium zu wählen. Und gerade gebildete Eltern und solche, die es mit dem Wohl ihrer Kinder recht ernst nehmen, empfinden diesen Uebelstand am allerschwersten und werden häufig in die Lage versetzt, ihre persönlichen Sympathieen für die Bildungsmittel der Realschule darum zum Opfer zu bringen, weil die Absolvierung des Gymnasiums dem Sohne grössere Vortheile gewährt.

Desgleichen sind die Lehrer an den Realschulen in keiner besonders glücklichen Situation hinsichtlich des Schülermaterials, mit dem sie arbeiten müssen. Sie haben es nämlich in der Regel — und fast ausnahmslos in solchen Städten, in denen Realschule und Gymnasium neben einander existiert — mit Schülern zu thun, unter welchen geistige Capacitäten, welche anregend und belebend auf ihre Mitschüler einwirken, zu den Seltenheiten gehören. Die Mehrzahl denkt nur daran, sich durch die Versetzung nach Obersecunda die Berechtigung zum einjährigen Dienst zu erwerben. Dazu kommt dann der nicht geringe Bruchtheil solcher Schüler, die auf Gymnasien nicht fortgekommen sind und nun der Realschule übergeben werden, weil die Eltern von der irrthümlichen Ansicht befangen sind, dass es leichter sei, den Ansprüchen derselben zu genügen, als den Anforderungen des Gymnasiums. — Wirklich begabte Schüler aber werden meistens, entweder, wenn sie bis Quarta gelangt sind, oder bei dem Uebergang nach Prima der Realschule entzogen, um ihnen durch den Uebertritt in ein Gymnasium die Möglichkeit einer Wahl unter allen Universitätstudien offen zu halten.

Und nun versetzen Sie sich in die Lage derjenigen jungen Leute, denen es vermöge ihrer Fähigkeiten, sowie durch ihren Eifer und ihre Thatkraft gelungen ist, den Forderungen der Abgangsprüfung an einer Realschule zu genügen. Wenn diese nun die Erfahrung machen, dass sie sich in ihren Neigungen getäuscht haben; wenn sie sich sagen müssen, dass keines der Studien, für welche die Realschule vorbilden darf, sie zu eigener wissenschaftlicher Beschäftigung mit demselben anzuregen vermag; wenn sie zu der Einsicht gelangen, dass ihrer Individualität nur ein Beruf entspricht, in den sie ohne das Gymnasial-Abgangszeugniss nicht eintreten können: dann bleibt ihnen, um dieses zu erlangen, nichts anderes übrig, als mindestens noch ein Jahr auf Schulstudien zu verwenden, welches ihre glücklicheren Altersgenossen vom Gymnasium bereits für ihre Universitätstudien gewonnen haben.

Auch scheint es mir nicht richtig zu sein, wenn, wie es gestern geschah, über den Wunsch der Professoren, gleichmässig vorbereitete Zuhörer zu haben, so ohne weiteres gleichsam zur Tagesordnung übergegangen wird, als wäre dieses Verlangen ein unberechtigtes. Wie schwierig es ist, auf eine Zuhörerschaft von verschiedenartiger geistiger Vorbildung angemessen einzuwirken, haben ja wohl alle die Vielen unter uns zur Genüge

erfahren, die einmal in der Lage waren, vor einem Publikum aus verschiedenen Bildungskreisen einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten.

Und wollte man uns nöthigen, in der Prima eines Gymnasiums neben den rite versetzten Schülern auch solche zu unterrichten, welche bis dahin nur in Realschulen gebildet wurden, oder andrerseits Schüler, welche die Obersecunda eines Gymnasiums absolviert haben, ohne weiteres in die Prima einer Realschule aufzunehmen, so würden wir unzweifelhaft solche Forderungen als unberechtigte mit allergrösster Entschiedenheit zurückweisen, indem wir es für unmöglich erklären würden, den Unterricht in der Prima so einzurichten, dass er für die so verschiedenartig vorgebildeten Schüler gleich fruchtbar sich erweisen könnte. Und in ähnlicher Lage befindet sich doch offenbar der Professor, der da weiss, dass seine Zuhörer sich aus Abiturienten der Realschule und des Gymnasiums zusammensetzen, wobei es für den speziellen Fall ganz gleichgültig ist, wer von diesen zum Verständniss der betreffenden Vorlesung das Plus an Vorbildung mitbringt.

Schliesslich kann ich es nicht unterlassen, wenigstens andeutend darauf hinzuweisen, dass es auch für die Entwickelung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse von nicht geringem Vortheil wäre, wenn es gelänge, die in unserem höheren Schulwesen eintretende Zersplitterung wenigstens auf dem Gebiet der rein wissenschaftlichen Schulen zu beseitigen. Das Budget unserer städtischen Communen ist mit hohen Beträgen für das Schulwesen belastet. Es liegt aber auf der Hand, dass jede einzelne Schule um so theurer wird, je mehr einzelne Schularten es gibt. Denn je mehr die Zahl der Schüler, welche eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollen, sich auf verschiedenartig organisierte Schulen vertheilen können, desto geringer ist naturgemäss die Frequenz der obersten Klassen, desto grösser die Zuschüsse, welche dieselben erfordern.

Aus allen diesen Gründen bitte ich Sie, meine Herren, der von mir proponierten These zuzustimmen:

„Es ist im hohen Grade wünschenswerth, dass die Vorbereitung für die Universitätstudien in Zukunft wieder nur in einer Kategorie von Schulen gewonnen werde."

Wie diese Schule organisiert sein müsste, mag vorläufig noch eine offene Frage bleiben. Ist erst Einigung über das Prinzip erfolgt, dann wird auch die organisatorische Verwirklichung desselben nicht lange auf sich warten lassen dürfen.

Der Vorsitzende bemerkt, dass er den Redner nicht habe unterbrechen wollen, doch glaube er darauf aufmerksam machen zu müssen, dass der Redner mehrfach von dem eigentlichen Thema der Discussion: „Ist eine Einheitschule möglich oder nicht?" abgewichen sei, und die Berechtigungsfrage erörtert habe; er bitte die folgenden Redner, dies zu vermeiden. Auf den Vorschlag des Vorsitzenden wird das „Zehnminutengesetz" proclamirt.

Professor Rector Dr. Eckstein (Leipzig) protestirt zunächst gegen die geringschätzige Art, in welcher von einer Seite über die Urtheile der Universitätprofessoren gesprochen worden sei; auch er habe mit seinen Collegen Urtheile in Frage der Berechtigungen abgegeben und zwar nach bestem Wissen. Er habe vielfache Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu sammeln, habe auch von den Collegen — namentlich in Bezug auf die vielbesprochenen Schwierigkeiten bei dem Studium der Naturwissenschaften — manche Mittheilungen erhalten; dazu komme noch, dass es in Leipzig sogenannte Studenten zweiter Klasse gebe, die keine andere Vorbildung besässen, als die der Schullehrer-Seminarien, und

noch andere, die aus Tertia der höheren Schulen abgegangen seien. Es liege also grade den Professoren ein äusserst reiches Material vor, und sie könnten urtheilen über die Befähigung so verschiedener Klassen von Zuhörern. Wenn ferner das Tentamen physicum als Beweis hingestellt wurde, dass auf dem Gymnasium in den hier geprüften Disciplinen nichts geleistet worden sei, so sei dies eine vollständige Verkennung der Einrichtung, die dem Mediziner nur Gelegenheit geben solle, seine allgemeinen Studien und die hierin erlangten Kenntnisse nachzuweisen, ehe er an die eigentlichen medicinischen Studien herantritt. In Betreff der Frage über die Zulassung der Realschulabiturienten zu dem Studium der Medizin stehe fest, dass diese, wenn sie Medizin studiren wollten, einem Gymnasium zu einer Ergänzungsprüfung in den beiden alten Sprachen und der alten Geschichte überwiesen würden. Er selbst sei bisweilen in der Lage, solche Abiturienten prüfen zu müssen; sein Gewissen habe er beruhigt, weil er denselben ja kein Reifezeugniss zu geben brauchte. Was könne denn bei einer so kurzen etwa einundeinhalbjährigen Beschäftigung mit dem Griechischen herauskommen? Eine solche Prüfung sei daher mehr ein Act der Milde gegen den Studenten, der sich in seiner Hoffnung von der Realschule aus zum medicinischen Studium zugelassen zu werden getäuscht sehe. — Die Idee der Einheitschule mache sich immer in politisch bewegten Zeiten geltend; so auch z. B. 1848. Auch damals — in Berlin im Jahre 1849 — sei man von der Einheitschule ausgegangen und sei zur Bifurkation gelangt; die Philologen hätten jedoch festgehalten an der einheitlichen Organisation des Gymnasiums, sowie auch an der einheitlichen Gestaltung der Realschule. Er sei auch jetzt noch ein Gegner der Bifurkation und bleibe fest bei seiner Meinung bestehen, dass Gymnasium und Realschule neben einander, unvermischt bestehen sollten, die Realschule zur Vorbereitung für die technischen Fächer — die Berechtigungsfrage lasse er unberührt —, auf der andern Seite das Gymnasium mit seinen alten Berechtigungen.

Prof. Dr. Strack (Berlin) stellt sich der Versammlung als Professor der Theologie und zwar der alttestamentarischen Exegese vor. Er sei früher längere Zeit an dem Gymnasium wie an der Realschule thätig gewesen und sei daher in jeder Beziehung unparteiisch. Neu seien ihm die Bemerkungen gewesen, dass man zum Verständniss von Schiller und Göthe der griechischen Sprache bedürfe; Schiller selbst würde auf Grund einer Prüfung im Griechischen nur nach Quinta, nicht einmal nach Quarta gelangt sein. Zum Verständniss der griechischen Litteratur und Cultur genügten auch gute Uebersetzungen der griechischen Schriftsteller. Der Realschule gegenüber müsse er bemerken, dass dem Unterrichte derselben ein schwerer Mangel anhafte, dass ihm nämlich noch eine feste Methodik abgehe; es wäre daher nöthig, dass in der Hinsicht, wie der Unterricht im Innern organisirt werden solle, positives geschaffen und aufgebaut nicht blos aber agitirt werde. In Bezug auf die Vorbereitung der Gymnasiasten zu den Universitätsstudien müsse er doch bemerken, dass das Gymnasium völlig verschiedenartig ausgebildete Studenten zur Universität entsende; die einen seien gut, die andern sehr mittelmässig ausgebildet. So wüssten z. B. viele Gymnasialabiturienten etwas, sehr viele aber auch gar kein Hebräisch und er müsse daher in seinem Colleg von vorne beginnen. Ihm als Theologen würde es vollständig recht sein, wenn die Realschulabiturienten auch zum Studium der Theologie zugelassen würden.

Der Vorsitzende Dr. Dronke verliest eine inzwischen von den Herren Eckstein und Uhlig eingegangene These: „Es mögen Gymnasium und Realschule neben

einander, unvermischt bestehen. Eine Vermischung ist für beide Theile vom Uebel. Die Berechtigungsfrage bleibt von der Besprechung in Versammlungen, die aus Gymnasial- und Realschullehrern zusammengesetzt sind, besser fern."

Realschullehrer Dr. Löwe (Bernburg) stellt sich der Versammlung als Abiturienten einer Realschule I. Ordnung aus dem Jahre 1869 vor. Er habe selbst gar keine Kenntniss erhalten von dem Schreckgespenste eines Risses, der sich auf der Universität und im späteren Leben zwischen den Abiturienten von Gymnasien und Realschulabiturienten geltend machen soll. Weder im Verkehre mit den Commilitonen noch in demjenigen mit den Professoren habe sich je eine Spannung fühlbar gemacht; selbst der Docent der Philosophie hätte erst am Schlusse des Semesters erfahren, dass er unter seinen Hörern zwei Realschulabiturienten gehabt habe. Ebenso wie die alten Gymnasiasten, so hielten auch die Realschüler treu und fest zu der Anstalt, die sie erzogen und für das Leben vorgebildet hätte.

Realschuldirector Dr. Krumme (Braunschweig): Der einjährige Dienst hat einen so durchgreifenden Einfluss auf unsere Schuleinrichtungen gewonnen, dass jede Regelung des Schulwesens, welche diesem Einflusse nicht nach allen Seiten hin Rechnung trägt, keine Aussicht auf Dauer hat. Man kann aber auch von einem jungen Menschen, der sich die Berechtigung zum einjährigen Dienst erworben hat, erwarten, dass er sich über seinen zukünftigen Beruf entscheidet oder bereits entschieden hat. Ausnahmen werden stets vorkommen; sie können aber wegen ihrer geringen Zahl unbeachtet bleiben.

Die beiden angeführten Gründe legen den Gedanken nahe, den Lehrplan für die 6 ersten Schuljahre in allen Schulen übereinstimmend zu machen und denselben so einzurichten, dass er einen Abschluss bietet. Für die drei letzten Schuljahre aber würde eine Trennung der Schüler in eine sprachliche und in eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung einzutreten haben. Der Grundgedanke dieses Vorschlags scheint mir durchaus richtig und in Zukunft festzuhalten, mögen auch die bis jetzt gemachten Vorschläge unausführbar sein.

Auf der Octoberconferenz von 1873 machte Reisacker einen Vorschlag, der im wesentlichen mit dem obigen übereinstimmt. Nach Reisacker's Plane sollte die Trennung allerdings erst mit Prima eintreten. Die Schüler der sprachlichen Abtheilung sollten nach dem jetzigen Lehrplan des Gymnasiums unterrichtet werden. Im Lehrplan für die Schüler der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abtheilung sollten Lateinisch und Griechisch wegfallen und den neueren Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften sollte eine grössere Zahl von Stunden gewidmet werden, das erstere ist eine nothwendige Folge des letzteren.

Wie sich Herr Director Kromayer die Ausführung seines Vorschlages denkt, hat er nicht angegeben; er hat sich vielmehr darauf beschränkt zu begründen, dass die Ausführung seines Vorschlags wünschenswerth ist. Indessen wird der Plan im Einzelnen kaum von dem Reisacker'schen abweichen können. Die Mängel dieses Planes sind aber unschwer zu erkennen.

Der jetzige Lehrplan des Gymnasiums hat anerkanntermassen den grossen Mangel, dass in jeder der drei unteren Klassen eine fremde Sprache beginnt und dass der eben 11 Jahre alt gewordene Quartaner gleichzeitig 3 fremde Sprachen, Lateinisch, Französisch und Griechisch mit 8 Stunden wöchentlich zu treiben hat. Dazu beginnt der mathematische Unterricht in Quarta.

Die Behörden haben diesen Uebelstand auch eingesehen und anerkannt.

Nach der Octoberconferenz erklärte das preussische Ministerium in einem Erlass an die Provinzial-Schulcollegien, dass es wünschenswerth sei, die Quarta zu entlasten, weil nach den statistischen Erhebungen die Mehrzahl der Schüler länger als ein Jahr braucht, um sich das jetzige Pensum der Klasse mit hinlänglicher Sicherheit anzueignen.

Nach dem baierischen Lehrplane von 1874, nach dem hessischen von 1877 und, soviel mir bekannt, auch nach dem badischen beginnt denn auch in den Gymnasien dieser Länder das Griechische in Tertia. Ja, in den baierischen Gymnasien (Lateinschulen) wird während der drei ersten Schuljahre nur eine fremde Sprache, Latein, gelehrt; das Französische fängt in Untersekunda an.

Hiernach scheint mir die Verlegung des Anfangs des griechischen Unterrichts nach Tertia nur noch eine Frage der Zeit.

Dass nun ein Unterricht im Griechischen, der mit Tertia beginnt und mit Obersecunda aufhört, den bildenden Werth dieses Unterrichtsgegenstandes nicht zur Geltung kommen lässt, scheint mir unbestreitbar. Auch würden diejenigen Schüler, die sich entschliessen, später in die mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung einzutreten, sich schwerlich mit besonderem Eifer dem Griechischen zuwenden und die vielfach beklagten Uebelstände, welche dadurch herbeigeführt werden, dass Schüler vor Vollendung des ganzen Lehrgangs, nachdem sie gewisse Berechtigungen erworben haben, die Schule verlassen, würden sich in erhöhtem Masse geltend machen.

Bei der Zuerkennung der Berechtigungen für die beiden Abtheilungen der Einheitschule stehen zwei Wege offen: Jede Abtheilung erhält alle Berechtigungen, oder die Berechtigungen werden unter die beiden Abtheilungen vertheilt und der Schüler hat eine Nachprüfung zu bestehen, wenn er sich einem Studium widmen will, wozu nur die andere Abtheilung berechtigt.

Hat aber die sprachliche Abtheilung alle Berechtigungen, die mathematisch-naturwissenschaftliche nur einen Theil derselben, so wird der leidige Streit um die Berechtigungen nicht aufhören. Selbst diejenigen, die wohl die Absicht haben, sich einem mathematisch-naturwissenschaftlichen Fache zu widmen, werden Bedenken tragen, in die entsprechende Abtheilung einzutreten. Sie werden voraussichtlich sogar in der Mehrzahl der Fälle in die sprachliche Abtheilung eintreten, um sich alles offen zu halten und lieber mit einer ungeeigneten Vorbildung fürlieb nehmen, als sich in der Wahl des Berufs Beschränkung auferlegen.

In Schulen, die nicht eine sehr grosse Anzahl von Primanern haben, wird die Theilung der Prima in zwei bez. vier Abtheilungen unverhältnissmässig grosse Kosten verursachen. Denn nach dem Reisacker'schen Plane soll der gemeinsame Unterricht sich nur auf Religion, Deutsch, Geschichte und Geographie erstrecken, also nur in 8 Stunden wöchentlich stattfinden.

Alles hier Gesagte gilt auch für den Böttcher'schen Plan, der auch eine Theilung der Prima in die zwei erwähnten Abtheilungen vorschlägt. Der Plan von Böttcher unterscheidet sich von dem Reisacker'schen nur dadurch, dass bis Obersecunda Lateinisch, Griechisch, Französisch und Englisch getrieben werden sollen. Böttcher glaubt sogar, dass der Obersecundaner seiner Einheitschule die leichteren Schriftsteller der Griechen und

Römer, sowie der Franzosen und Engländer mit grösserer Fertigkeit würde lesen können und dass er über einen grösseren Wortschatz gebieten würde, als man das heut zu Tage von einem Obersecundaner des Gymnasiums oder der Realschule erwarten darf. Ich bezweifle sehr, ob manche mit ihm diesen Glauben theilen werden.

Eine Einheitschule, welche nur in den zwei letzten Schuljahren eine Theilung der Schüler eintreten lässt, mag sie nun für die 7 ersten Schuljahre den Lehrplan des Gymnasiums annehmen oder einen andern, halte ich für unausführbar. Ich ersuche Sie dieser Meinung beizutreten, indem Sie der These des Herrn Director Jäger zustimmen.

Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Baumeister (Strassburg) bemerkt, dass der Wunsch, den Director Jäger in seiner These ausgesprochen, schon seit 8 Jahren im Reichslande praktisch ausgeführt sei; Sexta und Quinta hätten bei ihnen für Gymnasium und Realschule genau denselben Plan. Seinen Beobachtungen gemäss habe sich diese Einrichtung vollständig bewährt. Durch diese praktisch erreichbare Einheit in den beiden untersten Klassen komme man freilich noch nicht zu einer Einheitschule, die auch er für absolut unmöglich halte. Ueber das Reichsland seien, so bemerkt der Redner weiter, überall manche Mährchen verbreitet, am meisten aber über das Schulwesen. Er spreche hier den Wunsch aus, es möchten doch viele von den Anwesenden in das Reichsland kommen und sich von der Schule und ihren Leistungen durch Hospitiren selbst überzeugen; sie hätten gerade so deutsche Schulen, wie sie auch anderwärts seien, sie hielten sich im Allgemeinen an die preussischen Lehrpläne; günstige Erfolge seien nicht ausgeblieben. Die dem Lande entstammenden Schüler sprechen und schreiben freilich einstweilen noch schlechtes Deutsch.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wird nunmehr die Discussion geschlossen, und es wird zur Abstimmung geschritten. Der Vorsitzende glaubt im Sinne des Antragstellers Director Dr. Steinbart zu handeln, wenn er die These Jäger, welche ja den Hauptpunkt der Ausführungen Steinbart's wiedergibt, voranstellt und zuerst zur Abstimmung bringt; wenn diese angenommen werde, so seien alle übrigen Thesen als abgelehnt zu betrachten. Steinbart zieht seine Thesen zu Gunsten der Jäger'schen zurück. Die Versammlung, welche sich durch die Anwesenheit der mathematischen Section auf über 250 verstärkt hatte, nahm hierauf bei Probe und Gegenprobe mit allen gegen 5 Stimmen die These Jäger an:

> Indem die Section dem Vortragenden dahin beipflichtet, dass eine sog. Einheitschule derzeit unmöglich und undurchführbar sei, erklärt sie doch für höchst wünschenswerth, dass der Lehrplan für VI und V des Gymnasiums und der Realschule (mit Latein) identisch sei: in welchem Falle der jetzige Gymnasiallehrplan für diese Klassen zu empfehlen wäre.

Um 9 Uhr wurde die Sitzung geschlossen und besuchten die vereinigten pädagogische und mathematische Sectionen unter Führung des dazu gewählten Comité's die Ausstellung von Lehr- und Lernmitteln in der Aula des Gymnasiums.

Vierte Sitzung.

Samstag, den 27. September.

Der Vorsitzende Director Dr. Dronke eröffnet die Sitzung um 8 Uhr 10 Minuten. Das Protokoll der Sitzung vom 26. September wird verlesen und genehmigt.

Prof. Dr. Brand aus Bielitz spricht über die Frage:

„Wie könnte die behauptete Ueberbürdung der Gymnasialschüler auch bewiesen werden?“

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn ich es wage, an Stelle des Bleistiftes, den Sie mir in die Hand gedrückt und den ich so gut ich konnte, in Ihrem Dienste geführt, das Wort selbst zu ergreifen, so geschieht dies erstlich in der Hoffnung auf liebevolle Nachsicht. Ich glaube nämlich nicht, dass ich es nöthig hätte, den Collegen von der Realschule zuzurufen: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, auch wenn er Gymnasiallehrer ist“. Zweitens habe ich mir vorgenommen, nur durch wenige Minuten Ihre zwar immer ehrende, aber schon so vielfach geprüfte Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

Bekanntlich wurde an verschiedenen Orten die Klage erhoben, dass die Gymnasialschüler überbürdet seien — eine Klage, die von den Zeitungen besprochen, eine Klage, die in Abgeordnetenhäusern beredet, eine Klage endlich, die die hohen Regierungen nicht überhören durften und nicht überhört haben. Ich glaube jedoch, dass ein Beweis, dass und wodurch die Gymnasialschüler überbürdet seien, nicht erbracht worden. Ich bin wenigstens auf keinen Beweis dieser Art gestossen.

Denn wenn ein unzufriedener Anonymus in dem Unterrichtsblatt der „N. Fr. Pr.“ sagt, alles Uebel komme von der schlechten philologischen Methode, und die Forderung erhebt, es seien in der Stunde in der Classe 120 Verse durchzunehmen, so wird wohl jeder Fachmann mit mir sagen, wenn wir von dem Gymnasialschüler, der seine Vorbereitung auf Geschichte und Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Logik, Psychologie auszudehnen hat, verlangen würden, dass er sich statt auf 40 bis 50 auf 120 Verse vorbereite, dass wir da aus der Scylla der angeblichen in die Charybdis der in die Augen springenden Ueberbürdung fallen würden.

Wenn ferner ein anderer unzufriedener Anonymus in derselben Zeitung fordert, dass die realistischen Fächer in das Untergymnasium derart zusammen zu drängen seien, dass für die Sprachen 3 wöchentliche Stunden zurückbleiben, so sieht Jedermann, dass der Anonymus nicht weiss, was jeder Laie, der seinen Kindern eine französische oder englische Bonne hält, weiss, dass die jüngeren Jahre zur Erlernung von Sprachen am geeignetsten sind.

Wenn aber auf der anderen Seite ein um Wissenschaft und Schule so hochverdienter Mann wie Ottokar Lorenz in einer vor Kurzem erschienenen Schrift sagen will, dass die Gymnasialschüler in Oesterreich nicht überbürdet seien, beweise der stetig wachsende Andrang zu den Gymnasialstudien trotz des beklagten Rückganges der ökonomischen Verhältnisse, so erlaube ich mir dagegen zu bemerken, die Gymnasialschülerzahl in Oesterreich wächst nicht trotz, sondern gerade wegen des Rückganges der ökonomischen Verhältnisse. In der Stadt wenigstens, in der ich zur Zeit wirke, sind Fälle stadtbekannt, in denen

junge Leute der Handelsakademie, der Realschule — den Rücken kehrten, sich selbst nach mit gutem Erfolg abgelegter Maturitätsprüfung an der Realschule der mühseligen Vorbereitung für die Gymnasialabiturientenprüfung unterzogen, einzig und allein aus dem Grunde, weil die glänzenden Aussichten, die früher in Oesterreich die technischen und Handelsstudien geboten hatten, verbaut worden waren.

Da ich also weder auf der einen noch auf der anderen Seite einen Beweis, beziehungsweise Widerlegung der Ansicht, dass die Gymnasialschüler überbürdet seien, gefunden, so dachte ich, es sei der Mühe werth darüber nachzudenken, auf welchem Wege ein solcher Beweis bez. Widerlegung geführt werden könnte.

Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen einen solchen Weg vorzuführen. Ich bin freilich weit entfernt zu glauben, dass er der allein richtige sei; auch dieses wage ich nicht zu sagen, dass er unfehlbar zum Ziele führe: allein gestehen will ich, dass ich keinen anderen weiss und versprechen will ich, dass ich Jedermann danken werde, der mir einen besseren zeigt.

Ich dachte nämlich, wie wäre es denn, wenn der Gymnasiallehrer selbst, der doch seiner Zeit zu den besseren Gymnasialschülern gehörte, sich die Frage vorlegen und nach bestem Wissen und Gewissen beantworten würde, in welchen Classen, in welchen Gegenständen, in welchen Partien er sich überbürdet gefühlt. Wenn eine Reihe solcher Bekenntnisse von Gymnasiallehrern philologisch-historischer und mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung vorliegen würde, dann könnte von dem grössten gemeinschaftlichen Mass der behaupteten Ueberbürdung gesagt werden, dass es Erwiesenes darstelle, so weit ein Beweis in solchen Dingen eben möglich ist.

Als ergänzendes Seitenstück könnten ähnliche Bekenntnisse von Seiten sich eignender Abiturienten dienen. Ich bitte um die Erlaubniss, an dem deutsch-österreichischen Beispiel zu zeigen, wie ich mir die Sache praktisch durchgeführt denke. Es wird dies Beispiel um so eher zu verwenden gestattet sein, da ja vor wenigen Tagen Seine Durchlaucht der deutsche Reichskanzler, als er die Bruderhand zum Bunde reichte, in Wien so begeistert begrüsst und empfangen worden ist.

Die deutsch-österreichischen Gymnasien unterstehen entsprechend der Zahl der im Reichsrathe vertretenen Kronländer siebenzehn Landesschulräthen, die wohl den deutschen Provinzialschulräthen entsprechen. Es hätte nun je ein Landesschulrath je einen Gymnasiallehrer mit philologischer und einen mit mathematisch-naturwissenschaftlicher Vorbildung mit der Aufgabe zu betrauen, ein Gutachten über die oben angedeutete Frage, in welchen Gegenständen er sich überbürdet gefühlt habe, einzusenden. Ferner wäre je ein Director namhaft zu machen, der von sich hiezu eignenden Abiturienten mit philologisch-historischer und mathematisch-naturwissenschaftlicher Neigung eine Arbeit abverlangen würde über die Frage, in welchen Classen, in welchen Gegenständen, in welchen Partien sie sich überbürdet gefühlt hätten.

Endlich hätte die hohe Regierung Jemanden mit der Aufgabe zu betrauen, das gemeinschaftliche Mass der behaupteten Ueberbürdung herauszufinden.

Ich stelle keine These auf, da ich nicht gekommen bin, Wahrheiten zu geben, sondern nur Wahrheiten zu suchen.

Lassen Sie mich nur noch in altclassischer Weise mit dem Wunsche schliessen, dass Ihre Entscheidung — ob Sie dem von mir gezeigten oder einem besseren Wege folgen — in jedem Falle zum Besten der Gymnasialstudien ausfallen möge.

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seine Mittheilungen und fragt die Versammlung, ob sie in die Discussion über das angeregte Thema eintreten will. Auf die Bejahung ertheilt er das Wort Herrn

Gymnasialdirector Löhbach aus Mainz. Derselbe sieht den gesuchten Weg zur Constatirung einer etwaigen Ueberbürdung in den Alumnaten, die mit öffentlichen Anstalten verbunden seien; denn hier müssten die Schüler unter Aufsicht von Fachmännern ihre Arbeiten anfertigen und würde daher eine Ueberbürdung sofort constatirt werden. Er habe in seiner Schulpraxis eine solche noch nicht gefunden, glaube auch überhaupt nicht an eine Ueberbürdung so, wie sie in den öffentlichen Blättern dargestellt werde. Freilich würde den höheren Lehranstalten sehr häufig ein für die Studien völlig ungeeignetes Material von Schülern zugeführt, deren intellectuelle Kräfte für die Bewältigung der Aufgaben nicht ausreichend seien und die daher wohl belastet und überlastet erscheinen. So sei vor nicht langer Zeit die Frau eines Anwaltes bei ihm gewesen, als ihr von Seiten der Anstalt mitgetheilt worden sei, dass ihr Sohn nicht voranschreite und dass sie ihn daher wegnehmen möge; sie erklärte, ihr Sohn habe nicht die genügenden geistigen Kräfte, um Kaufmann werden zu können, wohl aber könne er noch ein guter Advokat werden. Diese Ansicht, dass zum Studium nur wenige geistige Fähigkeiten gehörten, sei namentlich noch unter dem Landvolke vielfach verbreitet; sie sei Ursache, dass Schüler die Gymnasien besuchten, die freilich das für mittlere Begabung berechnete Pensum nicht bewältigen könnten. — Ein andrer Weg zur Feststellung etwaiger Ueberbürdungen sei die Rücksprache der Eltern mit dem Director und mit den Lehrern; gänzlich verwerflich aber sei der jetzt so beliebte Weg der anonymen Briefe und der Besprechungen in den Zeitungen.

Prof. Dr. Eckstein (Leipzig) glaubt nicht an die Reellität der Ueberbürdungsfrage; die Schüler hätten noch immer Zeit genug zu dummen Streichen, über die man sich ärgern müsse; dann hätten sie auch sicher noch Zeit genug zum Arbeiten. Die Frage sei leider schon so vielfach verhandelt worden, dass es völlig in der Ordnung sei, sie in einem solchen Kreise zur Verhandlung zu bringen. In Sachsen sei diese Frage sehr gründlich erörtert worden, und er selbst habe sich eingehend mit ihr beschäftigt. Der Grund des Uebels liege in der gefälligen Art und Weise, in der unsere Behörden auf die Klagen hören und Verordnungen erlassen, — preussische wie sächsische Behörden u. s. f. In Oestreich mache man neuerdings für Alles die Methodik verantwortlich, man beschuldige die Lehrer hauptsächlich, dass sie nicht wüssten, wie man die Sachen richtig behandeln solle; wäre die Methode besser, so würde keine Klage wegen Ueberbürdung mehr möglich sein. Was die Alumnate betreffe, so habe auch er nie in denselben eine Ueberbürdung constatiren können. — Der Grund, aus dem die Klagen der Eltern entspringen, liege darin, dass die Schüler der jetzigen modernen Sitte, oder besser gesagt, Unsitte gemäss viel zu viel in das gesellige Leben gebracht würden. Die Jugend sei viel kräftiger, als man nach den Klagen erwarten könne. In früherer Zeit sei man freilich mit dem Schreckgespenst der Maturitätsprüfung weniger gequält worden, dafür hätten aber die Schüler viel mehr für sich gearbeitet; sie hätten wohl manchmal eine Nacht hindurch an einem Aufsatze gearbeitet, wären aber doch am andern Morgen frisch zur Schule gegangen; die Jugend vertrage viel und am Arbeiten sei noch kein Schüler gestorben. Recht zu beklagen sei es, dass selbst parlamentarische Kreise sich mit dieser von unzufriedenen Eltern angeregten Frage beschäftigt hätten. Unser Geschlecht sei rüstig und

tüchtig, aber die Eltern seien milde und die Behörden zu nachgiebig geworden, wenn eine Klage sich erhebe, so erscheine sofort eine allgemeine Verordnung, und es werde hinaustrompetet: „Wir haben dafür gesorgt". — Ein andrer Grund für zeitweise Ueberbürdung liege in den Fachlehrern. Es könne wohl geschehen, dass mathematische und naturwissenschaftliche Lehrer, die von tiefem Ernst für ihr Fach und von Freudigkeit für ihren Beruf erfüllt sind, leicht mehr von den Schülern fordern, als nöthig ist; wir Philologen vermögen dies nicht sofort richtig zu beurtheilen; aber durch gemeinsame Besprechung namentlich der Ordinarien mit den einzelnen Lehrern lasse sich auch hier jeder Ueberbürdung vorbeugen. Er denke, wir trösten uns, lassen die Leute klagen und bringen indessen unsere Schüler vorwärts, die ganz sicherlich nicht an der Arbeit sterben werden. Kommen dann auch einmal kränkliche, schwächliche Knaben, so werden sie von allen Lehrern mit der nothwendigen Schonung behandelt werden. Mit Recht aber sei von Seiten des Herrn Directors Löhbach aus Mainz darauf hingewiesen worden, dass namentlich von den Landleuten grade die dummen Jungen auf das Gymnasium gesandt würden; diese würden freilich unter der sauern Arbeit stöhnen, auf sie könne man aber auch keine Rücksicht nehmen. Die Lehrer könnten sich bei all dem Geschrei beruhigen, sie trügen keine Schuld; auch sie hätten ein warmes Herz für die Jugend, sie wollten auch, dass letztere kräftig und frisch bleibe, damit sie ungeschwächt dem Vaterlande einst ihre Dienste weihen, in schwerer Zeit mit kräftiger Hand die Ehre des deutschen Namens gegen Fremde wahren könnte. Grade das habe ja im letzten Kriege den Franzosen so sehr imponirt, dass gemeine Soldaten Französisch verständen und mit der Karte in der Hand — was ja ihre eignen Offiziere nicht vermochten — marschirten. Dem Collegen spreche er seinen Dank dafür aus, dass er die Sache angeregt habe und jeder der Anwesenden nun sagen könne: salvavi animam.

Professor Adam aus Urach bemerkt, dass man auch in seiner Heimat Würtemberg wegen Ueberbürdung der Schüler klage; er müsse gestehen, dass relativ diese Klagen nicht so ganz unberechtigt seien. Ein Hauptübelstand liege in den mangelhaften Lectionsplänen; es käme nämlich vor, dass Unterricht in den Hauptfächern auf einen Tag zusammengedrängt würde und dass alsdann freilich auf einen Tag die Arbeit zu schwer werde; die Directoren hätten es durch gute Einrichtung der Stundenpläne in der Hand hier Abhülfe zu schaffen. Ein andrer Uebelstand liege darin, dass die Schüler gewöhnt seien, ihre Arbeiten möglichst weit hinauszuschieben; es müssten also die Schüler angehalten werden, ihre Zeit richtig einzutheilen und ihre Präparationen auch zu rechter Zeit zu machen.

Prov.-Schulrath Dr. Baumeister will bei der Ueberbürdungsfrage doch neben dem Umstande, dass die Jugend jetzt mehr mit dem socialen Leben in Berührung gebracht werde, auch die Thatsache berücksichtigt wissen, dass die vor 10 bis 12 Jahren so plötzlich eingetretene Steigerung in der Gründung neuer Schulen und der dadurch herbeigeführte Lehrermangel die Behörden nöthigten, so viele junge und ungeschulte Lehrkräfte zu verwenden. Alle der Anwesenden würden wohl zugeben, dass auch der Lehrer bei seiner Fachausbildung Lehrgeld zahlen müsse und dieses werde nun vom Schüler genommen. Wir machten ja alle im Anfange Fehler! Wenn nun eine Anstalt 3 bis 4 Probe-Candidaten oder Lehrer, die erst ein oder höchstens zwei Jahre thätig sind, besässe, so seien Uebelstände, namentlich aber Ueberbürdung der Schüler, unausbleiblich. Was die

Behörden hier thun könnten, sei sehr dürftig; nur die Directoren könnten hier durch strenge, stetige Controlle Abhülfe verschaffen. Wenn Herr Professor Brand sich in seinem Vortrage auf die Ueberbürdung der Gymnasialschüler beschränkt habe, so müsse er in Bezug auf Elsass-Lothringen bemerken, dass es hier grade die Realschulen wären, deren Schüler wie nachgewiesen auch wirklich überbürdet seien; der Grund liege darin, dass die Realschule keine solche Concentration wie das Gymnasium besitze.

Der Vorsitzende Director Dr. Dronke kann nur Hr. Prof. Eckstein darin beistimmen, dass von einer Ueberlastung in Wirklichkeit gar nicht die Rede sein könne. Die Klagen entsprängen der Sucht der Eltern, ihre Kinder viel zu früh an den Vergnügungen des öffentlichen Lebens Theil nehmen zu lassen; in einer Woche seien — dessen erinnere er sich aus seinen jüngsten Erfahrungen — drei Familienkinderbälle gewesen, an denen die Schüler der oberen Klassen Theil genommen; wo sollte da die Freudigkeit und auch die Zeit zum Arbeiten herkommen? Alle hier Anwesende seien jung gewesen, hätten als Schüler arbeiten müssen und es hätte ihnen nichts geschadet. So werde es auch der jetzigen Jugend nicht schaden, wenn sie durch die Schule den Vergnügungen entzogen und zu strengem sittlichernstem Arbeiten angehalten würde.

Prof. Dr. Eckstein fürchtet sich vor den jungen Lehrern, denen der verehrte College, Herr Prov.-Schulrath Dr. Baumeister, Schuld an Ueberbürdung hat aufladen wollen, nicht. Machten sie auch bisweilen Fehler, so machten sie ihn auch umgekehrt wieder gut durch den lebendigen Eifer und die frische Begeisterung, die sie in das Amt mitbrächten.

Die Debatte wird hiermit geschlossen.

Herr Oberlehrer Buschmann bittet, dass von einem mündlichen Berichte der erwählten Commission über die Lehrmittel-Ausstellung abgesehen werden möge, da die Zeit zu dessen Ausarbeitung gefehlt habe; dagegen solle derselbe schriftlich in den Verhandlungen erstattet werden. Die Versammlung erklärt sich mit dem Antrage einverstanden.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig) spricht den Dank der Versammlung dem Vorsitzenden Dir. Dr. Dronke für die umsichtige und tactvolle Leitung der Verhandlungen, sowie Herrn Prof. Dr. Brand für die rasch gelieferten Sitzungsberichte aus. Seine Besorgnisse, dass die Trierer Verhandlungen zu Streitigkeiten zwischen den Vertretern der höheren Schulen führen würden, seien glücklich beseitigt; es liege auch dazu kein Grund vor, wenn wir alle von dem Bewusstsein durchdrungen sind, dass unser Arbeitsfeld ein gemeinsames sei: die tüchtige Heranbildung der deutschen Jugend für die leitenden Stände des gemeinsamen Vaterlandes. Director Dr. Dronke spricht der Versammlung für das ihm bewiesene Wohlwollen seinen Dank aus und schliesst die Sitzungen der pädagogischen Section mit Vertheilung der eingesandten Verlagsartikel von Friedberg und Mode.

Orientalische Section.

Vorsitzender: Prof. Dr. Gildemeister aus Bonn.

Die orientalische Section, bei welcher sich 37 Theilnehmer eingeschrieben hatten, hielt drei Sitzungen, welche, wie stets, zum Theil von den geschäftlichen Verhandlungen der deutschen morgenländischen Gesellschaft eingenommen wurden. Aus diesen möchte nur das als für weitere Kreise interessant hervorzuheben sein, dass die seit längerer Zeit stockenden „Wissenschaftlichen Jahresberichte über die orientalischen Studien" wieder ernstlich aufgenommen sind und nächstens ein Band erscheint.

Die Reihe der Vorträge eröffnete Hr. Geh. Hofrath Fleischer aus Leipzig mit einer Mittheilung über die in Bairut gegenwärtig erscheinende, von einem arabischen Christen, dem bekannten Petros Bistâni, redigirte arabische Encyclopädie. Drei Foliobände sind ausgegeben, umfassen jedoch noch nicht ganz den ersten Buchstaben, unter den freilich der Eigenthümlichkeit des arabischen Alphabetes gemäss alle europäischen, mit Vocalen beginnenden und hier, zum Theil auf sonderbare Weise, transscribirten Wörter fallen müssen. Der Zweck des nicht ohne Einfluss der amerikanischen Mission unternommenen Werkes ist zunächst, das Wissen der Abendländer den Morgenländern zu vermitteln, aber die auf den Orient und die altarabische Welt bezüglichen Artikel sind auch für den europäischen Philologen von Wichtigkeit, da darin manche unzugänglicheren Hülfsmittel und Handschriften, letztere z. B. bei den aus Jâkût genommenen geographischen Artikeln, benutzt sind. In Beziehung auf die den Occident, Amerika eingeschlossen, behandelnden Artikel ist es unsern Conversationslexicis ähnlich. Geschöpft haben die Verfasser vorzüglich aus englischen und französischen Büchern; ihre Literaturkenntniss war, wie sich voraussetzen lässt, sehr unzureichend und zwischen Wichtigem und Unwichtigem wussten sie nicht zu unterscheiden; so haben sie namentlich eine Menge höchst unbedeutender Personen aufgeführt. Eine Neuerung für den Orient aber ist die Illustration durch bildliche Darstellungen; der Herausgeber hat sich von europäischen und amerikanischen Verlegern die von diesen in Büchern und Zeitschriften gebrauchten Holzschnitte verschafft und sie in bunter Reihe — Ackerwerkzeuge, Portraits, naturhistorische Gegenstände u. s. w. — seiner Encyclopädie einverleibt.

Hr. J. Halévy aus Paris stellte in französischem Vortrage eine in den meisten Einzelheiten neue Theorie auf, den Ursprung der semitischen Vocalzeichen zu erklären, er leitete sie aus der Form der Consonantenfiguren und deren äusserster, selbst bis zu zwei blossen Puncten gehenden Verkürzung her. Zu einer Discussion fehlte die Zeit.

Hr. Prof. J. Oppert aus Paris sprach über „die Fragmente der Epopoeen, welche die Schöpfung und Sintfluth nach babylonischer Auffassung betreffen". Die bisherigen deutschen Uebersetzungen derselben seien nur mittelbar aus verfehlten englischen geflossen; er habe kürzlich (im Anhange zu Ledrain Histoire d'Israel I. Par. 1879. 12) die erste richtige gegeben; diese wolle er mit den bereits wieder nöthig gewordenen Verbesserungen deutsch mittheilen. Er trug daher diesen Text mit den in jenem Buche bereits gedruckten Erläuterungen vor. Das Ziel des Vortrags war insbesondere zu zeigen, dass, während die Engländer in den babylonischen Inschriften immer nur die biblischen Berichte wieder finden wollen, eine radicale Verschiedenheit zwischen beiden obwalte. Wenn es hier

heisse: „Ein Chaos, das Meer, war die Mutter, die dies ganze Universum zeugte; die Götter waren einst ohne Dasein; zuerst wurden die Götter Luhmu und Lahamu (männlich und weiblich) erschaffen; lange Jahre gingen dahin, bis ihre Zahl sich mehrte"; so springe die Unverträglichkeit in die Augen. Ebenso wisse ein zweites Fragment, das von der Eintheilung des Jahres und der Zeiten handle, von dem Sabbat, den man darin habe finden wollen, nichts. Es hebe zwar den 7. 14. Tag des Mondmonats hervor, aber dies sei etwas wesentlich Anderes, als der siebente Tag der Woche. Die Sintfluthgeschichte in dem Epos vom Istubar (die wirkliche Aussprache dieses, wie anderer Namen, sei unbekannt), einem niederen Gotte, der vielleicht den Stammvater der Semiten repräsentire, biete in ihren weitläuftigen Schilderungen zwar viele Analogieen mit der biblischen dar, aber es fehle die Hauptsache, das ethische Element der letzteren. Von einer Verschuldung der Menschheit sei nicht die Rede, vielmehr werde die Fluth durch die Rache eines einzelnen Gottes herbeigeführt, aber von einem anderen Gotte, um jenem einen Possen zu spielen, dem Könige Adrahasis verrathen, der sich denn mittels eines Schiffes rette und den Plan vereitele.

Hr. Prof. Dr. Herm. Strack aus Berlin hielt einen Vortrag über „Abraham Firkowitsch und den Werth seiner Entdeckungen", in welchem er die Motive des bekannten, im Jahre 1874 in seinem achtundachtzigsten Jahre gestorbenen Fälschers und sein Verfahren darstellte. Firkowitsch war zu seiner eigenthümlichen Thätigkeit, wenigstens im Anfange, weniger durch eigennützige Motive veranlasst, als durch das Bestreben, seiner karaeischen Secte in den Augen der Russen ein möglichst hohes Alter und volle Selbständigkeit zu sichern, damit die Karaeer, die sich des vollen Bürgerrechtes erfreuten, nicht mit den ziemlich gedrückten und verachteten rabbanitischen Juden verwechselt und diesen gleichgestellt würden. So mussten sie sich von letzteren schon vor der Zeit des Todes Christi geschieden und schon Kambyses musste ihnen aus Dankbarkeit für ihre in einem Skythenkriege geleisteten Dienste die Krim geschenkt haben. Zu diesem Zwecke erfand er eine eigne Schöpfungsaera, welche um 151 Jahre von der der Juden abweicht, und eine Exilsaera, die im achten vorchristlichen Jahrhundert anfängt, und fälschte auf raffinirte Weise die Jahreszahlen einer grossen Menge von Grabschriften und von Epigraphen der Handschriften, deren er eine grosse Menge alter und werthvoller zusammengebracht hatte, um zu Zahlen zu gelangen, die auf Daten vor Christus und der ersten christlichen Jahrhunderte führten, während sie wirklich aus den letzten des Mittelalters oder noch neueren stammten. Der Vortragende, der zur Untersuchung der Sache 1874 selbst in der Krim gewesen, machte das Verfahren des Mannes, der ein gelehrter Handschriftenkenner war, sehr sorgfältig mit Dinten aller Farbennuancen operirte und die verschiedene Behandlung der Schrift auf der Fleisch- und Haarseite der Pergamente verstand, der auf dem leicht zu bearbeitenden Sandstein der Grabmäler geringe Veränderungen machte und meist mit den einfachsten Mitteln operirte, durch einzelne Beispiele anschaulich.

An die Sitzungen der orientalischen Section schloss sich am 25. Sept. die Generalversammlung des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas, der vor zwei Jahren auf der Versammlung zu Wiesbaden gegründet war. Die Verhandlungen betrafen nur geschäftliche Angelegenheiten.

Verhandlungen

der Deutsch-Romanischen Section der XXXIIII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier

vom 24. bis 27. September 1879.

I. Vorsitzender: Prof. Dr. Wilmanns, Bonn.
II. Vorsitzender: Prof. Dr. ten Brink, Strassburg.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

1. Crecelius, Elberfeld.
2. Fr. Neumann, Heidelberg.
3. Jacobs, Münster-Elsass.
4. Otto Behaghel, Heidelberg.
5. Herm. Rodenbusch, Crefeld.
6. Philipp Wegener, Magdeburg.
7. Heinrich Düntzer, Köln.
8. N. Rosenkraenzer, Trier.
9. M. Keuffer, Reallehrer, Trier.
10. Maukel, Münster.
11. Knod, Gebweiler.
12. Erich Schmidt, Strassburg.
13. Franz Ziller, Reallehrer, Magdeburg.
14. Follmann, Reallehrer, Metz.
15. Wagner, Prof., Lüttich.
16. Wendt, Reallehrer, Lennep.
17. H. Osthoff, Heidelberg.
18. G. Finkenbrink, Reallehrer, Mülheim a. d. Ruhr.
19. Dr. Koch, Gymnasiallehrer, Aachen.
20. Dr. Freybe, Oberl., Parchim.
21. Eduard Lohmeyer, Kassel.
22. Dr. M. Krummacher, Dir. d. h. Töchterschule, Kassel.
23. Martin, Prof., Strassburg.
24. Stengel, Prof., Marburg.
25. Dr. Joh. Franck.
26. Dr. B. Seuffert, Privatdocent, Würzburg.
27. Bernh. ten Brink, Prof., Strassburg i. E.
28. Dr. Otto Bindewald, Reallehrer, Giessen.
29. Vigelius, Schulinspector, Giessen.
30. Dr. W. Vietor, Reallehrer, Wiesbaden.
31. F. Kräuter, Saargemünd.
32. Dr. C. Höpfner, Koblenz.
33. Dr. Wollseiffen, Crefeld.
34. Dr. C. Schädel, Büdingen.
35. Dr. Ed. Schwan, Giessen.
36. J. Dörr, Coblenz.
37. Prof. Dr. W. Knorr, Eutin.
38. Dr. Busch, Hochneukirch.
39. Dr. W. Oncken, Giessen.
40. Dr. Hermann Frommann, Büdingen.
41. W. Wilmanns, Bonn.

1. Sitzung, den 24. September, Vormittags 11½ Uhr.

Der erste Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einer kurzen Ansprache und theilt mit, dass der zum zweiten Vorsitzenden ausersehene Herr Prof. Dr. Förster aus Bonn durch Krankheit leider verhindert sei, an der Versammlung Theil zu nehmen. An seiner Stelle schlägt er vor Herrn Prof. ten Brink zu wählen, was auch einstimmig geschieht. Zu Schriftführern werden bestimmt die Herren Dr. Kräuter aus Saargemünd und Dr. Franck aus Bendorf (jetzt in Bonn).

Zum Schlusse dieser Sitzung erstattet der Vorsitzende einen kurzen Bericht über die Fortschritte und die bevorstehende Vollendung des mittelniederdeutschen Wörterbuches, und vertheilte ein Schriftchen, „Fragment einer Mhd. Uebersetzung der Ilias", eine Arbeit Lachmann's, die sich in Haupt's Nachlass befand.

2. Sitzung, den 25. September, Vormittags 8 Uhr.

Zunächst gelangt eine Spende von Herrn Prof. W. Crecelius aus Elberfeld zur Vertheilung:

Essener Glossen

„der bei der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier tagenden Germanisch-Romanischen Section auch zugleich im Namen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zum Grusse dargebracht".

Dann erhielt Herr Prof. Dr. Martin aus Strassburg das Wort zu einem Vortrage, den er „Zur Gralsage"[1]) betitelt hatte.

Ausgehend von Wolfram's Parzival trat er zunächst der vielfach angenommenen Meinung entgegen, dass Wolfram nur den Parzival Chrestien's von Troies als Quelle benutzt und alles Uebrige, namentlich auch seinen Gewährsmann, den Provençalen Kyot, erfunden habe. Es seien ja auch andere altfranzösische Gedichte aus der bretonischen Sage, z. B. die Quelle von Ulrich's von Zatzikhoven Lanzelot verloren gegangen. Auf noch andere Gedichte dieser Art weisen mehrere Anspielungen bei Wolfram hin, welche als leeres Versteckspiel angesehen werden müssten, wenn nicht die davon handelnden Gedichte dem Dichter und seinem Publicum bekannt gewesen wären. Was nun die nahe Uebereinstimmung zwischen Wolfram, also auch Kyot, und Chrestien angehe, so wären verschiedene Erklärungen möglich; am wahrscheinlichsten sei es, dass Kyot Chrestien's Werk fortgeführt und erweitert habe, wie dies ja auch von anderen, uns zum Theil bekannten Dichtern geschehen sei. Ein zweiter Grund, der für Wolfram's Selbständigkeit angeführt werde, der deutsche Ursprung der von Wolfram hinzugefügten Namen und Sagen, sei keineswegs von vorn herein beweisend, indem die altfranzösische Sage manche derartige Elemente in sich aufgenommen habe. Gerade ein von den Leugnern des Kyot'schen Werkes besonders hervorgehobener Punct beweise gegen sie: die Anknüpfung der Sage vom Schwanritter, die sich wie bei Wolfram, so auch bei einem späteren Fortsetzer Chrestien's, bei Gerbert, finde; unzweifelhaft auf Grund einer gemeinsamen, uns nicht erhaltenen Quelle.

So sind wir denn, um Wolfram's eigne Verdienste zu bestimmen, an sich der Möglichkeit ausgesetzt, ihm das von Kyot Herrührende zuzuschreiben. Innere Gründe ermächtigen uns jedoch, als Wolfram's Eigenthum einmal die stilistischen Vorzüge anzusehen, die sich bei keinem anderen Dichter des Mittelalters vorfinden. Auch die Vertiefung der Fabel durch die psychologische Motivierung gehöre ihm gewiss an. Endlich die Namen, die entweder nur für persönliche Verhältnisse des Dichters von Bedeutung sind oder durch ihre Form sich als unfranzösisch erweisen. So die Völkernamen auf -jente und die davon abgeleiteten Adjectiva auf -jentesîn: erstere konnten nur aus dem Latein stammen.

Im Uebrigen aber haben wir die Sagen, welche Wolfram im Parzival behandelt, als in jener Zeit weitverbreitet und vielbehandelt anzusehn. Einen Beweis dafür gibt u. a. auch die Krone Heinrich's von dem Türlin. Der Vortragende ging etwas näher auf

---

1) Der Vortrag soll erweitert und mit den Belegen versehen in den Quellen und Forschungen (Strassburg, Trübner) veröffentlicht werden.

dies über Gebühr vernachlässigte Gedicht ein. Als Gewährsmann für seine Erzählung nenne Heinrich Chrestien von Troies; merkwürdiger Weise aber gerade für Stücke, die nicht in Chrestien's Werken erhalten sind, während andre Stücke, die im Ganzen mit Chrestien stimmen, nicht aber in Namen und sonstigen Einzelheiten, ohne Quellenangabe bleiben. In diesen Abenteuern Gawein's stimmt, wie schon Lachmann bemerkt hat, Heinrich mehr mit Chrestien überein, als Wolfram; aber Heinrich hat auch seine eigenthümlichen Züge. Dass nun Heinrich hier nicht selbst als Erfinder anzusehen ist, darauf deutet der Wechsel in den Namen für dieselben Personen, welcher auf eine Compilation zurückzuführen ist. Eben dies gilt von dem Umstand, dass Heinrich einige Abenteuer als bereits überstanden bezeichnet, die er erst später ausführlich erzählt. Endlich lassen sich mehrere Erzählungen, die Heinrich einwebt, auch in späteren französischen, englischen u. a. Gedichten nachweisen. Nun ist es nicht wahrscheinlich, dass Heinrich diese Compilation der Erzählungen selbst vorgenommen hat: dem widerspricht seine Angabe, aus einem Exemplar geschöpft zu haben, sowie seine gegen den Schluss immer mehr hervortretende, mehrmals auch ausgesprochene Absicht zu kürzen. Vielmehr ist eine französische Quelle anzunehmen, ähnlich wie Chrestien's Werk mit seinen Fortsetzungen, welche eben diesen compilatorischen Charakter erkennen lassen.

Die Art und Zahl der Variationen, in welchen die Abenteuer der bretonischen Sage erzählt werden, führen darauf anzunehmen, dass gerade diese Sage neben der poetischen Bearbeitung auch eine mündliche Ueberlieferung in Prosa erfahren hat. Ausdrücklich sagt dies der Fortsetzer Chrestien's, Gauthier (Perc. 28373 sqq.). Auf solche Entstellung der Sage durch Märchenerfinder weist auch Heinrich hin. Sie ist für sehr frühe Zeit anzunehmen wegen der Verwahrung Wace's im Brut (1155) gegen die Fabeleien der Erzähler. Märchenerzähler sind auch für Deutschland noch bis in die Gegenwart nachgewiesen worden. Aus der Anwendung dieser Kunstform gerade auf die bretonische Sage erklärt sich denn auch das frühe Auftreten der schriftlichen prosaischen Erzählung für diesen Gegenstand.

Ganz besonders wichtig erscheint nun auch Heinrich's Krone für die Gralsage, deren Entwicklung der Vortragende nicht ohne Vorbehalt — wie ihn die auf das Gebiet der Phantasie führende Natur des Gegenstandes bedingte — zu zeichnen versuchte. Zweimal kommt bei Heinrich Gawein zum Gral. Das erste Mal wird dieser Name freilich nicht genannt, aber der Bericht ist deutlich genug: Gawein findet in einer wunderbaren Burg einen Greis auf einem Ruhebette, dem von einer Jungfrau eine Krystallschale mit frischem Blute gebracht wird, während andre Lichter tragen. In der Nacht findet Gawein seinen Wirt todt; am Morgen erwacht er allein auf dem Felde. Das zweite Mal findet Gawein den Gral, der nun wirklich genannt wird, und erlöst durch seine Frage den Gralhüter, der mit der ganzen Gesellschaft, ausser den Frauen, nur scheinbar lebt.

Solche Erlösung scheinbar Lebender begegnet auch sonst in deutschen und fremden Sagen, nach welchen Könige der Vorzeit in Bergen oder Schlössern hausen. Ein solcher König ist auch der Gralhüter, den die meisten Quellen gar nicht mit Namen bezeichnen, Wolfram aber Amfortas nennt, d. h. der Kranke.

Der Gralhüter ist kein Andrer als Artus. Von ihm wird ganz ähnliches erzählt. So bei Gervasius von Tilbury, bei Cäsarius von Heisterbach, welche ihn im Aetna hausen lassen, dahinsiechend an den Wunden, von deren Heilung durch die Fee Morgan, auf der

Insel Avallon die allgemeine bretonische Sage berichtet. Zu Grunde liegt auch dieser Vorstellung gewiss ein Mythus vom Wechsel der Jahreszeiten.

Der Gral erscheint mit Artus wenigstens in den späteren Quellen verbunden: er scheint nichts als eine geisterhafte Erneuerung der Tafelrunde und seine durchgängig bezeugte Eigenschaft nur die des Tischlein deck dich. Eine Variation dieser Sage begegnet bei Wilbrand von Oldenburg, der 1211 im Orient reiste.

Diese rein sinnliche Auffassung des Grals findet sich in den Fortsetzungen Chrestien's; aber hier begegnet auch die mystische Anknüpfung seiner Wunderkraft an die christliche Legende von Joseph von Arimathia, welche gegen Ende des 12. Jahrhunderts ausführlich durch Robert de Boron erzählt wird. An dies Gedicht schliessen sich andere poetische und prosaische Werke, welche auch von Merlin handeln und den walisischen Seher und Zauberer gleichfalls nach christlicher Auffassung darstellen, wie sie zum Theil als Gralfinder ebenso eine neue, ganz christlich reine Person, Galaad auftreten lassen. Ueberall also der Uebergang von der Volkssage zur Legende, nicht umgekehrt.

Der Vortragende schloss mit einem Hinweis auf den märchenhaften Charakter auch der übrigen im Parzival erzählten Abenteuer, Schastelmarveil u. a., sowie mit dem Wunsche, dass Ausgaben späterer Gedichte aus der Gralsage, welche schon druckfertig vorliegen, sowie ein in Vorbereitung begriffenes Namenbuch der bretonischen Sage eine wohlwollende Aufnahme finden möchten.

Der Vorsitzende dankte im Namen der Versammlung und ertheilte das Wort Herrn Dr. Behaghel aus Heidelberg, welcher über eine neue Ausgabe der Eneide Heinrichs von Veldeke sprach.

Der Hauptmangel von Ettmüller's Ausgabe der Eneide liegt darin, dass Ettmüller den Werth der verschiedenen Handschriften gänzlich falsch beurtheilt hat. Der Vortragende zeigt, dass die vorhandenen Handschriften der Eneide in zwei Gruppen zerfallen, auf der einen Seite die Gothaer, die Berliner, die Münchener und die Wiener Handschrift, auf der andern Seite zwei Mss. in Heidelberg und die Eybacher Handschrift. Diese Gruppen zerfallen wieder in weitere Unterabtheilungen. Den ersten Rang in dem so entstehenden Stammbaume der Mss. nehmen zwei Handschriften des 15. Jahrhunderts ein. Daraus ergeben sich grosse Schwierigkeiten in Bezug auf die sprachliche Herstellung des Textes: keine der vorliegenden Handschriften bietet einen so guten Text, dass man ihre Schreibung einer Ausgabe zu Grunde legen könnte. Man wird daher genöthigt, das Gedicht in die Mundart umzuschreiben, in der es ursprünglich abgefasst war, die Mundart von Mastricht und Umgegend. Eines der wichtigsten Hülfsmittel bei solchem Unternehmen ist die Legende vom heiligen Servatius, wenn dieselbe in Wahrheit vom Dichter der Eneide herrührt. Es wird daher nun speciell auf die Frage nach der Identität beider Verfasser eingegangen. Gegen die Identität hat man hauptsächlich die Sprache und den angeblich geistlichen Stand des Servatiusdichters geltend gemacht. Die daraus entnommenen Gründe sind bereits von Braune und Martin widerlegt. Ein bedeutender Abstand bleibt allerdings in Stil und Technik der Erzählung, allein derselbe erklärt sich auch bei der Annahme der Identität der Dichter ganz leicht, wenn der Servatius ein unreifes Jugendwerk Veldeke's ist. Auch positive Gründe für die Identität lassen sich geltend machen. In beiden Gedichten zeigt der Stil eine eigenthümliche Schwäche: die öftere Wiederholung eines und desselben Wortes in aufeinander folgenden Versen. Ferner hat der Bau des Epilogs in Serv. Buch I grosse

Aehnlichkeit mit dem Epilog der Eneide. Endlich — was das wichtigste ist — finden sich eine Reihe von mehr oder weniger wörtlichen Uebereinstimmungen zwischen beiden Gedichten, besonders in der Beschreibung der Qualen in der Unterwelt bezw. der Hölle (En. 101, 35 ff., Serv. II, 2383 ff.). Und zwar liegt dabei die Sache so: wo die beiderseitigen Quellen für die gemeinsamen Stellen verglichen werden können, ist stets der Servatiusdichter seiner Quelle näher als der der Eneide. Es wird dadurch die Annahme ausgeschlossen, dass der Servatius aus der Eneide jene Stellen entlehnt habe; es ergibt sich vielmehr, dass dem Servatiusdichter die Priorität zukommt. Die Legende kann jedoch nicht viel früher gedichtet sein als die Eneide; sowohl aus sprachlichen und metrischen Gründen als auch wegen der Beziehungen auf eine Gräfin Agnes von Zoon. Wir haben aber folgenden Thatbestand: zwei Gedichte unter gleichem Verfassernamen, aus der gleichen Gegend, fast aus derselben Zeit, mehrfach in ihrer Ausdrucksweise, in ganzen Versen übereinstimmend. Da ist wohl ein Zweifel an der Identität der beiden Verfasser nicht mehr möglich.

Nachdem der Vorsitzende auch für diesen lehrreichen Vortrag den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, schloss er die Sitzung.

---

3. Sitzung, den 26. September, Vormittags 8 Uhr.

Nach Eröffnung derselben legt Herr Dr. Wegener (Magdeburg) im Namen des in Gera gewählten Ausschusses (Sievers, Braune, Paul, Wegener, Winteler) Thesen vor über Bearbeitung von deutschen Dialektgrammatiken zu deren Herausgabe die Unterstützung des Reichskanzlers erbeten werden soll.

1. Die erste Aufgabe der Dialektforschung ist es den dialektischen Sprachstoff phonetisch und grammatisch genau zu fixiren und so der historischen Sprachforschung zugänglich zu machen.

2. Zu diesem Zwecke soll eine Reihe von Dialektgrammatiken in das Leben gerufen werden die nach einem grossen gemeinsamen Plane gearbeitet werden sollen.

3. Die Anlage derselben:

a. Sie sollen zuerst eine genaue lautphysiologische Beschreibung aller im einzelnen Dialekte vorkommenden Laute geben.

b. Sie sollen eine Uebersicht enthalten über die Veränderungen welche die altgermanischen Laute im betreffenden Dialekt erfahren haben.

Anmerkung 1. In der Anordnung ist somit jedesmal der altgermanische Laut zu Grunde zu legen. Bei Angabe des modernen Lautes ist auf die lautphysiologische Uebersicht im ersten Theile zu verweisen.

Anmerkung 2. Die Veränderungen sind in feste Lautgesetze zu fassen, wobei der Unterschied von hochbetonter, tieftoniger und tonloser Silbe durchzuführen ist; ebenso die parallelen Einwirkungen von Enklisis und Proklisis.

Anmerkung 3. Hinter dem Lautgesetze sind jedesmal die Fälle zu verzeichnen in denen das Lautgesetz durchbrochen ist:

α) nach Analogie anderer Formen desselben Dialekts;
β) durch Aufnahme von Formen der Schriftsprache oder eines Nachbardialekts.

c. Die Grammatiken sollen einen Abriss der Flexionslehre enthalten. Hierbei sind zu verzeichnen:
α) die Substantiva und Verba welche aus der starken in die schwache Flexion und umgekehrt übergetreten sind;
β) die noch im Dialekt wirklich gebrauchten starken Präterita.

d. Wünschenswerth erscheint eine genaue Beobachtung der Accentverhältnisse des Dialekts:
α) bei dem Wort in Pausa,
β) bei dem Worte innerhalb des Satzgefüges (Verhältniss vom Wort- zum Satzaccent).

e. Wünschenswerth erscheint ferner eine genaue Angabe der musikalischen Intervalle in der Rede:
α) nach den logischen Nüancen (Behauptungssatz, Fragesatz, Ausruf u. s. w.),
β) nach den psychologischen Nüancen (Affekte).

f. Wünschenswerth sind syntaktische Beobachtungen:
α) im einfachen Satz, besonders über die Kasus und Tempora;
β) im zusammengesetzten Satze, bes. über die Fähigkeit der Unterordnung der Sätze und ihren Ersatz; über Modi und ihre Umschreibung.

g. Wünschenswerth ist eine stilistische Zusammenstellung:
α) Abstraktes und Konkretes.
β) Auf welchen Gebieten finden sich Nüancirungen der Vorstellungen:
αα) nach sachlichen Differenzen der Vorstellungen selbst,
ββ) nach psychologischen Differenzen, wobei bes. die Nüancen für edle, alltägliche, kosende und komische Rede ins Auge zu fassen sind.
Die Zusammenstellungen sind nach sachlichen Kategorien in der angedeuteten Weise vorzunehmen.

h. Die Grammatiken sollen ferner enthalten ein lexikalisches Verzeichniss aller etymologisch nicht durchsichtigen Wörter.

4) Jede Grammatik behandelt einen historisch und kulturhistorisch seit alter Zeit zusammengehörigen Bezirk.

a. Die Grundlage bildet der Heimathsort des Verfassers.

b. Die behandelte Landschaft ist in ihre Dialektsprengel zu zerlegen, mit genauer Angabe aller zu einem Dialektsprengel gehörigen Ortschaften.

c. Die Dialektgrenzen sind möglichst durch natürliche oder historisch-politische Grenzen zu bestimmen.

d. Die Gesichtspunkte bei der Abgrenzung sind die Differenzen in den Lautgesetzen, in der Gesammtlage der Sprachwerkzeuge und dem Accente.

e. Die Verschiedenheit in der Behandlung der Analogie und der Beeinflussung des Dialekts durch die Schriftsprache resp. die Nachbardialekte ist kein

Grund zur Scheidung in verschiedene Dialektsprengel. Sie wird an betreffender Stelle vermerkt.

f. Die Abgrenzung des Dialekts von seinen Nachbardialekten und in seine Dialektsprengel geschieht in der Einleitung oder in einer am Schlusse folgenden zusammenhängenden Abhandlung. Hier sind auch die verschiedenen Sprengel mit bequemen Namen zu benennen, nach denen sie im Texte der Grammatik angeführt werden.

5. Um das nöthige Material für jeden einzelnen Ort zu gewinnen, müssen Fragebogen ausgearbeitet und gedruckt werden, in denen eine Reihe grammatisch-charakterischer Wörter zum Umsetzen in den Dialekt aufgeführt werden.

6. Um die Kosten für Druck und Versendung der Fragebogen zu decken, soll der Reichskanzler des deutschen Reiches um eine Subvention aus Reichsmitteln gebeten werden. Auch soll ihm die Bitte ausgesprochen werden, dass er die Beantwortung der Fragebogen den Lehrern und Geistlichen auf dem Lande empfehlen möge.

7. Da der Vertrieb der Dialektgrammatiken nur innerhalb eines kleinen Publikums möglich sein wird, so soll der Reichskanzler gebeten werden, auch das buchhändlerische Unternehmen aus Reichsmitteln unterstützen zu wollen.

8. Ueber die Aufbewahrung der beantworteten Fragebogen entscheidet der Reichskanzler.

Herr Dr. Wegener begründet diese Thesen in längerm, fesselndem Vortrage:

Das Material für die Dialektforschung ist unvollständig gesammelt, die Lautbezeichnung meist ungenügend, die Wörterverzeichnisse vernachlässigen über der Jagd auf absonderliche Ausdrücke das Regelmässige und Gewöhnliche. Eine streng methodische Bearbeitung aller Mundarten ist von grösster Wichtigkeit für die Erkenntniss der Sprachgeschichte. Daher muss die mundartliche Grammatik von den altdeutschen Lauten ausgehen mit genauer und ausführlicher Angabe der Laute, welche denselben heute entsprechen, sowie der Verhältnisse, unter welchen etwaige Lautwechsel eingetreten sind. Die Lautgesetze zu entwickeln und die sie vielfach hemmende Macht der Analogiebildung nachzuweisen, gehört zu den Hauptaufgaben der Sprachwissenschaft. Bei Bearbeitung der Formenlehre darf man nicht einem Verbum ein starkes Präteritum lediglich nach Analogie verwandter Verben zuschreiben, ohne sich von dem wirklichen Vorkommen der Form durch sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs überzeugt zu haben.

Mit Laut- und Formenlehre hat die Grammatik zwar das unentbehrlich Nothwendige gegeben, aber ihre Aufgabe nicht erschöpft. Wünschenswerth ist es die Stärke des Expirationsstromes für die Accentsilbe im Verhältniss zu den übrigen Silben des Wortes, ferner für jeden einzelnen Laut der Accentsilbe gegenüber den andern, unbetonten festzustellen; ebenso die absolute musikalische Höhe der betonten Silbe und ihr Verhältniss zu den unbetonten. Die verschiedenen Formen des Accentes (Akut, Gravis, Circumflex), d. h. die Geschwindigkeit des Ein- und Absatzes der Expiration sind zu unterscheiden. Die Wirkungen des logischen und psychologischen Accentes in zusammengesetzten Wörtern und in Sätzen sind zu beachten. Ebenso die Abhängigkeit der Betonung von der Form der Behauptung, der Frage, des Befehls, des Wunsches.

Ferner ist zu untersuchen wie stark und in welcher Weise die Schriftsprache auf die Mundart eingewirkt hat. Am wenigsten wird die Sprache der Bauern beeinflusst, während umgekehrt oft auch der Gebildete von der Norm der schriftgemässen Aussprache abweicht; zwischen beiden steht der ungebildete oder halbgebildete Städter. An der niederdeutschen Sprachgrenze lässt der niederdeutsche Bauer seine Sprache durch diejenige des mitteldeutschen Bauern beeinflussen, weil ihm dieselbe, als der Schriftsprache näher stehend, gebildeter erscheint; der reiche Bauer aber die seinige durch das Hochdeutsch der Pastoren und der Gutsbesitzer, mit welchen er verkehrt. Wir sehen hier im Kleinen wie sich Sprachwandlungen vollziehen.

Das Volk hat Benennungen nur für die Dinge welche ihm, sei es in Wirklichkeit, sei es bloss in abergläubischer Vorstellung Nutzen oder Schaden, Lust oder Leid bringen; sein Wortvorrath ist bedingt durch seinen geistigen Gesichtskreis.

Die Wahl der Benennung hängt auch ab von der Stimmung in welcher sich der Sprechende befindet, und von der Gelegenheit den Abstufungen der Freude zum Schmerze, des Komischen zum Erhabenen Ausdruck zu geben.

Das Streben nach Anschaulichkeit führt zum Gebrauch von Bildern und von neuen Wörtern.

In ihrer geistigen Isolirung finden die niedern Volksschichten wenig Gelegenheit zu logischen Deductionen; daher der Mangel an logischer Verknüpfung der Sätze. Aus ähnlichen Gründen werden manche Tempora, Modi und Kasus entbehrlich.

Was das in jeder einzelnen Dialektgrammatik zu behandelnde Gebiet betrifft, so darf man es nicht, wie Weinhold, Jellinghaus, Nerger gethan, zu weit fassen, sonst ist Unvollständigkeit und ungenaue Lautbezeichnung nicht zu vermeiden.

Um das Material zu sammeln, sind Fragebogen auszuarbeiten und von Pastoren, Lehrern, Postbeamten auszufüllen. Es wäre dies eine schöne Aufgabe für das statistische Amt. Um die Benutzung des bereits vorhandenen Materiales zu erleichtern, wäre nach dem Vorschlage von Dr. Winteler eine Dialektbibliothek zu gründen.

Der Vorsitzende Herr Prof. Wilmanns spricht dem Redner den Dank der Section aus für seinen gehaltvollen und anregenden Vortrag und schlägt vor, zuerst die Thesen rein praktischen Inhaltes (5 bis 8) zu besprechen. An der sehr lebhaften Discussion betheiligen sich namentlich die Herren Prof. Martin (Strassburg i/E) und Dr. Wegener.

Die Herren Prof. Martin, Schmidt und Wilmanns weisen wiederholt darauf hin, dass man das Unternehmen dem Reichskanzler nicht zur Unterstützung empfehlen könne, so lange nicht festgestellt sei, wie hoch sich die Kosten des Ganzen belaufen werden und wer die beiden Gebiete bearbeiten wolle. Die Dialektforschungen verdienen sicherlich eifrige Unterstützung; aber man müsse sich hüten, aussichtslose Anträge zu stellen; solche könnten der Sache nur schaden.

Herr Dr. Ziemer (Kolberg): Fragebogen können nur zu unzuverlässigen Ergebnissen führen, denn die Beantworter werden die Laute ungeschickt bezeichnen.

Herr Dr. Wegener: Die genaue Feststellung des Lautes ist natürlich Sache des Fachmannes, welcher das betreffende Gebiet bearbeitet und ohnehin mit dessen Sprache vertraut sein muss; die Sammlung des Wort- und Formenvorrathes kann Laien sehr wohl anvertraut werden.

Herr Prof. Stengel (Marburg): Hat Herr Dr. Wegener Fühlung mit Herrn Dr. Wencker in Marburg, welcher mit grosser Aufopferung und seltenem Geschick Karten ausgedehnterer Dialektgebiete ausgearbeitet und dieselben der Berliner Akademie vorgelegt hat? Diese hat sich über den Atlas sehr günstig ausgesprochen, und der preussische Kultusminister hat seine Unterstützung zugesagt. Es ist bedenklich, wenn wir uns mit ähnlichen Bitten an den Reichskanzler wenden; er wird uns antworten, dieselben seien gegenstandslos, weil das Gewünschte bereits gewährt worden.

Herr Dr. Wegener: Wencker's Unternehmen ist ein ganz anderes, als das von uns beabsichtigte, dessen Ergebniss für uns nicht den gewünschten Werth haben kann, weil die Quellen in anderer Weise und zu anderen Zielen benutzt werden. Die Geographie des Dialektes ist sicherlich höchst interessant, bildet aber doch nur einen Theil der Aufgabe; alles auf Syntax, Accent u. s. w. Bezügliche bleibt dabei unberücksichtigt.

Es wird nun zur Abstimmung über die Thesen 6 und 7 geschritten; die Section verwirft dieselben einstimmig.

Herr Dr. Wegener stellt den Antrag, es möge eine Kommission gebildet werden, welche die Bitte an den Reichskanzler genau formuliren, mit einem Buchhändler unterhandeln und Theilnehmer gewinnen soll.

Herr Prof. Martin: Die in Gera gewählte Kommission möge Werke nennen, und die Section solle dann entscheiden, ob dieselben empfehlenswerth seien.

Diese Anträge werden von der Section angenommen. — Die Besprechung des rein wissenschaftlichen Theiles wird eröffnet.

Herr Prof. Martin wünscht genaue Bezeichnung des Verbreitungsgebietes charakteristischer Wörter; so sei z. B. kriti speziell elsässisch.

Herr Dr. Otto Behaghel (Heidelberg) wendet sich gegen These 3h.; die etymologisch dunkeln Wörter seien bei den einzelnen dialektischen Lauten anzuführen.

Herr Prof. Wilmanns: Das Ergebniss unserer Besprechung ist, dass die Section trotz abweichenden Ansichten im Einzelnen sich mit den von gründlicher Sachkenntniss zeugenden Thesen des Herrn Dr. Wegener im Wesentlichen einverstanden erklärt.

---

4. Sitzung, den 27. September, Vormittags 8 Uhr.

In dieser den Schluss bildenden Sitzung theilt zunächst Herr Prof. Dr. Erich Schmidt aus Strassburg aus seinen zum Abdruck in den „Quellen und Forschungen" vorbereiteten „Beiträgen zur Kenntniss der Klopstock'schen Jugendlyrik" nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Ziele und Wege der Klopstockforschung, sowie über die Unthätigkeit des Klopstockvereins eine von ihm in Freiburg, von Bernays in Zürich neu aufgefundene Ode „An Herrn Schmidten" mit, erörtert Autorschaft und Datierung und legt dann Varianten zum Texte der Ode an Ebert vor, von welcher uns Ring's Nachlass eine ältere Fassung erhalten hat. Die freie jugendliche Färbung eines durchgeführten Vergleichs sowohl, als der Hagedorn gewidmeten Stelle ist von dem Dichter später mit einer auch sonst in Oden und im Messias zu verfolgenden allzu ängstlichen Vorsicht völlig verwischt worden.

Nachdem der Vorsitzende dem Vortragenden für diese belangreichen Mittheilungen gedankt hatte, sprach Herr Dr. Seuffert aus Würzburg über die kurfürstliche deutsche Gesellschaft in Mannheim.

Die Gründung derselben steht im Zusammenhang mit den Aufklärungsbestrebungen der Pfalz unter Karl Theodor. Was der Fürst in rühmlichem Eifer für Kunst und Wissenschaft gethan hatte, erweckte wohl in einzelnen Köpfen Geschmack und gelehrten Sinn. Aber wie hätte die Academia Theodoro-Palatina oder die italienische Oper oder der Antikensaal auf das Volk wirken können, zumal dasselbe durch die Jesuiten von jeder aufklärenden Bildung fern gehalten und durch die Herrschaft der lateinischen Sprache in der Schule, der französischen Sprache und Sitte im Leben jeder nationalen Gesinnung entfremdet war? Erst 1768 machte der Jesuite A. Klein, der sich auch um die Verbesserung der deutschen Sprachlehre bemühte, die Lehrer und Schüler des Gymnasiums mit den Gründern deutscher Dichtung und Kritik bekannt. Der Lohn dafür war seine Entfernung. Nach Aufhebung seines Ordens zurückgekehrt, führte er als Professor der schönen Wissenschaften die nationale Sache weiter. Für ein allgemeines Gedeihen aber war die Mitwirkung gleichgesinnter Männer nöthig.

Nach einem misslungenen Versuche freier Vereinigung plante Stephan v. Stengel die Errichtung einer deutschen Gesellschaft, deren Zusammenhalt der Schutz des Fürsten verbürgen sollte. Und Karl Theodor gab den Stiftungsbrief im October 1775, zumal da ausser den Pfälzern auch Klopstock den Entwurf befürwortet hatte. Den Zweck: Sprache und Geschmack in allen Ständen zu reinigen, die Künste und Wissenschaften in die Muttersprache zu verweben und dadurch auch im gemeinen Leben zu verbreiten, auf dass sie jedem getreuen Pfälzer verständlich und zu eigen würden, verfolgten die Mitglieder nicht nur in ihren monatlichen Versammlungen, in denen zünftiger Gelehrsamkeit das Wort verboten war, sondern sie trugen die hier gewonnene Anregung unmittelbar ins Volk, indem jedes innerhalb seines Berufskreises für die deutsche Sache und die Aufklärung wirkte. Gerade um dies zu ermöglichen, hatte der Kurfürst die Gesellschafter aus den verschiedensten Stellungen gewählt. Die Sprache in den Gerichten, wie auf der Kanzel, im Theater, in den Schulen, in den Druckereien der Landkalender ward puristisch geläutert, und gemeinnützige Kenntnisse wurden in Wort und Schrift unters Volk gestreut. Was man in anerkennenswerther Begeisterung errang, blieb zwar weit zurück hinter den Bewegungen und Erfolgen im übrigen Deutschland; aber da eine Besserung in kurzer Zeit unleugbar und rückhaltlose Kritik ausdrücklich verpönt war, glaubte man mit den Werken des erweckten Genius der Pfalz prunken zu können. Dieser selbstgefällige Localpatriotismus, dem die Verherrlichung des Fürsten durch die zumeist mit Hoftiteln geschmückten Gesellschaftsmitglieder zur Seite ging, vertrieb Lessing aus Mannheim und forderte viel spöttische Verurtheilung heraus, besonders seit die Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit die gleiche rhetorische Verflachung mit demselben pfälzischen Stolze vor weiten Kreisen zur Schau stellte. Obwohl diese Monatsschrift nicht offizielles Organ der Gesellschaft war, so diente sie doch ganz deren Ansichten und Absichten, indem weitaus die Mehrzahl der Mitarbeiter jenem Bunde angehörte.

Wie im Allgemeinen der Gesellschaft Wendung ans Volk und die Spitze gegen die Gelehrsamkeit den Zusammenhang ihrer Richtung mit den Anschauungen Herder's verräth, so tritt sie auch im Einzelnen häufig in dessen Spuren. „Sei einfach wie die

Natur!“ rief man sich zu; „bilde die Natur selbst nach!“ Aber so häufig das Schlagwort Volksnatur durchtönt, so blieb man doch auf Herder's gemässigterem Standpunkt und folgte den modernen Verehrern derber Wirklichkeit so wenig nach, dass der Kampf gegen sie zuweilen auf Kosten echter Naturwahrheit geführt wurde. Wies man auch rühmend auf Herder's Volksliedersammlung hin, so könnte es doch scheinen, als ob Nicolai die Ausfälle auf die Schatzgräber einflüsterte, welche durch Bände von Gassenliedern aus den Schnappsäcken reisender Handwerksburschen das Publicum täuschten. Für das Drama forderte man zwar nach Goethe's Vorgang einen Stoff aus der deutschen Geschichte, wünschte aber in einem Preisausschreiben Stücke in iambischen Versen, da der Prosa die höchste Stufe poetischer Vollkommenheit unerreichbar sei. Dalberg und Klein vor allen traten für den Vers im Trauerspiel ein. Klein neigte überhaupt zur französischen Tragödie, kämpfte für das heroische gegen das bürgerliche Trauerspiel Lessing's, forderte die Beobachtung der drei Einheiten, verdammte das englische Prinzip, alles auf offener Bühne zu zeigen. In diesem Sinne übte Klein, der Schiller's Aufnahme in die deutsche Gesellschaft zu dessen höchster Befriedigung veranlasst hatte, einen stärkeren Einfluss auf den Dichter des Don Karlos, als bisher beachtet wurde; die Studien französischer Dramen, sowie die Uebungen in Versen sind wesentlich von Klein angeregt, der wohlwollend aber entschieden die Auswüchse der Räuber missbilligt hatte. Störte doch auch an den schönsten Stücken Shakespeare's die Verletzung der drei Einheiten die Mannheimer Dramaturgen, und Uebersetzungen leisteten der Regelmässigkeit und besonders der bequemeren Bühnenaufführung Vorschub. Bei der Abwendung von den Dramen der Originalgenies, deren Wesen allein Schwan gerecht zu werden versuchte, kamen überdies die lächerlich eng gezogenen Grenzen der Sittlichkeit ins Spiel. So gewährte man nur der ganz moralischen Familienkomödie Einlass.

Während die Gesellschaft einerseits noch an der Popularisierung der Wissenschaft festhielt und auf die dichterische Behandlung pfälzischer Stoffe Preise aussetzte, zerriss sie in anderer Hinsicht die Verkettung mit dem Volke und der Pfalz, indem gleich anfangs auch Studien zu einer Geschichte der deutschen Sprache angeregt wurden. Diesem Aufrufe folgte zwar die That nicht, aber doch traten in den achtziger Jahren mehr und mehr verwandte Untersuchungen vor. Die Preisaufgaben, wie die seit 1787 erscheinenden Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft geben dafür zahlreiche Belege. Doppelt wurde der locale Character der Gesellschaftsarbeiten gebrochen, indem überdies die preisgekrönten Verfasser keine Pfälzer waren. 10 Bände erschienen bis zum Jahre 1794. Krieg und politische Willkür schaltete in dem Lande; mit der kurfürstlichen Pfalz musste auch die deutsche Gesellschaft zu Grabe gehen. Noch ein letztes Lebenszeichen gibt das Erscheinen des 11. Bandes der Schriften 6 Jahre nachdem Mannheim, der Sitz der Gesellschaft, dem Kurfürsten von Baden zugesprochen worden war.

Auch dieser interessante Vortrag erntete den Dank der Versammlung, den der Vorsitzende aussprach. Hierauf musste die Sitzung geschlossen werden, damit der Vorsitzende in der letzten allgemeinen Sitzung über die Verhandlungen der Abtheilung berichte.

Archäologische Section.

Vorsitzender: Museumsdirector Dr. Hettner.

Erste Sitzung, Mittwoch den 24. September.

Nachdem die Section, welche aus 22 Mitgliedern besteht, Herrn Dr. Hettner zum Vorsitzenden, die Herren Dr. von Jan aus Saargemünd und Dr. von Duhn aus Göttingen zu Schriftführern erwählt, begibt dieselbe sich in das Sitzungslocal der kritisch-exegetischen Section, wo Herr von Duhn spricht über:

Grundzüge einer Geschichte Campaniens

nach Massgabe der neuesten archäologischen Entdeckungen.

Die Ausgrabungen in Olympia und Athen erweitern unsere Kenntniss von der Blüthezeit griechischer Kunst, die Entdeckungen in Troia, an den homerischen Stätten der argivischen Ebene und im Innern des attischen Landes öffnen uns einen Einblick in die früheste Culturperiode griechischer Völker, wie er für unsere geschichtliche Kenntniss nicht förderlicher und überraschender gedacht werden kann, — solchen zeitgenössischen Ereignissen gegenüber erscheint es fast verwegen, Ihre Aufmerksamkeit an dieser Stelle auf eine archäologische Thätigkeit lenken zu wollen, deren Bedeutung die Grenzen einer kleinen italischen Landschaft nicht zu überschreiten scheint. — Immerhin nicht unbedeutend ist die gegenständliche Bereicherung unserer Vorstellungen von alter Kunst in Folge der campanischen Ausgrabungen: hierin beruht jedoch nicht der Schwerpunkt derselben: es sind vielmehr einerseits die ethnologischen Verhältnisse jener Gegenden, besonders der immer noch nicht so recht greifbaren Osker, andererseits der Gang des Hellenisirungsprocesses in Unter- und Mittelitalien, welche den namentlich in den letzten Jahren erfolgreichen Entdeckungen besondere Aufhellung verdanken. Für keine der in die Machtsphäre griechischer Cultur getretenen, ursprünglich nichtgriechischen Landschaften haben wir jetzt ein in gleicher Weise reiches und hoffentlich bald auch übersichtliches monumentales Material, wie für Campanien und Etrurien: bei beiden ergibt sich gleichermassen für den Historiker die Nothwendigkeit, den Archäologen zu Hülfe zu rufen, um den Mangel literarischer Berichte zu ersetzen, beziehungsweise ein Mittel zu gewinnen, die letzteren zu controlliren.

An dieser Stelle auf die Geschichte der einzelnen Ausgrabungen einzugehen würde zu weit führen — dieselben knüpfen sich besonders an die Namen der Städte Cumae, Capua und Suessula, aber auch an manchen andern wichtigen Punkten des Landes zwischen Silarus und Liris sind bemerkenswerthe Funde gemacht worden, welche dazu dienen, das historische Bild zu vervollständigen, welches ich im folgenden mich bemühen will, an

der Hand der monumentalen Thatsachen Ihnen vorzuführen. Es kann der Natur der Sache nach nur ein Umriss in grossen Zügen sein. Für die wissenschaftliche Begründung desselben im einzelnen muss ich die Fachgenossen auf eine Serie von Aufsätzen verweisen, welche vom Jahre 1874 ab in den Schriften des römischen Institutes theils erschienen theils im Erscheinen begriffen sind: anderes dort noch nicht behandelte Material findet sich niedergelegt in den officiellen Ausgrabungsberichten, welche Fiorelli allmonatlich der Accademia dei Lincei in Rom mittheilt, noch anderes ist überhaupt unpublicirt, und mir nur persönlich gegenwärtig.

Die Berichte der Alten sagen übereinstimmend, die ältesten Bewohner der zwischen Volskerland und dem späteren Lucanien belegenen Landschaften seien oskischen Stammes gewesen, und wir haben keinen Anhalt, diese Angabe anzuzweifeln: sehr spärlich sind freilich die monumentalen Reste ältester Zeiten; an sicheren Merkmalen der sog. Steinzeit — im Osten der Halbinsel und auf Sicilien so häufig — fehlt es dort meines Wissens gänzlich; während aber einerseits gewisse Gefässe — aus Suessula sind solche bekannt — durchaus einheimischer Fabrikation, noch ohne die Töpferscheibe gearbeitet, Eigenthümlichkeiten aufweisen, namentlich die sog. ansa cornuta, welche auf uralte Gemeinsamkeit mit andern indogermanischen Völkern hindeuten, so fehlen andererseits charakteristische Merkmale, welche uns zwängen, die Urbevölkerung Campaniens von derjenigen des übrigen nichtmessapischen Unteritaliens zu trennen; es fehlen alle, für die vielleicht umbrischen Bewohner des nördlichen und östlichen Oberitaliens charakteristischen, pfahlbauartigen Anlagen, es fehlen Anzeichen, welche uns schliessen liessen auf irgend welche Gemeinsamkeit mit den ligurischen Stämmen oder den Bewohnern der grossen Inseln des tyrrhenischen Meeres.

Das erste für uns erkennbare Ereigniss ist die Ankunft der Griechen, die Gründung von Kyme: der Zeitpunkt derselben wird bekanntlich von den alten Chronographen und Historikern verschieden angegeben, alle aber stimmen darin überein, dass es die älteste Colonie der Griechen im Westen gewesen sei, älter namentlich, als alle sicilischen. Ich will auf die schwierige chronologische Frage hier nicht eingehen, zumal ich auf dem rein philologisch-historischen Wege keine Lösung sehe, lasse auch die Frage nach der ursprünglichen Ansiedelung auf Ischia und späteren Verpflanzung aufs Festland bei Seite als für unsern Zweck gleichgültig: aber eins steht fest, dass nämlich Kyme gegründet war und bereits selbständige Bedeutung hatte, bevor der phoenikisch-karthagische Handel sich um das Becken des tyrrhenischen Meeres festsetzte. Dies folgt aus zwei Gründen: zunächst daraus, dass das italische Alphabet, und speciell das etruskische aus dem chalkidischen und nicht aus dem phoenikischen abgeleitet ist: bereits im Grabe Regulini-Galassi bei Caere sind drei Schalen mit etruskischen Schriftzeichen gefunden zusammen mit lauter Gegenständen phoenikischen Importes, also war der Verkehr mit Kyme dort zum mindesten eben so alt, als mit den Phoenikern; der zweite Beweis für die Priorität Kyme's ist das gänzliche Fehlen von Producten phoenikischer Metallfabrikation innerhalb des nächsten kymaeischen Handelsgebietes, d. h. seines geographischen Hinterlandes. Wolfgang Helbig hat in seinem wichtigen Aufsatz über die phoenikische Kunst in Italien, geschrieben in Anknüpfung an die Entdeckungen bei Praeneste, die Ansicht ausgesprochen, Kyme könne bei weitem nicht so früh gegründet sein, wie die Alten meinten, müsse vielmehr ungefähr gleichzeitig sein mit den sicilischen Colonien: diese Behauptung gründete er u. a. auf das

Factum, dass die ältesten Ausgrabungsobjecte aus Kyme sich deckten mit den ältesten aus griechischen Nekropolen Siciliens, d. h. mit andern Worten, dass die der Epoche der sog. korinthischen und chalkidischen Vasen voraufgegangenen monumentalen Schichten, diejenige des nordorientalischen Imports und primitiver einheimischer Nachahmung desselben, wie wir ihn z. B. auf Rhodos, manchen Inseln des aegeischen Meeres, in Mykene und dem Innern von Attika finden, zweitens die phönikische, schliesslich sowie die durch die sog. Vasen mit geometrischer Decoration bezeichnete Schicht in Kyme fehlten. Letzteres Factum bedürfte jedenfalls einer Einschränkung, denn es sind aus Capua und Suessula einige solcher Vasen bekannt, die nur durch griechischen Import, d. h. aus Kyme können dorthin gekommen sein: die ganze Schicht scheint mir jedoch historisch ohne Beweiskraft, da es jetzt durch Löschcke wahrscheinlich gemacht ist, dass auch in den Heimatsländern der Vasenfabrikation, dass in Athen selbst, Vasen dieser Art bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts hinab hergestellt wurden; eine südorientalische Schicht fehlte aber, weil Kyme zur Zeit des phoenikischen Imports längst existirte und stark genug war dafür zu sorgen, dass ihm sein eignes Absatzgebiet nicht an die Karthager verloren ging und der Import in griechischen Händen blieb. Beweis hierfür ist das Factum, dass an einem für die Schifffahrt höchst ungünstigen Küstenpunkt, 5 Miglien südlich von Salerno, beim heutigen Orte Pontecagnano, im Jahre 1865 nicht unbedeutende Funde phoenikischer Waaren gemacht wurden, Funde derart, dass wir einen ziemlich geordneten Stationsverkehr mit den Phoenikern resp. Karthagern dort vorauszusetzen haben. Dort ist u. a. eine plattirte phoenikische Silberschale gefunden, welche aus Castellani's Besitz in den Mon. dell' Inst. für 1872 durch Lignana bekannt gemacht wurde, eine Schale, denjenigen ähnlich, welche uns aus Kypros, Akragas, Praeneste und Caere bekannt sind, und durch Helbig seiner — freilich nicht alle Zweifel ausschliessenden — chronologischen Feststellung des Regulini-Galassi'schen Grabes zufolge in die zweite Hälfte des siebenten oder die erste des sechsten Jahrhunderts gesetzt werden. Man hat zwar die Provenienz dieser Silberschale von dorther auf das lebhafteste bezweifelt, trotz Castellani's Gegenerklärung, aber mir ist es gelungen, noch eine Reihe anderer Gegenstände aus dem gleichen Funde in einer neapolitaner Privatsammlung aufzufinden, und durch ihren Besitzer, der zufällig als Truppencommandant in der Nähe stationirt und Augenzeuge der Ausgrabungen war, dieselben im vollen Umfange bestätigt zu hören.

Fundstücke, welche in griechische Zeit wiesen, stammen nicht aus dieser Nekropole: es ist wahrscheinlich, dass die Gründung von Poseidonia, welche für die Silarusebene von gleicher Bedeutung war, wie für das eigentliche Campanien diejenige Kyme's, die Phoeniker von hier vertrieben hat: es ist ja ein am ganzen Mittelmeer sich wiederholendes Gesetz, dass der phoenikische Handel sich so lange wie irgend möglich gegen die Concurrenz des griechischen auf das zäheste wehrt, mit allen Mitteln der Gewalt und der Politik: ist aber einmal ein Stück Handelsgebiet für den griechischen Handel eröffnet, so weicht der karthagische Schiffer und Kaufmann dem griechischen fast unbedingt. Die Küste des unwirthlichen Salernitaner Golfes gehörte nicht zu Kyme's Hinterland und nicht zu cumanischem Handelsgebiet: hier konnten also die Phoeniker Fuss fassen: nördlich vom Athenaion durften sie sich nicht blicken lassen, weil Kyme's Flagge herrschte: daher das Fehlen phoenikischer Waaren in Campanien; wären die Küstenländer des Golfs von Neapel und Gaeta unbesetzt gewesen, so hätten ja sicher die Phoeniker jene trefflichen

Häfen und naturfesten Plätze und Inseln den verrufenen Ankerplätzen im Golf von Salerno vorgezogen. Nur ein ursprünglich phoenikisch-karthagischer Handelsartikel kommt auch in den campanischen Nekropolen vor: das sind Skarabaeen aus Bernstein, aus Glasfluss und aus Knochen, sowie einige sonstige Bernstein-, Thon- und Glassachen, fast durchweg für Halsketten verwandt, und zwar meist in einer Zeit, welche weit jünger ist, als die hier besprochene Jugendzeit des griechischen Handels: solche Skarabaeen sind bei Capua z. B. in Gräbern des vierten Jahrhunderts gefunden: es ist sehr wahrscheinlich, dass dieselben als beliebter Artikel auf Sardinien auch noch in völlig historischen Zeiten weiter fabricirt wurden — das Karthagerthum hat sich ja dort, namentlich im Südwesten, am längsten gehalten — und von da nach Campanien kamen.

Durch diesen Nachweis der Priorität Kyme's vor der phoenikisch-karthagischen Handelsthätigkeit im tyrrhenischen Meere würde nun Helbig's Theorie von der Gleichzeitigkeit Kyme's mit den sicilischen Colonien nur dann beeinflusst werden, wenn Thukydides Recht hätte mit seiner Behauptung, bevor die Griechen nach Sicilien gekommen, hätten die Phoeniker ihre Stationen und festen Plätze rings um die ganze Insel gehabt: denn hätten z. B. die Phoeniker in Messina gesessen, so wäre es geradezu undenkbar, dass sie nicht auch die Westküste des Festlandes sich sollten commerciell zu eigen gemacht haben: von Messina zum Golf von Neapel ist für ein Seevolk nur ein Schritt. Hätte Thukydides Recht, sage ich, so müssten wir die Gründung Kyme's allerdings vor der Festsetzung der Phoeniker an der Ost- und Nordostküste Siciliens annehmen. Doch wird bis jetzt des Thukydides Bericht durch den Thatbestand in keiner Weise gerechtfertigt: meines Wissens sind an der Ostseite Siciliens, so nahe an dem altphoenikischen Malta, bis jetzt keinerlei Spuren phoenikischer Cultur gefunden; doch ist zu bemerken, dass wir die Nekropolen Siciliens trotz erfolgreicher neuerer Entdeckungen bei Syrakus noch immer nicht so genau kennen, um einfach einen negativen Satz aussprechen zu können, wie wir es in Hinsicht auf Campanien konnten; von weiteren Ausgrabungen in Sicilien wird es abhängen, ob wir Thukydides Glauben schenken dürfen einerseits, und andererseits, ob wir mit der Gründung Kyme's wirklich weit über das achte Jahrhundert hinauf müssen.

Für unsern heutigen Zweck ist die Entscheidung der letzteren Frage glücklicherweise irrelevant.

Kyme ist eine rechte Griechenstadt. Hoch oben auf jähem, sich damals gewiss noch fast direct aus dem Meer erhebendem Fels, der nur durch einen schmalen Zugang von der Ostseite und auf zwei an der Nord- und Südseite sich vom Strande heraufschlängelnden Pfaden erreichbar ist, war es selbst eine Warte, von der aus man bei klarem Wetter nordwärts bis zum circeischen Vorgebirge hin das Meer beherrscht, südwärts bis über Ischia hinaus die Einfahrt in den Golf von Neapel. Die alte Griechenstadt war ziemlich klein, und wo der natürliche Fels nicht reichte, mit prächtig gefügter Quadermauer gestützt: ausserhalb derselben breitet sich die spätere oskische und römische Stadt aus. Das Urkundenbuch der antiken Stadt sind ihre Nekropolen: leider ist gerade bei Kyme die Kenntniss des altgriechischen Theiles derselben noch zurück, während wir den oskischen seit $1^1/_2$ Jahren vorzüglich kennen. Doch ist Hoffnung, dass auch diesem Mangel bald wird abgeholfen werden. Dennoch wissen wir von den altgriechischen Gräbern, welche sich ziemlich nahe am Fuss des Stadtberges im Norden und Nordosten gruppiren, so viel, und kennen ihren Inhalt so weit, dass es uns nicht an wichtigen Proben fehlt,

deren Vergleich mit den in andern campanischen Nekropolen gefundenen Gegenständen den kymaeischen Ursprung derselben verbürgt. Unter jenen andern campanischen Nekropolen, welche für die Zeit des kymaeischen Handels Zeugniss ablegen, stehen drei zusammen obenan, sind überhaupt eigentlich allein nennenswerth: Capua, Suessula und Nola: Entstehung und Bedeutung dieser Städte erklärt sich durch ihre Lage am Ausgang von Thälern, welche die Verbindung des Binnenlandes mit der Küstenebene vermittelten: die Städte lagen zugleich commerciell wie strategisch am richtigen Platz. Capua und Suessula waren sicher, vielleicht auch Nola, mit Kyme durch eine directe Strasse verbunden, welche von Kyme aus zuerst in nördlicher Richtung am Westrande des Gaurus hinlief, dann um ihn herum bog und so der Ebene zulief, innerhalb deren sie sich bald nach ihren verschiedenen Richtungen theilte. Der Hauptpass von den dreien, die ins Binnenland führen, ist der mittlere, caudinische. Grad vor seiner Mündung lag Suessula, dessen Name, noch vor zwei Jahren kaum genannt, jetzt durch die in den letzten beiden Jahren dort stattgehabten Entdeckungen bereits eine nicht geringe Bedeutung erlangt hat. Wie der Name der Stadt, so ist auch die Bestattungsart der Todten durchaus italisch. In der ersten Periode, derjenigen, welche uns hier zunächst angeht, bettete man dort die Todten in die blosse Erde, mit den Füssen gen Westen, augenscheinlich in der schmuckreichsten Tracht, welche sie im Leben wohl zu tragen pflegten, denn eine Menge von Finger- und Armringen, Fibeln aller Art, Hals- und Kopfschmuckreste fanden sich meist noch an dem Ort, wo ihr Platz im Leben vorauszusetzen ist, an dem Skelett, mitunter noch in Verbindung mit Zeugstoffen: der so bestattete Todte wurde noch nicht mit Erde zugedeckt, sondern über ihm, sei es, um die Leiche gegen aussen zu schützen, sei es, um als Merkmal zu dienen, häufte man zunächst in regellosem Durcheinander weisse Kalksteine auf, das dort geläufigste und durch die ganze Ebene zerstreute Material. War der Todte dergestalt der Luft und dem Licht entzogen, so hielten die Hinterbliebenen nach alter italischer Sitte — silicernium nennt das Varro — zu Ehren desselben einen Schmaus ab, vermuthlich verbunden mit dem ersten Opfer an den nunmehr in eine höhere Kategorie eingetretenen Verstorbenen: die Reste dieses Leichenmahles, oder wohl richtiger der für den Todten bestimmte Theil desselben wurde in Gestalt verbrannter Thiertheile, deren Knochen und Asche uns noch erhalten sind, in grosse runde irdene Fässer primitivster Art gethan, und diese von aussen an den Kalksteinhaufen gestellt; auch manches andere wurde in der Art zugefügt: Schmucksachen wurden noch oben auf das Grab gelegt, grosse Broncebecken umstanden dasselbe häufig, und namentlich viel irdenes Geschirr, unter denen Gefässe mit geometrischer Decoration, theils sehr schön gearbeitete importirte, theils in plumper localer Kunstübung nachgemachte Stücke, und jene kleinen unten entweder spitzen oder runden Väschen besonders häufig sind, welche in rother oder dunkler Farbe auf den Naturgrund gemalte umlaufende Streifen zeigen, die meist das einzige Ornament bilden, mitunter aber auch primitive Zeichnungen von Vierfüsslern, Vögeln, vereinzelt sogar menschlichen Gestalten einschliessen; unten nach dem Fusse zu laufen keilförmige Ornamentstreifen, welche das Gefäss von unten so umspannen, wie der Blattkelch die Blume, und unterm Hals des Gefässes, auf den Schultern, wie der Italiener sagt, gewahrt man parallele breitere, meist an einem Ende abgerundete Streifen, dem Halse zulaufend: es ist das Verdienst Helbig's, auf die historische Wichtigkeit dieser Gefässe zuerst aufmerksam gemacht zu haben; dieselben sind besonders häufig in Kyme selbst, ferner an der Ostküste Siciliens, in den ältesten

Nekropolen von Tarquinii und Clusium, unter der servianischen Stadtmauer Roms und im südlichen jüngeren Theil der durch den Tuff des vulkanischen Berges zugedeckten albanischen Nekropole: auf einem solchen Gefässe aus Kyme findet sich z. B. die bekannte chalkidische Inschrift: Ταταίες ἐμὶ λέκυθος· Fὸς δ' ἂν με κλέφσει θυφλὸς ἔσται. Helbig wird Recht haben mit seinem kürzlich ausgesprochenen Schluss: „Soweit die bisherigen Beobachtungen reichen, sind diese Vasen die ältesten griechischen Thonwaaren, welche zu den italischen Völkern importirt wurden. Und zwar spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass ihr Vertrieb auf der Apenninhalbinsel durch die dortigen chalkidischen Colonien vermittelt wurde; denn in Kyme haben sich Exemplare sowohl der lediglich mit Streifen, wie der mit Streifen und Thierfiguren bemalten Gattung gefunden." Kehren wir jetzt zu unsern Gräbern von Suessula zurück: ausser den beiden genannten Vasengattungen, sowie einigen ganz primitiven, theilweise noch ohne Gebrauch der Drehscheibe von den Landeseingebornen gemachten, kommen nur noch Exemplare der sog. korinthischen Vasen vor: die darauf folgende Gattung jedoch der schwarzfigurigen Vasen fehlt bei dieser Classe von Gräbern. Die somit beschriebene äussere Ausstattung des Grabes wurde alsdann natürlich mitbedeckt durch den Tumulus von Erde, welcher über dem Kalksteinhaufen, unter dem der Todte lag, gehäuft wurde: so war denn das Grab fertig. Bei Kyme ist diese Gattung Gräber gänzlich unbekannt, wie mir von alten und erfahrenen Scavatori stets versichert wurde; dieselbe ist also nicht griechisch; völlig gleichartige Gräber dagegen kommen bei Capua vor, und ähnliche habe ich mir von Nola beschreiben lassen: bei beiden Städten sind die Ausstattungsgegenstände dieselben, wie in Suessula, nur bei weitem nicht von gleicher Mannigfaltigkeit und gleicher Pracht: Suessula steht allen voran, und muss schon, hiernach zu schliessen, in alter Zeit eine Bedeutung gehabt haben, von der später, nachdem in Folge der Bildung der campanischen Nation Capua an die erste Stelle gekommen war, nachdem die via Appia in die caudinischen Pässe eintrat, ohne Suessula zu berühren, wenig mehr übrig blieb. Den grössten Eindruck macht die Menge der Metallsachen, und daneben die Qualität derselben. Gold- und Silberluxus, wie ihn die Orientalen liebten, und diejenigen Völker von ihnen übernahmen, welche mit ihnen in directe Berührung traten, fehlt in Suessula, wo der Phoeniker durch den Kymaeer ausgeschlossen war: dagegen hat die dort gefundene Bronce eine Beschaffenheit, welche ihre Auffindung zu einer wichtigen Entdeckung stempelt. Der Güte des Besitzers von Suessula und Veranlassers der Ausgrabungen, des Barons Don Marcello Spinelli Fürsten von Scalea verdanke ich die Möglichkeit, Ihnen hier eine Probe des sog. „metallo Spinelli", wie es die Neapolitaner nennen, vorzulegen. (Folgten einige bei Vorzeigung der Proben gemachte Mittheilungen über die Zusammensetzung des Metalls aus Gold, Silber und Kupfer, über die Grenzen seiner Verwendung, seine Elasticität und Schwere, über seine Identität mit dem „korinthischen Metall" der Römer, und über seinen wahrscheinlichen Ursprung aus Chalkis selbst und sein Verhältniss zum Elektron, alles im Anschluss an die im Bull. dell' Ist. 1879 p. 142 f. gegebenen Auseinandersetzungen.) Einiges ähnliche ist aus Kyme bekannt, doch ist wohl nicht zu bezweifeln, dass der grösste Theil dieser Gegenstände von den Kymaeern resp. den Chalkidiern mit besonderer Rücksicht auf die Vorliebe der italischen Barbaren für Häufung derartigen Schmuckes über das Bedürfniss hinaus, fabricirt worden ist: sonst würde sich nicht erklären, warum grad aus barbarischen Gräbern so viel griechische Sachen auftauchen müssen, die in griechischen fehlen. Schon in so früher

Zeit steht die verständige Einfachheit hellenischer Grabausstattung in vortheilhaftem Gegensatz zu der unvernünftigen Ueberladung wie des Lebenden so des Todten bei den Barbaren!

Das so gut wie gänzliche Fehlen der schwarzfigurigen Vasen nöthigt uns, als Endpunkt dieser Gräbergattung in den drei oskischen Städten etwa die Mitte der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts anzunehmen. In Capua lässt sich eine andere gleich zu besprechende Art nachweisen, welche dem fünften Jahrhundert eigenthümlich ist; in Nola dagegen fällt die relative Spärlichkeit schwarzfiguriger Vasen auf, sowie dort auch die Capuaner Bestattungsart des 5. Jahrhunderts bis jetzt wenigstens nicht constatirt worden ist, in Suessela vollends ist eine vollständige Unterbrechung nachzuweisen, welche möglicherweise bis etwa in die Mitte des fünften Jahrhunderts angedauert hat. Die Ursache habe ich in politischen Verhältnissen zu finden geglaubt, welche in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in die Entwicklung Campaniens lähmend eingriffen. Dionysios berichtet uns von einem Einfall, den um die 64. Olympiade, d. h. um 520 v. Chr. in Campanien gemacht hätten: Τυρρηνῶν οἱ περὶ τὸν Ἰόνιον κόλπον κατοικοῦντες ἐκεῖθεν θ' ὑπὸ τῶν Κελτῶν ἐξελαθόντες σὺν χρόνῳ, καὶ σὺν αὐτοῖς Ὀμβρικοί τε καὶ Δαύνιοι καὶ συχνοὶ τῶν ἄλλων βαρβάρων. Das ungeheure Heer habe sich, angelockt durch den Reichthum Kyme's, vor dessen Mauern gewälzt, die grösste Gefahr habe gedroht, der Angriff sei aber glücklich zurückgeschlagen. An der Thatsache dieses ersten Einfalls barbarischer Völker in Campanien ist nicht wohl zu zweifeln, ebensowenig aber auch zu glauben, dass nachdem die Feinde an den Mauern Kyme's abgeprallt waren, sie sich sofort zurückgewälzt hätten: sicherlich blieb in der offenen Ebene nicht alles wie es war, und wie so oft in ähnlichen Fällen musste die Cultur der Barbarei weichen, bis die letztere wieder nach Verlust ihrer Widerstandskraft in Folge der Veränderung aller Lebensbedingungen sich der von aussen kommenden Culturströmung willig unterordnete: grade Campanien hat seinen Charakter öfter gewechselt, als manche andere Landschaft: man denke nur an das zähe Etrurien.

Höchst merkwürdig ist der ethnologische Theil von Dionysios' Bericht: es sieht fast aus, als habe seine Quelle oder er selbst in Missverstand derselben den Begriff der Stammesverschiedenheit der Eindringlinge von der oskischen Bevölkerung nur specificiren wollen, und das ziemlich unglücklich. Daunier sind ein apulischer Stamm, mit welchem wir den Begriff der sesshaften Ruhe verbinden, doch wäre immerhin denkbar, dass sich die von Polybios bei Nola erwähnten Daunier durch Versprengung eines Stammtheiles bei solcher Gelegenheit erklärten; Umbrer dagegen in Campanien muthen uns schon höchst sonderbar an, am schlimmsten ist's aber mit den Tyrrhenern vom adriatischen Meere, welche von dort von den Kelten vertrieben seien: diese Wendung widerspricht historischen Thatsachen; denn die Entdeckung der Nekropolen von Bologna und von Marzabotto haben uns gelehrt, dass vor 400 v. Chr. an Kelten dort nicht zu denken ist. Uebersetzt man Tyrrhener durch Etrusker, wie es leider die römischen Historiker und ihnen folgend Polybios wenigstens der Auffassung nach, meist gethan haben, so verwickeln wir uns in grosse Schwierigkeiten; zunächst Widersprüche unter den Alten selbst, von denen z. B. die einen die Etrusker schon im achten Jahrhundert in Campanien hausen liessen, andere, so M. Cato, die Gründung Capua's durch die Etrusker um 470 v. Chr. setzten, eine einfache Unmöglichkeit, da die frühere Existenz der Stadt uns jetzt durch die Gräberfunde klarer ist, als sie es z. B. noch für Velleius sein konnte. In augusteischer Zeit war freilich niemand

zweifelhaft über die einstige Existenz eines etruskischen Staates in Campanien, in zwölf Städten geordnet, u. s. w., welcher um 420 durch einen samnitischen Einfall zerstört worden sei: wir haben jedoch angesichts der monumentalen Thatsachen das Recht zu zweifeln, wie es, auf die historischen Widersprüche und Unmöglichkeiten gestützt, schon Niebuhr mit scharfer Kritik gethan hat. Niebuhr erkennt in jenem ganzen Schwarm, der um 520 über Campanien herfiel, nur aufgestörte unteritalische Stämme, und schliesst seine vielangefochtene Auseinandersetzung mit den Worten: „Vom etruskischen findet sich in Campanien nicht die allergeringste Spur. Die Buchstaben könnten täuschen; aber alle geschriebenen Denkmäler ohne Ausnahme sind oskisch. Ebenso verschieden ist die Kunst von allem etruskischen.“ In ihrem negativen Theil sind diese Sätze Niebuhr's unbestreitbar richtig, nur der Satz: „Aber alle geschriebenen Denkmäler ohne Ausnahme sind oskisch“, bedarf vielleicht einer kleinen Einschränkung, insofern an den fünf Punkten Capua, Suessula, S. Agata de' Goti, Nola und Cumae aus der Zeit gegen Ende des vierten und dem dritten Jahrhundert ein gewisses Genre schwarzgefirnisster Gefässe sich findet —, es werden etwa 30 bis jetzt bekannt sein —, welche eingekratzte Inschriften tragen in einer Sprache, welche bis jetzt noch kein Mensch versteht: die Schriftzeichen sind weder rein oskisch noch rein etruskisch, die vorkommenden Namen, wie Mamerkos, sicher italisch, aber die Abweichungen sowohl vom oskischen wie etruskischen so bedeutend, dass wir die Schalen mit Sicherheit keinem der beiden Stämme zutheilen können: einen Mittelweg einschlagen, wie es z. B. Deecke versucht hat, indem er einzelne Schalen für etruskisch erklärt, bei andern aber die Unmöglichkeit des etruskischen zugibt, geht nicht, da Technik, Provenienz, Zeit und Schrift dieser Gefässe die gleichen sind, also auch die Sprache dieselbe sein muss. Dass diese Gefässe nicht etwa importirt sein können, sondern an Ort und Stelle gemacht sein müssen, ergibt sich aus der Gleichartigkeit ihrer Schrift mit den Münzlegenden zweier campanischer Münzserien, nämlich der Münzen mit der Aufschrift Irnth und mit der Aufschrift Fensernu, beide mit Typen von Hyrina und Nola, zwei Städten, welche sich vielleicht wie Alt- und Neustadt zueinander verhalten haben. Dieser ganze zeitlich begrenzte barbarische Sprachcomplex einer engen geographischen Zone harrt noch der Aufklärung: so viel ist jedenfalls sicher, dass man sehr mit Unrecht hierin die Sprache der sog. campanischen Etrusker hat wieder erkennen wollen: Corssen hat hierauf ganze Capitel über das campanische Etruskisch gebaut! Die Unmöglichkeit einer solchen Beziehung ist schon eine chronologische: wenn nach den übereinstimmenden Ansichten der Alten es mit den Etruskern in Campanien um 420 zu Ende war, so dürfen wir methodischerweise Monumente, welche allermindestens 100, zum grössten Theil aber wohl 150—200 Jahre jünger sind, nicht durch die Etrusker erklären wollen, wenn wir nicht durch Nachweisung etruskischer Monumente aus früherer Zeit für eine Tradition den Beweis liefern können.

Also trotz Berichtigung jener seiner positiven Behauptung, alle geschriebenen Denkmale ohne Ausnahme seien oskisch, bleibt Niebuhr's Satz, vom etruskischen finde sich in Campanien nicht die allergeringste Spur, nichts destoweniger völlig bestehen. Wer, wie ich es gethan habe, wochen- und monatelang und wiederholt durch Etrurien dies- und jenseits des Apennin gewandert ist, und in die nicht gerade liebenswürdigen, aber scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten dieses Räthselvolkes sich hineinzusehen bemüht gewesen ist, hat, glaube ich, das Recht, zu behaupten, wo keine etruskische Grab-

schrift, wo kein etruskisches Grabmal sich findet, und wo kein Kunstproduct eine Spur etruskischen Charakters verräth, da können keine Etrusker gesessen haben. Wir haben, wie auch Mommsen in frühern Jahren gethan hat, Niebuhr folgend die campanischen Etrusker für eine Fabel zu erklären, und den Historikern die Aufgabe zu stellen, uns für ihr merkwürdiges Festsetzen in unseren Geschichtsquellen im einzelnen einen Reim zu finden. Ich deutete vorher schon meine persönliche Ueberzeugung an, dass auch hier Niebuhr das rechte gesehen hat, wenn er die ganze Fabelbildung herzuleiten versuchte aus zu wörtlicher, zu sachkundiger Interpretation des Ausdrucks Τυρρηνοί griechischer Geschichtsquellen durch spätere Historiker, welche die verschiedenen Vorstösse der Binnenvölker gegen die Ebene sich ethnographisch erklären wollten. Die Kymäer wussten wohl, dass die ihnen nächsten Stämme Osker waren, und nannten sie auch Ὀπικοί, die Kenntniss aber, dass Stämme, die aus dem tiefen Innern kamen, verschieden waren von den Etruskern, mit welchen sie sonst zu Wasser und zu Lande zu thun hatten, braucht man ihnen nicht zuzutrauen, oder wenigstens nicht anzunehmen, dass, hätten sie die Kenntniss auch gehabt, sie darauf bedacht gewesen seien, derartige ethnologische Verschiedenheiten nun auch dem allgemeinen frühern Sprachgebrauch entgegen mit wissenschaftlicher Genauigkeit auszudrücken. In weiterer Ferne aber ist es begreiflich, wenn man die barbarischen Anwohner des tyrrhenischen Meeres ebenfalls Tyrrhener nennt, und es gibt, abgesehen vom ausdrücklichen Zeugniss des Dionysios, genug Proben davon: Sophokles z. B. bezeichnet die allernächste Umgebung Kyme's als tyrrhenisch, Philistos sprach von Nuceria als einer πόλις Τυρρηνίας, auch Aristoxenos, der den Dingen von Tarent her doch nahe stand, beklagt, dass die Poseidoniaten ihr Hellenenthum verloren hätten, um Tyrrhener zu werden — niemand wird aber je den Muth haben, in Paestum Etrurier finden zu wollen. Auch bei den Römern ist das späte Aufkommen der Fabel erkennbar: während sie schon bei Polybios spukt, lässt der jüngere Coelius Antipater Capua noch nicht von den Etruskern, sondern von den Troianern unter Capys gegründet sein — kurzum, es würde zu weit führen, wenn wir uns bei der Genesis dieser Geschichte hier länger aufhalten wollten; ihr näher nachzugehen wäre aber für den Quellenforscher eine vielleicht interessante Aufgabe.

Mit den Etruskern aber auch den zerstörenden Einfall in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts läugnen zu wollen, wäre verkehrt, da seine Spuren, wie ich vorher ausführte, deutlich genug sind. Es ist möglich, dass der kymaeische Handel ins Binnenland durch diese Veränderung der Verhältnisse zunächst einige Erschwerung erfuhr, und wir damit eine deutlichere Richtung von Kyme's Politik nach Norden hin in Beziehung zu bringen haben. In Kyme war nach glücklicher Abwehr des Barbarenanpralls an Stelle der bisherigen aristokratischen Verfassung die Tyrannis getreten, und bekannt ist das Verhältniss, in welchem der letzte König von Rom zu Kyme stand. Es scheint, dass damals noch ziemlicher Friede zwischen Rom und Etrurien war: das Vorkommen chalkidischer Vasen aus jener Epoche — unter den acht von Kirchhoff zuerst ausgeschiedenen sieben z. B. in Vulci, daneben nur eine aus Nola — und anderer Proben kymaeischen Importes in Etrurien lassen auf ziemlich friedliche Handelsverhältnisse schliessen. Bald wurde das anders. Schon der erste Handelsvertrag der römischen Republik mit Karthago, der Etrusker altem Verbündeten, falls er wirklich um 509 geschlossen ist, würde ein Schlag Kyme ins Gesicht sein: bald, um 504, so heisst es, finden wir die Kymaeer an der Seite der Latiner, speciell Aricia wird uns genannt, im Landgefecht gegen die nach Süden vordringenden Etrusker, — ich mache

darauf aufmerksam, dass gerade aus Aricia ein leider nur höchst mangelhaft publicirtes archaisches Relief bekannt ist, jetzt im Museum Despuig auf Majorka, welches einen altgriechischen, den aeginetischen Bildwerken nicht fernstehenden Charakter hat: dasselbe könnte sehr wohl seine Erklärung finden in jener durch gemeinsame Interessen herbeigeführten Verbindung, in der wir Kyme mit den Latinerstädten und speciell mit Aricia damals sehen. Das Ringen Kyme's mit den Etruskern um die Seeherrschaft fand bekanntlich erst 30 Jahre später sein Ende durch die Seeschlacht von 474: schon früher hatten die griechischen Stammesgenossen dem fernen Vorposten Vorschub geleistet: die Meerenge war 20 Jahre vorher factisch in griechischen Besitz gekommen und Rhegion sperrte den Etruskern die Durchfahrt, um ihnen den directen Handel mit dem Osten und die Seeräuberei zu erschweren; jetzt half Hieron von Syrakus. Die Verhältnisse in Campanien hatten sich inzwischen beruhigt, und die nun folgenden 50 Jahre scheinen für Kyme wieder glücklichere gewesen zu sein; Münzen Kyme's aus dieser Zeit — und daneben beginnen, aber noch selten diejenigen von Kyme's Pflanzstadt Neapolis — finden sich an allen Handelsplätzen, bis weit ins Binnenland hinein, und Vasen, schwarzfigurige nicht mehr der allerstrengsten Art (bis jetzt ist noch keine Vase des Exekias, Amasis und Genossen, des Pamphaios und ähnlicher Maler, die wir dem sechsten Jahrhundert zuweisen würden, in Campanien gefunden), und strengrothfigurige finden sich in Kyme selbst, in Capua und Nola; in Suessula ist bis jetzt nur ein strengrothfiguriges Gefäss zu Tage gekommen, ein schöner Krater des Hieron und Makron; alsdann eine eigene Gattung von Broncegefässen, von denen Sie auf einer Ihnen vorliegenden Tafel (Mon. dell' Ist. XI, 6) zwei Exemplare abgebildet sehen: ein anderes besonders charakteristisches in beifolgender Publication Minervini's. Es sind grosse Urnen, bis zu zwei Fuss hoch, stets unten abgerundet, um den Bauch mit umlaufenden gravirten Thier- oder Ornamentstreifen versehen, hierin, den kleinen früher besprochenen chalkidischen Gefässen ähnlich, mit denen sie auch die Schulterverzierungen durch Stabornamente gemeinsam haben, die nicht in Relief, wie es dem Metallstil entsprechender gewesen wäre, sondern in Gravirung ausgeführt sind. Der Deckel aber zeigt plastische aufgelöthete Figuren archaischen Stils, meist vier auf dem Rand in der Regel des Deckels, in seltenen Fällen auch der Urne selbst, und eine, die zugleich als Griff dient, in der Mitte. Diese Gefässe finden sich in eigenthümliche grosse Würfel von Tuff eingelassen, in einer ihrer Grösse und Form angepassten roth ausgemalten Vertiefung, und enthalten durchweg die Ueberreste der verbrannten menschlichen Körper: die Verbrennung ist also inzwischen neben die Bestattung getreten. In denselben Würfel eingelassen befinden sich in der Regel, in gleichartiger ihrer Form entsprechender Vertiefung, bemalte Vasen, schwarzfigurige der vorher bezeichneten Art und strengrothfigurige: durch dieselben wird als Zeit der Bronceurnen das fünfte Jahrhundert bestimmt. Der ganze so ausgefüllte Würfel wird durch einen genau angepassten Deckel geschlossen. Zwei solcher Bronceurnen nun sind in Kyme gefunden worden, von denen eine mit der alten Inschrift: Ἐπιτυὶς Ὀνομάστο τõ Κερίλο ἄθλον ἔθεκεν, die übrigen bis jetzt sämmtlich bei Capua: in dieser Zeit beweist der Fund in Kyme selbstverständlich auch für kymaeische Provenienz der capuaner Urnen: dass auch in Kyme im fünften Jahrhundert diese Bestattungsart eine übliche war, dafür sind Zeugniss die ähnlichen aber ausgeleerten Tuffwürfel der bezeichneten Art, welche sich um Kyme häufig finden. Auch bei Capua kommen dieselben oft im ausgeleertem Zustande aus der Erde; und öfters stehen in den handschriftlichen Fundberichten an die weiland neapolitanische

Alterthumsverwaltung bittere Klagen darüber, dass die Finder solcher Tuffwürfelgräber die Bronceurnen herausgestohlen hätten, sodass deren Platz leer und bloss die Thongefässe darin gewesen wären. Die Behörde that wahrscheinlich ihren Untergebenen Unrecht, und hätte ihre Vorwürfe an eine ältere Adresse richten müssen: Sueton erzählt im Leben Caesar's, dass die sullanischen Colonisten den Boden um Capua umgewühlt hätten, und die Gräber der Todten aufgerissen, um alte Gefässe zu finden: bedenkt man, dass einige derselben, mit grosser Wahrscheinlichkeit z. B. das von Minervini publicirte, aus der in römischer Zeit so sehr hoch geschätzten weil ihrer Technik nach verloren gegangenen korinthischen Goldbronce gefertigt waren, dass ferner die Liebhaberei für altgriechische Kunstgegenstände von der Zeit Caesar's an in Rom allgemein wurde, so wird man die Habsucht jener Grabstörer begreifen, welche von den römischen Liebhabern gewiss gut dafür bezahlt wurden. Die Urnen selbst — ich habe etwa 30, theils ganze theils Theilstücke von solchen — zusammenbringen können — und ihr figürlicher Schmuck haben alle einen gleichartigen Charakter, der sie ebenso von dem entfernt, was wir von älterer athenischer Weise wie von dem was wir jetzt von altpeloponnesischer Kunstübung wissen: dagegen lässt sich, namentlich in der Auffassung gewisser gymnastischer Deckelfiguren, als da sind Diskoswerfer, Läufer, Adoranten, eine gewisse Aehnlichkeit mit einer wahrscheinlich böotischen Broncestatuette erkennen, welche aus Chalkis in den Kunsthandel kam und vor drei Jahren in den Mittheilungen des athenischen Institutes publicirt wurde. Es kommen noch eine Reihe von sachlichen Gründen zusammen, um den ersten Ursprung der Urnen nicht bloss aus Kyme, sondern aus dessen Mutterstadt, der Erzstadt Chalkis selbst und ihrem böotischen Hinterlande herzuleiten, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass die uns heute vorliegenden Exemplare nicht sämmtlich kymaeischen Ursprunges sein können; alle die Gründe Ihnen hier vorzuführen wird zu langwierig werden, und ein Eingehen auf die Einzelmonumente erfordern: in den Annalen des Instituts für das laufende Jahr wird man eine ausführliche Besprechung dieser Urnen finden, und auch die Schlussfolgerungen angedeutet, welche sich aus dieser bisher nicht beachteten Monumentenclasse für mittelitalische und etruskische Kunstübung, insbesondere für das Verständniss der archaischen Bronceurnen aus Vulci, und für die späteren Cisten von Palestrina und Vulci ergeben.

Also im fünften Jahrhundert verbrannten Capuaner ihre Todten, und bestatteten sie nicht mehr auf einheimische, sondern auf griechische Art, gaben ihnen keinen Ueberfluss an Metallschmuck, sondern einfache griechische Thongefässe mit ins Grab, und nur die Asche selbst wurde in einem kostbaren Metallgefässe geborgen, dessen den Griechen verständliche Symbole, die Harpyien z. B., welche den Todten, den sie geraubt, nun auch schützen und mit dem gestus des abominari jeden Uebelwollenden fern halten, auch den Capuanern vermuthlich geläufig gewesen sind. Die Bestattung geht neben der Verbrennung her: in der gleichen Zeit kommen die ersten geräumigen Grabkammern vor, in welchen nach einer mehr den Einheimischen als den Griechen eigenen Anschauung, die uns von Etrurien, den kleinasiatischen Küstenländern und von Südrussland am geläufigsten ist, aber auch in den Städten Süditaliens und auf Sicilien uns entgegen tritt, dem Todten eine stattliche Wohnung sollte geschaffen werden: das älteste dieser Kammergräber in Capua hatte einen jetzt zerstörten, aber glücklicherweise für das Institut lucidirten Wandschmuck, welcher in rein griechischer Zeichnung, im edelsten Stil der rothfigurigen Vasen, brettspielende Krieger darstellt mit Athene im Hintergrunde, ein aus schwarzfigurigen

attischen Vasenbildern geläufiges Motiv. Nur griechische Kunstgegenstände finden sich in dieser Zeit, oder solche, welche mit Glück und Geschick und mit griechischem Stilgefühl griechischen nachgebildet sind. Die Hellenisirung Campaniens war eine vollendete Thatsache: sie war durchaus Kyme verdankt, und willig fügten sich die Bewohner der Ebene dieser ihnen durch Kyme und Neapolis vermittelten Culturströmung. Wie sehr beide Städte damals noch das Monopol in Händen hatten, zeigt wiederum die Thatsache, dass von einheimischer Prägung noch nicht die Rede ist: bis zum Ende dieser Periode, d. h. bis um 420, läuft nur kymaeisches und neapolitanisches Geld in Campanien.

Dieser Entwicklungsgang fand eine jähe Unterbrechung durch einen zweiten Vorstoss der samnitischen Stammesgenossen, die aus ihren Bergen herunterstiegen und mühelos das flache Land sich unterwarfen: es ist charakteristisch für den Einfluss, welchen das sesshafte Leben im Wohlstand der Ebene auf die Bewohner übte, dass bis auf die Zeit, wo das Ringen mit Rom beginnt, Waffen zu den seltensten Fundgegenständen in campanischen Gräbern gehören: die Helme und Lanzenspitzen aus den Gräbern des sechsten bis vierten Jahrhunderts lassen sich zählen: in den Griechenstädten Kyme und Poseidonia war das anders. Um 428 fiel also Capua in die Hände der Eroberer. Aber auch diesesmal waren die Blicke derselben auf Kyme gerichtet: die grosse Handelsstadt mochte auf die Plündersucht der damaligen italischen Barbaren ähnlich anregend wirken, wie auf die Gedanken der deutschen und spanischen Söldnerheere, welche Italien gegen 2000 Jahre später durchzogen, die Namen Florenz und Rom. Diesmal hielt Kyme den Anprall nicht mehr aus, sondern fiel um 420, und hiermit war der erste Anstoss zu einer Emancipation der oskischen Stämme vom griechischen Einfluss gegeben. Natürlich bedeutete jener Einbruch von Bergstämmen, die weniger durch ihre Zahl, als durch ihre kriegerische Tüchtigkeit die Katastrophe herbeigeführt hatten, zunächst durchaus keine Ausrottung der bisherigen Cultur: im Gegentheil, wir werden sehen, dass die Campaner für's erste fortfahren, durchaus in dem bisherigen Geleise zu bleiben: doch sie waren jetzt Herren in Kyme, waren somit aber nicht bloss politisch, sondern auch civilisatorisch ihre eignen Herren, und bald werden wir die Folgen dieser Veränderung gewahr. Von jetzt ab finden wir in der Geschichte die Campaner als eigne Nation; ihr Mittelpunkt, der ihnen auch den Namen gab, war Capua, das nunmehr in Campanien an die erste Stelle trat. Kyme trat zunächst in ein völliges Dunkel zurück, aus dem es erst allmälig wieder Licht wurde: kymaeische Prägung gibt es nicht mehr; die Vasen des feinern rothfigurigen Stils sind selten: erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts fängt es dort an wieder lebendig zu werden. Im bald beginnenden vierten Jahrhundert finden wir die Campaner als Nation Münzen schlagend, schöne silberne Stücke, mit Neapolis entlehnten noch durchaus griechischen Typen und der Aufschrift zuerst ΚΑΜΠΑΝΟΣ, später ΚΑΠΠΑΝΟΣ. Nola schlug rein griechische Münzen, ebenfalls vom Beginn des vierten Jahrhunderts ab, ebenso Hyrina, die wahrscheinliche Altstadt Nola's: auch die Typen dieser beiden Städte stehen in deutlicher Abhängigkeit von denen Neapels. Zuerst sind die Münzen beider Städte wie von Griechen selbst geschnitten, mit der Zeit werden sie dem rein griechischen Charakter etwas mehr entfremdet, und anstatt der griechischen Namensformen traten, ebenso wie auf den Münzen der Gesammt-Campaner zunächst einzelne Schriftzeichen, dann ganze Formen auf, welche den Uebergang von der entlehnten griechischen in die heimische oskische Sprache kennzeichnen: Typen und Symbole bleiben aber griechisch, auch in spätester Zeit, als man

dieselben nicht mehr von Neapolis entlehnte, sondern neu schuf; so auf den äusserst seltenen Silbermünzen Capua's mit oskischer Aufschrift, die wahrscheinlich kurz vor dem Eintritt des römischen Patronats um 340 geschlagen sind: ein Zeichen, wie tief der Hellenismus schon Wurzel gefasst hatte, zum Glück Roms, dem die Bildung von hier kam. Schon die Entlehnung der Münztypen von Neapolis zeigt, in welchem Grade diese Stadt an Stelle von Kyme getreten war: war Kyme noch in der Zeit der allgemeinen Unsicherheit gegründet, mit allererster Rücksicht auf feste Lage, so hatte es später, den Mangel guter Häfen empfindend, ausser einem unbedeutenden Castell Dikaiarcheia an Stelle des nachmaligen Puteoli, Neapolis gegründet, das zwar von Natur bedeutend weniger fest war, — es ist eigentlich von allen Seiten beherrscht, und seine Anlage nur aus der Rücksicht auf gänzlich ruhige Verhältnisse zu erklären — dafür aber einen vortrefflichen Hafen und bequeme Verbindung auch mit den entfernteren südlichen Theilen der Ebene bot. Diese Verhältnisse bedingten die Politik der Neapolitaner: sie durften es nicht auf Widerstand ankommen lassen, und mussten ihr Heil darin suchen, freundschaftlich zu der neuen selbständigen Nation Stellung nehmend zu retten was zu retten war. Das gelang auch in gewisser Weise: zwar mussten sie sich Freizügigkeit der Osker in ihre Stadt hinein gefallen lassen, sogar oskische Magistrate begegnen uns, aber ihr guter Hafen erleichterte die Seeverbindung in der Art, dass, so scheint es, sie den Hauptimport bekamen: von jetzt an wiegen zunächst Gegenstände des athenischen Handels in Campanien durchaus vor, ja sind fast die einzigen: die früher beschriebene ganz unter dem Einfluss Kyme's stehende Bestattungsart findet sich nicht mehr: wenn auch in Capua einzelne Familien noch fortfahren, zu verbrennen, so scheint es doch, als habe die Bestattung unverbrannter Leichen durchaus die Oberhand gewonnen: sie werden in der älteren Zeit in längliche Vertiefungen gelegt, die in den natürlichen Felsboden geschnitten sind — in einem solchen Grabe fand sich neulich z. B. in Suessula eine wunderschöne attische Lekythos mit feinster polychromer Zeichnung auf weissem Grunde —, und mit Tuff- oder Ziegelplatten zugedeckt, später in eine Art aus grossen Tuffblöcken zusammengesetzter Tuffsärge; diese Gräberart bleibt fortan die regelmässige: nur treten wohl an Stelle der Tuffsärge in noch späterer Zeit gleichgeformte aus grossen Ziegelplatten: erst die römische Zeit brachte hier wieder eine wesentliche Aenderung durch Wiedereinführung der Verbrennung. Diese Tuffsärge sind bereits im vierten Jahrhundert nach dem oskischen Masse gemessen, das hier zuerst mit Sicherheit sich constatiren lässt: meist ist das Grab 6 Ellen lang und 2 Ellen breit. Den Inhalt bilden Vasen durchaus attischen Charakters, in jüngerer Zeit bei Capua auch wohl kleine Terracottafigürchen attischer Art, doch wohl einheimischer Fabrik, erst vom Ende des Jahrhunderts ab Waffen, Helme u. s. w., relativ wenig Broncegefässe: doch machen sich auch hier locale Verschiedenheiten geltend: während Broncegefässe in den Gräbern von Suessula und Nola fast nie mehr vorkommen, sind sie etwas häufiger in Capua; am häufigsten aber in einer wahrscheinlich in das Ende des Jahrhunderts gehörigen Nekropole von Vicus equensis auf der Halbinsel von Sorrento, die leider erst nach meinem Verlassen Italiens entdeckt, mir aber durch die Güte von Freunden beschrieben ist.

Man kann nicht sagen, dass diese Periode von 420—340 von der folgenden so scharf geschieden ist, wie von den früheren. Allerdings veränderten die samnitischen Kriege die Situation ja etwas, die Römer nahmen das Land in eine Art von Oberverwaltung, schickten ihre bekannten praefecti Capuam, Cumas, und beschränkten das nationale

Münzrecht auf Kupfer, das jetzt zunächst nach Art des römischen aes grave, welchem das campanische Vorbild wurde, ohne Aufschriften, hernach, etwa von der Mitte des dritten Jahrhunderts ab der römischen Münzreduction entsprechend in kleinen Stücken mit oskischen und später lateinischen Aufschriften von einzelnen Städten in Cours gesetzt wurde. Daneben hatten nur die griechischen, jetzt ausserordentlich zahlreichen Münzen von Neapolis gesetzlichen Umlauf, sowie auf Befehl Roms in Campanien selbst geprägte Gold-, Elektron- und Silbermünzen mit der Aufschrift ROMA. Im übrigen fühlte Rom, scheint es, sich noch nicht stark genug, oder auch nicht veranlasst, bestimmend in die Geschicke des Landes einzugreifen. Der national-oskische Charakter desselben entwickelte sich immer stärker, und damit wurde der Gegensatz gegen die einzige Griechenstadt Neapolis trotz dessen entgegenkommender Politik immer grösser, zumal auch die wenn auch leichte Abhängigkeit Campaniens von Rom sich auf Neapolis nicht ausdehnte. Diesem erwachenden Gegensatz verdankte vermuthlich der erste nationale Hafen seine Entstehung und Bedeutung, nämlich Pompeii. Die Nachricht, dass es Hafen nicht bloss für Nola und Nuceria, sondern sogar für Acerra gewesen sei, lässt sich nur aus dem Gegensatz gegen das griechische Neapolis erklären. Um 310 wird uns Pompeii zum ersten Mal in der Geschichte genannt; ob es früher schon bestanden habe, ist geschichtlich irrelevant: auf eine viel frühere Existenz brauchen wir aus den sog. griechischen Bauten m. E. nicht zu schliessen: die ältesten Gräber, welche man bis jetzt hat auffinden können, sind aus der Mitte des dritten Jahrhunderts.

Die Zeit zwischen dem Brechen mit der unbedingten Herrschaft des Hellenismus, um einen Zeitpunkt zu nennen, von der Mitte des vierten Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des dritten ist die Blüthezeit national-oskischen Lebens in Campanien. Der allgemeine Wohlstand erzeugt ein Streben nach Luxus, den zu beobachten wir noch mannigfache Gelegenheit haben: das gewöhnliche Normal-Tuffgrab wurde inwendig architektonisch geschmückt mit kleinen Pfeilerstellungen, und Reliefplatten von Terracotta wurden an den Grabwänden befestigt; goldene Ringe und Schmucksachen den Todten mitgegeben; die Reicheren richteten sich nach einem schon früher erwähnten Brauche geräumige Grabkammern ein, deren Wände Wandgemälde schmückten; der Stil derselben trägt freilich durch eine Verbindung merkwürdiger Realistik mit Flüchtigkeit der Zeichnung einen schon ungriechisch werdenden Charakter zur Schau; auch gegenständlich weichen die speciell griechischen oder allgemein menschlich gedachten Scenen sehr rasch solchen, welche sich nur aus nationalen Eigenheiten erklären; die Grabdecke wird nicht bemalt, sondern verdeckt durch baldachinartig gespannte Tücher aus gewebtem Goldstoff, dessen aus reinem Gold gezogene Fäden sich beim Aufdecken noch am Boden finden; Inschriften in oskischer Sprache an die Wände gemalt nennen den Namen des Todten; über dem Gesicht der Leiche geformte Masken aus Wachs sollen dazu dienen, die lebendigen Züge zu erhalten; besonders bekannt ist ein Beispiel der Art aus Cumae. Neben den einfach bemalten Gefässen her läuft der Geschmack für polychrome mit Goldverzierung, und solche mit Reliefschmuck von feinster Ausführung. Die Technik aller dieser Vasen, die besonders in Cumae von der Zeit Alexanders an häufig sind, weist nach Athen; ebenso werden wir dort die erste Heimat zu suchen haben für grosse glänzend schwarzgefirnisste Vasen, deren einzigen Schmuck Goldfestons bilden: in Athen selbst ist freilich von diesen Vasen noch kein Exemplar gefunden, dagegen viele in der Kyrenaika und der Krim: auf einer solchen aus Cumae stehen

in mächtigen Goldbuchstaben die beiden oskischen Genitive upils ufils geschrieben; prächtige Goldschmucksachen, besonders Ohrringe von der vollendetsten Technik, werden neuerdings in cumaner Gräbern jener Epoche gefunden: erst vor jetzt etwa vier Wochen entdeckte man dort den vollständigen Schmuck einer Frau, Halsschmuck, Ohrringe und Diadem, der nach den mir zugekommenen Mittheilungen etwas ganz aussergewöhnlich schönes sein muss. Cumae war noch immer Grossstadt, und wenn auch sein selbständiger Handel aus den bereits vorgelegten Gründen demjenigen von Neapolis gewichen war — so scheint es wenigstens —, begann es doch vielleicht damals schon die Stadt der Leute zu werden, welche, wie später Trimalchio, ein otium cum dignitate geniessen wollten. In der jüngsten Zeit ist auch ein grosser Theil der Nekropole für die armen Leute bei Cumae aufgedeckt worden; ich habe selbst mit einem Freunde, der die Ausgrabungen veranstaltete, dieselben mitgemacht: lauter Gräber aus Tuff, meist nach West orientirt und nach oskischem Masse gemessen; der Todte lag nicht auf dem Boden, sondern auf einer dünnen Schicht von gelbem Meersand, welcher ihn von diesem trennte: in der Nekropole von Spinetoli an der Küste des adriatischen Meeres ist das verwandte Verfahren beobachtet worden, den Leichnam auf eine Schicht von geriebener Kohle und Holzasche zu betten: einige ärmliche Fibeln hatten dazu gedient, das Gewand festzuhalten; Gefässe der allerfreiesten, meist saloppen rothfigurigen Technik und schwarzgefirnisste Schalen mit eingestempelten Ornamenten umgaben ihn: war's eine Frau gewesen, so konnte man oft in einem Gefäss Holzasche bemerken: augenscheinlich vom häuslichen Heerde, dessen sie ihr Leben durch gewaltet hatte; und am Fussende stand einer schon früher berührten italischen Sitte gemäss regelmässig ein grosses Thongefäss, auf dessen Mündung entweder direct oder auf untergestellter schwarzer Schale das Viertel eines Opferthieres gelegen hatte, auch ein ganzes Huhn oder dergl.; da die Grabesruhe nie gestört war, war das Fleisch verwest und die Knochen des Thieres lagen noch in solcher Regelmässigkeit auseinandergefallen vor Augen, dass man mit Sicherheit die Beschaffenheit des Thieres bestimmen konnte: in den übrigen Gefässen fanden sich häufig Reste von anderen Speisen, Hülsenfrüchte, Nüsse, Eierschalen und dergl. Aus anderen Nekropolen jener Epoche, so aus Capua, aus Nola, aus Telesia und Alife, S. Agata de' Goti, Vicus equensis, ist mir der gleiche Brauch bekannt. Es ist charakteristisch, dass während aus der Epoche des kymaeischen Handels wir nur wenige archäologisch interessante Nekropolen haben, sich jetzt dieselben häufen, und bis tief in's Binnenland hinein wir Zeugen eines national umgebildeten Hellenismus in den Gräbern finden. Nur noch eine relativ geringe Zahl von Vasen geben sich in dieser Epoche als importirt zu erkennen: die Localfabrikation, der wir schon bei jener schönen cumaner Vase mit oskischer Aufschrift begegneten, beginnt auch in den übrigen Stilarten zu arbeiten, theils in Anlehnung an die breite boeotische Manier, so der Vasenmaler Assteas und viele seiner Genossen, theils an athenische, so besonders ein Campanien eigenthümliches Genre polychromer Vasen, liefert daneben aber auch eine unendliche Fülle der gewöhnlichsten Schmierereien: oskische Aufschriften auf einigen dienen dazu, auch andere Vasen als local zu kennzeichnen, die wir vielleicht noch geneigt sein könnten, für importirt zu halten. Andere speciell einheimische Gattungen bilden sich daneben aus: die durch ihre Form so gefälligen attischen Schalen werden von einheimischer weniger geübter Hand nachgebildet: an Stelle des glänzend polirten attischen Firniss tritt ein etwas matterer, mitunter, so in Nola, silberglänzender, mitunter völlig reflexloser Auftrag: ja, man beginnt wieder, primitiver

orientalischer Weise entsprechend, die uns besonders aus Etrurien bekannt ist, den Thon selbst vor der Formung schwarz zu färben: statt malerischer Darstellungen zieht man altitalischer Kunstübung gemäss mechanische Einpressung von Ornamenten vor, Gorgoneien, Palmetten, Kreise u. s. w.: eine capuaner Fabrik liebt es, den Grund ihrer Schalen mit dem eingepressten Abdruck eines schönen Dekadrachmon von Syrakus zu schmücken; auf einer Reihe dieser Schalen finden sich jene früher berührten eingekratzten Inschriften in uns unbekannter epichorischer Sprache: erst eine solche fand sich auf einem rothfigurigen Gefäss spätester Technik. Diese Schalen verpflanzten sich auch nach Etrurien; dass auf einigen solchen sich durch Ritschl annähernd datirte altlateinische Inschriften finden, bestätigt uns den Zeitansatz, welchen wir ihnen in Campanien geben mussten. Diese Presstechnik, wie ich sie kurz bezeichnen will, mitunter auch en creux geübt, blieb Campanien eigenthümlich, und setzt sich später fort, im äusserlichen sich weiterbildend, im wesentlichen gleich, in Gestalt der calener Schalen, und bis tief in die Kaiserzeit in Gestalt der puteolaner und sorrentiner Gefässe, mit denen die sog. aretinische Vasenfabrikation in engem Causalzusammenhang steht. Edles Gestein und Metall fehlen in Campanien, aber der Thon ist dort vorzüglich: so erklärt sich denn, dass der Kunstbildungstrieb sich mit besonderer Vorliebe einestheils auf die Gefässfabrikation legte, andererseits auf diejenige von Terracotten. An keinem bisher bekannten Punkt der alten Welt sind so viele Terracottagegenstände zu Tage gekommen, als an einem merkwürdigen Heiligthum inmitten der Nekropole Capua's, welches der oskischen Unterweltsgöttin geweiht gewesen zu sein scheint. Es ist das einzige Heiligthum der Osker, welches wir bis jetzt genau kennen, und für Religions- wie Kunstgeschichte Campaniens gleich wichtig, zumal dasselbe noch für uns nachweislich einen Zeitraum von etwa 700 Jahren umfasst, in welchem die gläubige Menge dort ihre ex-voto's dar gebracht hat, theils an die betreffende Gottheit selbst adressirt, theils an andere, denen sich der Weihende besonders verpflichtet glaubte. Diese ex-voto's, welche rund um den Kern des Heiligthums gefunden wurden und werden, sind so mannigfach in Form und Bedeutung, dass es mir leider nicht entfernt in den Sinn kommen kann, Ihnen hier ein Bild davon zu entwerfen. Eine Serie von grossen Sälen ist jetzt im Museo Campano in Capua davon angefüllt, und grosse Mengen sind ausserdem noch in alle Welt gegangen. Auch in ihnen manifestirt sich der Gang campanischer Geschichte, den ich Ihnen vorzuführen mich bestrebt habe: zuerst griechischer Import, dann enger Anschluss an altgriechische Kunst durch die einheimische, dann immer weiteres Entfernen von derselben, ohne jedoch wie die etruskische Kunst im Archaismus zu verknöchern, sondern aus Griechenland allerdings erst in der Zeit nach Alexander wieder importirte Formen recipirend und immer wieder local umbildend, mit einer mit dem steigenden nationalen Gegensatz gegen das griechische immer geringer werdenden Gestaltungsgabe, bis schliesslich in römischer Zeit die ganze Kunstproduction nur ein Ausdruck wird für die conservative Barbarei eines Winkelcultus der armen Leute. Das merkwürdige Heiligthum selbst war kein Tempel, sondern ein grosser offner Altar, zu dem eine Freitreppe hinauf führte, streng nach oskischem Masse wohl in jener Zeit zwischen 300 — 200 aufgeführt: eine Abbildung nach alten Zeichnungen, welche vor der Zerstörung genommen sind, lege ich Ihnen hier vor: ein paar Photographien nach weniger schönen Votivstatuen aus Tuff ebenfalls.

Mit der campanischen Gefässfabrikation und dem Heiligthum in der Nekropole von Capua sind wir schon in die römische Zeit hineingekommen. Dieselbe beginnt politisch

mit der Einnahme Capua's 212. Von jetzt ab schwindet auch jeder Schein nationaler Selbständigkeit, die nur ohnmächtig später noch aufflackert. Römische Sprache und römische Münze wird die officielle im Lande; und neben den oskischen Hafen Pompeii und den griechischen Neapolis tritt das römische Puteoli, um als eine Art Gegenneapel zu dienen. Wir kennen die Umgebung Puteoli's so genau, wie die wenig anderer Städte, und können aus dem gänzlichen Fehlen vorrömischer Fundgegenstände mit Bestimmtheit den Schluss bestätigen, den schon gewisse Facten in der Geschichte des hannibalischen Krieges uns nahe legen würden, dass nämlich vor jener Zeit keine Stadt dort bestanden hat: das sog. griechische Dikaiarcheia ist sicher nichts gewesen, als wie Strabon es nennt, ein ἐπίνειον τῶν Κυμαίων, und die Beziehung der griechischen Münzen mit der Aufschrift Φιστελία, der oskischen mit der Aufschrift Fistluis auf Puteoli, geht einfach wohl, weil ihr regelmässiger Fundort nicht dorthin, sondern ins Innere weist, in die Gegend von Alife und Telesia. Puteoli wird jetzt der Haupthafen Campaniens, wird bald so zu sagen Hafen Rom's und Welthafen. Drückt sich in der Grösse Kyme's die Periode der ersten Civilisation der schönen Länder um den Vesuv aus, und die culturhistorische Mission, welche dieselben Rom und Norditalien gegenüber durchführten, so fällt die Blüthezeit des Handels von Neapel und daneben Pompeii's zusammen mit der Periode selbständiger nationaler Concentration der Landschaft auf sich, während Puteoli den Eintritt in den Rahmen römischer Herrschaft kennzeichnet. Von einer selbständigen Weiterentwicklung kann jetzt kaum mehr die Rede sein: dass der Boden hier mehr wie anderswo von Hellenen bearbeitet worden, dass eine lange Periode hindurch das Land ein nahezu hellenisches war, kam ihm sicher zu gute: die neue Weltbildung des Ostens trat mit diesem Land zunächst in Berührung und konnte hier leichter Wurzel fassen, als in der kriegerischen Bauernstadt am Tiber: und schwerlich würde man in Etrurien, und tauchten auch zehn Etruskerstädte aus Römerzeiten wieder auf, jene farbenreiche liebenswürdige Welt wiederfinden, welche Asche und Lava des Vesuv vor 1800 Jahren für uns zugedeckt haben.

Zweite Sitzung, Donnerstag, den 25. September.

Es kommt die von Herrn Dr. v. Jan aus Saargemünd aufgestellte Thesis zur Besprechung:

Die Griechen bliesen nicht auf einfachen, sondern auf doppelten Auloi.

Der Vortragende erinnerte zunächst an die bedeutenden Fortschritte, welche unsere Kenntnisse von griechischer Flötenmusik in den letzten Jahren gemacht. Ueber den auletischen oder pythischen Nomos sind wir besonders genau unterrichtet durch Guhrauer im 8. Supplementbande der Jahrb. f. class. Phil. 1876. Dieses Musikstück, bestehend in einem Solovortrag für den Aulos ohne Gesang, feierte in fünf bis sieben nach Takt und Melodie sehr verschiedenen Theilen Apollons Kampf und Sieg über den pythischen Drachen. Der Argiver Sakadas hat diese Art Instrumental-Concerte begründet und in den drei ersten Pythien (Ol. 48 — 50) damit den Sieg errungen. In technischer Beziehung ist unter den von Pollux und Anderen angeführten Theilen besonders derjenige interessant, welcher

das Zähneknirschen oder Zischen der verendenden Schlange (ὀδοντισμός oder σύριγγες) darstellte. Es muss dabei ein Theil des Aulos oder eine Vorrichtung an demselben, die man σῦριγξ nannte, zur Verwendung gekommen sein (Jan im Philologus 38, S. 379), ein Effektmittel, das strenger denkende Künstler, wie Telephanes von Megaris, verabscheuten (Plut. de mus. 21). Jener Midas aber, der Ol. 71 oder 72 als Aulet in Delphi siegte und von Pindar dafür in der 12. pythischen Ode gefeiert wird, wandte in seinem νόμος πολυκέφαλος, der die Erlegung der Medusa durch Perseus darstellte, jenen zischenden Ton auch wieder an (schol. P. P. 12).

Neuerdings hat Herr Guhrauer seine Forschungen auf den aulodischen Nomos gerichtet (Programm des Gymn. zu Waldenburg i. Schl. 1879). Diese Kunstgattung, welche in sehr frühen Zeiten, wahrscheinlich lange vor Terpander in Aufnahme kam (Plut. de mus. 5), wird auf die Namen Ardalos von Trözene und Klonas von Tegea zurückgeführt; Polymnestos, der Begründer der zweiten musischen Katastasis bildete sie weiter aus (Plut. 10 u. a.), Echembrotos aus Arkadien errang damit Ol. 48 bei den ersten pythischen Spielen den Preis (Paus. X 7). Gleich nach dieser Zeit aber gerieth die Aulodik in Vergessenheit, schon bei der zweiten Pythiade wurde kein Preis mehr für diesen Vortrag ausgesetzt. Die Kitharoden pflegten in ihrem Nomos nach einem feierlichen Vorspiel und der damit verbundenen Anrufung des Festgottes epische Abschnitte in heroischem Versmass zu recitiren, die Auloden trugen nach einer Einleitung ähnlichen Inhalts neben epischen auch gerne elegische, d. h. in Distichen abgefasste Gedichte vor (Plut. ebd. 3. 4 und bes. 8). Die Aulodik setzte sich daher fort in der elegischen Poesie des Tyrtäos und Theognis.

Während in all diesen Punkten Referent mit den von G. entwickelten Ansichten übereinstimmt, ist er anderer Meinung als dieser betreffs der Frage, ob bei dem aulodischen Nomos ein oder zwei Künstler thätig zu denken seien. Fest steht jedenfalls so viel, dass Plutarch und Pausanias, wo sie von Aulodensiegen reden, stets nur einen Künstler nennen, den Sänger, wie Herr G. glaubt, dass dagegen eines begleitenden Flötenspielers keine Erwähnung geschieht. So oft aber ein Chor im Wettgesang den Sieg davon trug, vergessen die Inschriften niemals den begleitenden Flötenspieler zu erwähnen. Es ist demnach wohl anzunehmen, dass die ältesten Auloden ihr Vorspiel ohne Text und Gesang auf ihrem Instrument bliesen, dann ihre Epen oder Elegieen recitirten und vielleicht wieder mit Flötenspiel schlossen. Die Unvollkommenheit dieser Kunstgattung würde dann jenen auffallenden Umstand erklärlich machen, dass die Aulodie von dem Zeitpunkte an, wo Sakadas gezeigt, wie man vermittelst der Flöte auch ohne Recitation einen bekannten mythischen Vorgang feiern könne, sofort aus den delphischen Agonen und damit überhaupt aus der gewöhnlichen Kunstübung verschwand. Wenn wir überdies erfahren, dass berühmte Auleten zuweilen als Auloden auftraten (Plut. 9 berichtet wenigstens so viel bestimmt, dass Sakadas auch Elegieen dichtete), niemals dagegen Kitharoden oder andere Sänger bei diesem Agon genannt werden, und dazu die Nachricht des Athenäos XIV 14 nehmen, dass wo eine gemeinsame Leistung unternommen war, bei Ertheilung des Preises der Flötist gar nicht, sondern nur der Sänger mit einer Auszeichnung bedacht wurde, so wird es gewiss nicht ungereimt erscheinen, wenn wir annehmen, dass die Auloden Instrumentalisten und Recitatoren in einer Person waren*).

*) Ausführlicher hat v. Jan diese Ansicht begründet in dem soeben im Druck befindlichen Septemberheft von Fleckeisen's Jahrbüchern (1879 S. 579 ff.).

Einen zweiten Differenzpunkt, zu dessen Lösung die Hülfe der Archäologen angerufen werden muss, bildet die Frage: „Bliesen die griechischen Auleten und Auloden auf doppelten oder auf einfachen Instrumenten?“

Der Vortragende nimmt das erstere an, Herr Guhrauer das letztere, und brieflichen Mittheilungen zufolge wird sich der letzteren Meinung auch Herr Gevaert anschliessen, der Verfasser der trefflichen Histoire et théorie de la musique de l'antiquité (vol. I. Gand. 1875), der in dem zweiten Bande seines Werkes die antiken Instrumente eingehend behandeln wird.

Was die schriftlichen Quellen betrifft, so könnte allerdings der nicht selten vorkommende Singular αὐλός für den Gebrauch eines einfachen Instruments zu sprechen scheinen; doch ist recht gut auch möglich, dass dieser Singular in invidualisirendem Sinne steht und collectiv zu fassen ist, wie wir sagen können „der Römer“, auch wenn wir ein ganzes Heer von Römern meinen. In der That sprechen entschieden für Mehrheit des Instruments die Stellen: Aristot. pol. VIII 6: φασὶ γὰρ δὴ τὴν Ἀθηνᾶν εὑροῦσαν ἀποβαλεῖν τοὺς αὐλούς, Plut. de mus. 36: ὑποκρίνειε γὰρ ἄν τις ἀκούων αὐλητοῦ, πότερόν ποτε συμφωνοῦσιν οἱ αὐλοὶ ἢ οὔ, und speciell für den Nomos: Paus. X 7: προσέθεσαν δὲ καὶ αὐλῳδίας ἀγώνισμα καὶ αὐλῶν, ἀνηγορεύθησαν δὲ νικῶντες .... Σακάδας δὲ Ἀργεῖος ἐπὶ τοῖς αὐλοῖς. Auch würde uns wohl, wenn die ältere Zeit sich mit einfachen Flöten begnügt und erst ein jüngerer Meister die Doppelflöte erfunden hätte, der Urheber dieser Neuerung in den Quellen genannt sein; so aber schweigt hierüber die Ueberlieferung der griechischen Autoren gänzlich, Apuleius dagegen feiert in sehr deutlichen Worten als Erfinder der mit zwei Händen zu spielenden Doppelflöte den alten Hyagnis, den Vorfahr des Marsyas und Olympos. Florida z. Anf.

Mehrstimmiges Spiel, wie wir Neueren es weit eher bei den Kitharoden suchen würden, scheint recht eigentlich charakteristisches Merkmal der griechischen Flötenmusik gewesen zu sein. Nachdem Plutarch c. 29 von Nomen des Olympos gesprochen, geht er auf die Neuerungen des Lasos von Hermione über, die er folgendermassen schildert: εἰς τὴν διθυραμβικὴν ἀγωγὴν μεταστήσας τοὺς ῥυθμοὺς καὶ τῇ τῶν αὐλῶν πολυφωνίᾳ κατακολουθήσας πλείοσί τε φθόγγοις καὶ διερριμμένοις χρησάμενος εἰς μετάθεσιν τὴν προυπάρχουσαν ἤγαγε μουσικήν. Bei Platon in der Republik III 10 wird gefragt: αὐλοποιοὺς ἢ αὐλητὰς παραδέξει εἰς τὴν πόλιν; ἢ οὐ τοῦτο πολυχορδότατον, καὶ αὐτὰ τὰ παναρμόνια [sc. ὄργανα] αὐλοῦ τυγχάνει ὄντα μίμημα; So war denn also die griechische Flöte von Anfang an ein zweistimmiges Instrument, auf welchem die Oberstimme begleitete, die Unterstimme aber die Melodie führte. Mit dieser Auffassung der einschlägigen Stellen über zweistimmige Musik (Aristot. probl. 19, 12. Plutarch. quaest. conviv. IX 9 und coniug. praec. 11) sind auch die Gegner des Referenten einverstanden: Gevaert histoire p. 364. Guhrauer Aulodik S. 7. Die Begleitung scheint häufig einen hohen Ton lange ausgehalten zu haben (Plut. mus. 19), wie dies noch heutzutage in der griechischen Kirche die Knaben thun, welche zum Figuralgesang der Männer den „Ison“ aushalten.

Gegen die Existenz der Doppelflöte bei den Griechen macht Herr Gevaert geltend, dass die in Neapel, Florenz, London und Leyden vorhandenen Reste griechischer Flöten keine Spur von der Zugehörigkeit eines zweiten Rohres zeigen, dass dieselben vielmehr durch die hohe Zahl von Tonlöchern (elf bis vierzehn) auf das bestimmteste die Behandlung mit zwei Händen voraussetzen. Die Tragweite des letzteren Motivs gibt auch der

Vortragende in vollem Masse zu. Denn während die griechische Flöte ursprünglich vier Tonlöcher hatte (Pollux IV 80), wie dies naturgemäss erscheint, wenn man bedenkt, dass der Daumen unten am Instrument liegen muss, ist die Zahl von 14 Löchern dagegen so bedeutend und überschreitet den möglichen Spielraum einer Hand so beträchtlich, dass allerdings ein Instrument dieser Art beide Hände in Anspruch nehmen musste. Herr v. Jan legt der Versammlung die ihm von Herrn Gevaert übersandte Zeichnung eines pompejanischen Aulos vor, der auf der unteren Seite ein, auf der oberen vierzehn Löcher hat, von denen sechs, wie man aus seitwärts angedeuteten Ringen schliessen möchte, mit Klappen, acht mit den blossen Fingern gedeckt wurden.

Obgleich demnach der Vortragende für die aus Pompeji erhaltenen Exemplare das Spiel mit zwei Händen auf einem Rohre nicht bestreiten kann, glaubt er doch in Rücksicht auf die ihm bekannten Bildwerke so lange an seiner These vom Gebrauch der Doppelflöte bei den Griechen festhalten zu sollen, bis ihm auf Abbildungen aus dem griechischen Leben einfache Flöten nachgewiesen werden.

Betreffs der Statuen gesteht er, nicht hinlänglich unterrichtet zu sein, ob z. B. die beiden Flöten an der bekannten Figur der Euterpe und an etwaigen anderen Statuen ächt oder ergänzt seien. Zu den Reliefs übergehend, gibt er zu, dass die Zeichnungen des Parthenon-Friesses eine einfache Flöte aufweisen. Dagegen erklärt Michaelis S. 244 seines Prachtwerkes über diesen Tempel, dass er sowohl als Prof. Forchhammer am Original sich vom Vorhandensein der doppelten Flöte überzeugt haben. Bei Reliefs ist überhaupt Vorsicht anzuwenden, da gewöhnlich nur eine Flöte sichtlich aus der Grundfläche hervortritt, die andere aber durch diese verdeckt sein kann.

Auf Vasengemälden jeder Art hat Redner stets Doppelflöten dargestellt gefunden; auch Herr Dr. Fränkel in Berlin, der seine Forschungen freundlich unterstützt hat, wusste ihm kein Beispiel für das Gegentheil anzuführen. Im dionysischen Thiasos, wie beim Gastmahl, beim Pentathlon sowie überhaupt in der Palästra findet sich stets die Doppelflöte. Auch jene Vasenbilder, welche Flötenspieler auf dem Bema vor dem Kampfrichter stehend zeigen, welche also für den auletischen oder aulodischen Nomos besonders entscheidend sind, weisen doppelte Flöten auf. So ein schwarzfiguriges Bild bei Panofka, Griechen nach Antiken 13 (aus Gerhard's Sammlungen entnommen), ein eleganteres auf dem Antaioskrater des Euphronios, Monum. d. instit. 1855 t. 5 und Conze Vorlegeblätter V 4. Die Bildwerke sprechen demnach, so weit Referent sie übersehen kann, einstimmig für den vorherrschenden, wo nicht ausschliesslichen Gebrauch der Doppelflöte.

Herr Dr. Flasch aus Würzburg bestreitet, dass die Zahl der Löcher ein ausreichender Beweis sei für das Spiel mit zwei Händen, es können verschiedene Löcher offen bleiben.

Herr Professor Blümner aus Zürich bestätigt, dass auf griechischen Bildwerken die Doppelflöte weitaus das herrschende Instrument sei. Namentlich habe dieselbe ihre Stelle im dionysischen Cultus, darum auch auf denjenigen Reliefs u. s. w., welche darstellten, wie Athene die Flöten wegwerfe, Midas sie aufhebe. Auch auf das Symposion und den Komos sei dasselbe Instrument übergegangen. Hie und da fänden sich Einzelflöten, die dann als Querflöten zu denken seien. Es sei ja zu sanfterer Musik sehr leicht der Gebrauch der einzelnen Flöte denkbar; die Sache müsse genauer untersucht werden. Die Annahme dagegen, als sei die Doppelflöte erst in römischer Zeit aufgekommen, sei mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Herr Dr. von Duhn aus Göttingen bemerkt, an den pompejanischen Flöten, die er so genau als möglich untersucht, sei von Deckvorrichtungen der Löcher, von Klappen oder Charnieren gar nichts wahrzunehmen, dieselben seien von sehr verschiedener Länge.

Freitag, den 26. September besichtigt die Section, indem sich ihr die kritisch-exegetische Section anschliesst, den römischen Kaiserpalast unter Leitung des Herrn Regierungs- und Baurath Seyffarth und die gerade im Gange begriffenen Ausgrabungen der römischen Thermen in der Vorstadt St. Barbara unter der Führung des Herrn Dr. Hettner.

Samstag, den 27. September. Die beiden vereinigten Sectionen besichtigen das Provinzialmuseum unter Führung des Herrn Dr. Hettner.

Section für classische Philologie (kritisch-exegetische Section).

Erste Sitzung.

Mittwoch, den 24. September, Vormittags 11½ Uhr.

Die Section für classische Philologie, in deren Liste sich 85 Theilnehmer eingetragen haben, wurde von Prof. Usener (Bonn) eröffnet, und constituirte sich demnächst in der Weise, dass der Genannte als Vorsitzender bestätigt, als sein Stellvertreter Prof. Dr. J. H. Lipsius (Leipzig), als Schriftführer die Herren Dr. Fr. Leo (Bonn) und Dr. L. Morsbach (Trarbach) gewählt wurden.

Der Vorsitzende nahm das Wort, um die Section zu einer Beschlussfassung über ihre Tagesordnung zu veranlassen. Das Forschungsgebiet des classischen Alterthums pflegt auf unseren Versammlungen durch zwei getrennte Sectionen vertreten zu sein, die sich nach der vorwiegenden Betonung der litterärischen und der monumentalen Ueberlieferung scheiden. Ein Versammlungsort wie Trier, der römische Kaisersitz diesseits der Alpen mit seinen zahlreichen Denkmälern und Zeugen antiken Lebens, muss die ohnehin dünne Scheidewand durchbrechen. Gerade der Philologe muss hier sich gedrängt fühlen sein Wissen durch Anschauung zu beleben, zu sehen und das Gesehene zu verstehen. Die philologische Section würde sich selbst untreu werden, wenn sie nicht ebenso, wie es die archäologische gethan, eine eingehendere Besichtigung der wichtigsten Ruinen und Fundstücke unter kundiger Leitung in ihre Tagesordnung aufnähme. Es war bei der knappen Zeit, welche das allgemeine Programm den Sectionssitzungen einräumt, unmöglich den beiden Geschwistersectionen verschiedene Sitzungsstunden anzuweisen.

Um so dankbarer dürfen wir das freundliche Entgegenkommen der archäologischen Section begrüssen, welche sich bereit erklärt hat, soweit es unsere Interessen wünschenswerth machten, sich mit uns zu vereinigen. Dieselbe wird nach ihrer Constituirung einen Vortrag des Herrn Dr. F. v. Duhn über das alte Campanien anhören, den morgenden Tag specielleren archäologischen Verhandlungen widmen, an den beiden letzten eine Besichtigung der Ruinen und des Museums vornehmen. Da nicht bloss diese Besichtigung, sondern auch der heutige Vortrag jener Section von allgemeinem philologischen Interesse ist, so empfiehlt es sich, die zweite Sitzung den besonderen Verhandlungen unserer Section vorzubehalten, an den beiden letzten Tagen uns der archäologischen Section anzuschliessen, und für den Rest der heutigen die letztere zu bitten sich mit uns zur Anhörung des v. Duhn'schen Vortrags zu vereinigen.

Nachdem die Anwesenden ihr Einverständniss mit diesem Vorschlag bekundet hatten, kamen die der Section besonders zur Verfügung gestellten Festschriften zur Vertheilung, ausser der Festschrift der Universität Bonn folgende:

Epigraphica, der XXXIV. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Trier .... zur Begrüssung dargebracht von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1879.

Ἰωάννου Φιλοπόνου Περὶ τῶν διαφόρως τονουμένων καὶ διάφορα σημαινόντων. Ex codice regio Hauniensi 1965 edidit Petrus Egenolff Vratislaviae 1879. Vom Verfasser.

Die Idee der Philologie. Eine kritische Untersuchung vom philologischen Standpunkt aus von Dr. Ferd. Heerdegen. Erlangen 1879. Vom Verfasser.

Incerti auctoris de Constantino Magno eiusque matre Helena libellus. E codicibus primus edidit Eduardus Heydenreich. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri (Bibliotheca scriptorum Gr. et Rom. Teubneriana). Vom Herausgeber.

Studien zu Euripides, mit einem Anhang Sophokleischer Analekta von Johann Kvičala (Prof. in Prag) Wien 1879. Vom Verfasser.

Fragment einer mhd. Uebersetzung der Ilias [aus den Papieren C. Lachmann's]. Zur Erinnerung an die XXXIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Trier 1879. Vom ungenannten Herausgeber.

Inzwischen hatten sich die Mitglieder der archäologischen Section, von dem obigen Beschluss benachrichtigt, eingefunden, und es hielt Herr Dr. F. von Duhn (Göttingen) den in den Bericht der archäologischen Section aufgenommenen Vortrag über die Ergebnisse der modernen Ausgrabungen zur Aufhellung der Ethnographie und Geschichte des alten Campaniens.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 25. September, Vormittags 8 Uhr.

Nach Eröffnung der Sitzung beginnt Professor Dr. Uhlig, Director des Gymnasiums in Heidelberg, mit einem freien Vortrag über:

Zwei alte Handschriften griechischer Grammatiker und über die nothwendigen Bestandtheile eines corpus grammaticorum graecorum.

Als ich mir vor zwei Jahren zu Wiesbaden in einer Sitzung derselben Section die Freiheit nahm, im Anschluss an einen Vortrag von Dir. Classen einige Bemerkungen über die Kritik des Dionysius Thrax zu machen, bezeichnete ich als älteste und beste Handschrift des Grammatikers einen im Kloster von Grottaferrata befindlichen Codex. Damit beging ich einen Irrthum und einen doppelten. Zunächst lernte ich eine ältere und bessere Quelle für Constituirung des dionysischen Textes im Monacensis 310 kennen, den ich Dank der wohlbekannten Liberalität Halm's in Heidelberg benutzen konnte. Derselbe ist in der That ein κειμήλιον, aber leider ein stark verstümmeltes. Sechs Seiten enthalten Stücke des Dionys; die Blätter, auf welche die in byzantinischer und älterer Zeit dem Schulbuch beigefügten Supplemente und die Flexionsregeln des Theodosius von Alexandria geschrieben waren, sind ebenfalls nur zum Theil erhalten; von einem kurz gefassten Commentar zur τέχνη ist der Anfang verloren; endlich auch die theologische Weisheit auf den letzten Blättern des Manuscripts ist vorn und hinten defect. Aber, was

diese Codexfragmente bieten, ist vortrefflich. — Sie erblicken auf der Abbildung I*) fol. 20v und 21r. Die erstere Seite enthält ein Stück des Capitels περὶ ὀνόματος, von ὑποπέπτωκε δὲ τῷ ὀνόματι ταῦτα, ἃ καὶ αὐτὰ εἴδη προσαγορεύεται bei Bekker p. 636, 8 bis Μεγαπένθης. Διώνυ — 636, 33. Die andere Seite bietet einen Theil der Abhandlung περὶ ποδῶν, welche später dem Schulbuche angeschlossen worden ist. Von den zwischen diesen beiden Seiten ausgefallenen Blättern befinden sich zwei unmittelbar vor fol. 20. — Auf 20v rührt von einer späteren Hand nur das Beispielpaar θάνατος ζωή am äusseren Rande, sowie das dazu gehörige Verweisungszeichen in der zweiten Columne her: die genannten Worte sind weitere Exempla für das ὡς πρός τι ἔχον. Die Randschriften in Majuskeln dagegen stammen von erster Hand. Die untere, ΝΕΟΠΤΟΛΕΜΟС ΠΥΡΡΟС, ist mit derselben bläulich-rothen Tinte hergestellt, welche auch die meisten Ueberschriftenzeigen, z. B. ΤΕΤΡΑСΥΛΛΑΒΟΙ ΔΕ ΔΕΚΑΕΞ auf fol. 21r; ΔΙΚΟС ΑΔΙΚΟС aber auf dem oberen Rande und ΕΥΕΙ . . С · ΜΕΛΑС über θάνατος ζωή sind mit derselben Tinte, wie der Text, geschrieben. Die Beziehungen der Majuskelrandschriften sind eben so klar, wie der Sinn des Minuskelzusatzes von späterer Hand: zum Theil helfen auch hier Verweisungs zeichen. Νεοπτόλεμος Πύῤῥος sind weitere Beispiele für das διώνυμον, δίκαιος ἄδικος für das ἀπὸ ψυχῆς genommene ἐπίθετον, εὐειδὴς μέλας endlich für das ἀπὸ σώματος hergenommene Adjectivum.

Der Hardt'sche Katalog weist unsere Handschrift dem IX. Jahrhundert zu. Die, welche am meisten von griechischer Palaeographie verstehen, pflegen am wenigsten bereit zu sein, aus den Schriftzügen auf das Jahrhundert eines Codex zu schliessen. Zwar kann man von vielen Charakteren sagen: sie kommen vor diesem Saeculum nicht vor, also ist das sie zeigende Manuscript nicht früher geschrieben; aber umgekehrt ist es in der Mehrzahl der Fälle unzulässig, von einer in früher Zeit auftretenden palaeographischen Erscheinung zu sagen, dass dieselbe nach einem bestimmten Jahrhundert nicht mehr begegne, der sie bietende Codex also spätestens in diesem geschrieben sein müsse. Doch ist immerhin Einiges als nur in älterer Zeit vorkommend zu bezeichnen. Ich möchte meinen, dass hierzu auch die Gestalt des H gehört, welche von dem zweiten senkrechten Strich die obere Hälfte weglässt und den wagrechten Strich nach oben rundet. Dieselbe findet sich, wie aus den nützlichen Gardthausen'schen Tafeln erhellt, in Manuscripten des 7.—10. Jahrhunderts; aus späteren Handschriften jedoch ist sie mir weder durch Autopsie noch durch Bericht bekannt geworden. Eben diese Form aber gebraucht der Schreiber der grösseren Hälfte des Monacensis (der zweite Theil ist von einer andern Hand geschrieben) fast ausschliesslich, so in der ersten Columne der Abbildung Zeile 3. 4. 8. 15. 17. 19 u. s. w.; nur Z. 13 sehen wir eine andere Gestalt. — Auf ein früheres Jahrhundert als das elfte führt ferner ein nicht von dem Charakter der Buchstaben hergenommenes Argument. In den meisten griechischen Codices stehen die Buchstaben nicht auf der Zeile, sondern hängen, soweit sie nicht über die andern mit ihren Köpfen hervorragen, von der Linie herab. Doch ist dies nicht allgemein der Fall. Nicht nur alle Uncialschriften haben die Buchstaben auf der Linie, sondern, wie Gardthausen (Wattenbach corrigirend) bemerkt, auch die ältesten Minuskelcodices. Als ältestes nachweisbares Beispiel der jüngeren Schreibweise bezeichnet G. den im Jahre 896 geschriebenen Clarkianus

*) In der Sitzung wurden statt der hier beigegebenen Tafeln Photographien und hektographisch vervielfältigte Nachzeichnungen herumgegeben.

des Plato, als letztes ihm bekanntes Exempel der älteren Weise einen Laurentianus vom Jahre 973. Unsere Handschrift aber zeigt überall die Buchstaben auf der Linie. So werden wir kaum zu hoch greifen, wenn wir dieselbe schon ins 9. oder 10. Jahrhundert setzen.

Aus einer solchen Handschrift interessiren auch Orthographica. Ich erlaube mir Folgendes mitzutheilen:

In Accent- und Spiritussetzung zeigt sich die grösste Sorgfalt und meist auch Richtigkeit. Nur zwei Fehler findet man öfter, die Verwechslung des Asper mit dem Lenis und des Circumflexes mit dem Acut, beide bekanntlich aus der späteren Aussprache stammend, welche die Daseia, wie die Perispasis verloren hatte. — Auch in der Bezeichnung der Enklisis ist der Schreiber genau gewesen. In der alten Streitfrage, ob eine zweisilbige Enclitica nach einem Perispomenon zu orthotoniren oder zu incliniren sei, finden wir den Monacensis (seltene Ausnahmen abgerechnet) auf Seite der Inclinirenden. — Die von den Byzantinern aufgebrachte, von uns trotz besserer Einsicht noch immer beibehaltene Unsitte, gewisse Formen des Artikels und gewisse einsilbige Präpositionen und Conjunctionen ohne Accent zu lassen, zeigt natürlich unsere Handschrift ebenfalls, ja sie dehnt dieselbe häufig, wie auch andere Manuscripte, auf zweisilbige Präpositionen und auf das disjunctive ἤ aus. — Ueber Diphthonge werden Circumflex, Acut und Gravis gewöhnlich so gesetzt, dass man sieht, der Accent gilt beiden Vocalen. — Die auch von Herodian gegebene Vorschrift, dass ρρ im Inlaut mit Lenis und Asper zu versehen, wird vom Monacensis ebensowenig, wie von anderen älteren Handschriften beobachtet. Dagegen findet sich ein Spiritus im Inlaut über Vocalen, mit welchen der zweite Theil eines Compositums oder Decompositums beginnt, so in der ersten Columne Z. 14 περιέκτικόν mit dem allerdings falschen Lenis. — Die Stelle des Spiritus ist bei acuirten Silben fast immer vor dem Acut, bei circumflectirten vor oder unter dem Circumflex, bei Diphthongen über dem ersten Vocal. — Ueber dem κ und χ von οὐκ und οὐχ findet sich, soweit ich beobachtet habe, stets das Zeichen des Apostrophs. Hiermit ist zu vergleichen eine Stelle in dem wahrscheinlich schon vor Herodian der τέχνη beigegebenen Supplement περὶ προσῳδιῶν, wo wir belehrt werden, dass οὐχ durch Apostrophirung aus οὐχί entstanden sei (welche Ansicht Herodian bekämpfte). — Auch die Zeichen für Worttrennung und Worteinheit erscheinen im Monacensis, die ὑποδιαστολή z. B. fol. 38v = BA III 1014, 19 ὅτ' ἂν ἦ, ἓν, ἁπλοῦν und das ὑφ' ἓν z. B. 20r χειρίσοφος. — In Bezug auf Wortabtheilung am Ende der Zeilen zeigt sich die Handschrift merkwürdig nachlässig. Neben dem richtigen κα|θ' ένὸς steht 18r das falsche μεθ' | ἑτέρου, neben δα|φνών ebenda φλοῖς|βος, neben πα|ρωνύμως προς|τιθέασι. Bei Verdoppelung von Consonanten werden (gegen die Lehre einiger Grammatiker) nicht beide der folgenden Silbe zugetheilt, sondern einer der vorhergehenden: φιλιπ|πίδης 20r, ἕλ|ληνες 24r. — Die Manier, den Doppelpunkt über ι und υ auch in Fällen zu setzen, wo nicht Diärese bezeichnet werden soll, findet sich häufig, doch, soweit ich beobachtet habe, nur im Anlaut: ἴσως, ἴδιος, ἵππος, ὕπαρξις, ὑϊός. — Das unausgesprochene Iota ist bald weggelassen, bald geschrieben. In letzterem Falle steht es auf gleicher Höhe, wie die übrigen Buchstaben und ist auch nicht verkleinert. — Als Interpunctionen erscheinen ein Punkt auf der Linie und einer über der Linie am Kopf der nicht hervorragenden Buchstaben. Bisweilen findet man die στιγμή auch mehr in der Mitte der Lettern, so Z. 7. 9. 10. 13 in Col. I. Doch darf, glaube ich, desswegen nicht

auf die Anwendung der dreifachen Unterscheidung von τελεία στ., μέση στ. und ὑποστιγμή geschlossen werden. Die Beschaffenheit der Fälle, in denen der Punkt der Mitte sich nähert, macht vielmehr wahrscheinlich, dass hier nur eine kleine Verrückung des oberen Punktes stattgefunden hat, wie auch manchmal der untere Punkt etwas unter die Linie gerückt ist, so Z. 2. 19 in Col. I. Der obere Punkt ist, wie anderwärts, die stärkere Interpunction. Sie erscheint am Ende von Sätzen, aber auch inmitten zusammengesetzter Sätze zwischen Protasis und Apodosis. Der untere Punkt hingegen wird nicht bloss wie unser Komma verwandt, sondern auch inmitten einfacher Sätze, z. B. 19v ποῦς ἐστι. μετρικὸν σύστημα συλλαβῶν. Ausser diesen beiden Distinctionen hat der Monacensis noch den Kreuzpunkt ·⁝· am Schlusse grösserer Abschnitte, auch am Ende von Ueberschriften.

Das Bedauern, von der Münchener Handschrift nur noch Fragmente übrig zu haben, wird einigermassen dadurch gemindert, dass wir eine Tochter derselben besitzen, welche der Mutter sehr ähnlich ist und den Dionys, seine Supplemente, die Canones des Theodosius, den kurzgefassten Commentar zur τέχνη vollständig enthält. Der Nachweis des behaupteten Verwandtschaftsverhältnisses kann durch ein Versehen des Schreibers der Tochterhandschrift in zwingender Weise geführt werden. Es ist ein Leidensis Vossianus, Nr. 76 in Quart. — Auf der Abbildung II sehen Sie die 58. und 59. Seite, welche zusammen nur wenig mehr enthalten, als fol. 20v des Monacensis: auf pag. 58 col. I Z. 9 steht das, womit jenes Folium beginnt; auf pag. 59 col. II Z. 12 das, womit es schliesst. Nicht von erster Hand rühren her pag. 58 II zwei Accente (beidemal ein gravis auf dem von erster Hand tonlos gelassenen disjunctiven ἡ), sodann am oberen Rande das in col. II Z. 5 ausgelassene ἰδικόν τακτικόν, ferner pag. 59 II 15 das θάνατος ζωή, endlich die zusammenhängende Randschrift, welche sich über eine grosse Anzahl der vorhergehenden und folgenden Seiten hinzieht und einen eingehenden Commentar zu einer Predigt enthält [„zu Gregor. Naz. or. in theoph.“ Correcturzusatz]. Von erster Hand dagegen stammen die über pag. 58 col. I und neben pag. 59 II hinzugefügten, uns zum Theil auch schon aus dem Monacensis bekannten Beispiele: ЄΥЄΙΔΗС ΜЄΛΑС, ΝЄΟΠΤΟΛЄΜΟС ΠΥΡΡΟС, СΚΑ . . . . ΔΡΟС . . . ΘΟ . (Σκάμανδρος Ξάνθος). Die erste dieser Beischriften bietet uns die Möglichkeit, das Verhältniss des Leidensis zum Monacensis zu bestimmen. — In der Münchener Hds. steht das εὐειδὴς μέλας am linken Rande von fol. 20v mit einem Verweisungszeichen, welches in der sechsten Zeile der II. col. derselben Seite wiederkehrt. Im Leidensis dagegen finden wir weder das genannte Beispielpaar auf der Seite, wo die somatischen Epitheta ταχύς βραδύς zu lesen sind (pag. 59 col. I), noch sehen wir das über εὐειδὴς gesetzte Verweisungszeichen über ταχύς wiederholt, sondern der in Rede stehende Randzusatz ist nach pag. 58 col. I verschlagen, und der Text zeigt das Verweisungszeichen in der 16. Zeile dieser Columne über διώνυμον. Der Grund der Verrückung leuchtet bei Betrachtung des Monac. ein. Hier steht jenes διώνυμον in der ersten Columne des fol. 20v auf der gleichen Höhe, wie in der zweiten Columne ταχύς βραδύς und am Rande εὐειδὴς μέλας; und es führt noch dazu von μέλας zu der Zeile, wo διώνυμον sich befindet, ein (wohl zufällig entstandener) schräger Strich. Also ist der Hergang dieser: der Schreiber des Leidensis copirte den Monacensis und bezog die besprochenen Randbeispiele irrthümlicher Weise auf die erste, statt auf die zweite Columne.

Dass aber die Leidener Handschrift wirklich einen Ersatz für die Defecte der Mutterhandschrift bietet, zeigt die Vergleichung derselben in den von beiden erhaltenen

Stücken. Die Copierung ist mit grosser Treue ausgeführt. Nur bezüglich des Graphischen und Orthographischen hat der Schreiber des Vossianus sich etwas emancipirt, zum Theil in interessanter Weise. — Die Buchstaben hängen in der Tochterhandschrift von den Linien herab. — Die im Monac. gebräuchliche alte Gestalt des H ist geschwunden. Statt dessen hat der Schreiber die Gestalt, welche mit der Minuskelform des K leicht verwechselt werden kann, angewandt und daneben auch auf die alte Majuskelform des H zurückgegriffen. — Das Zurückgreifen auf Majuskelformen neben der Anwendung von Minuskelgestalten liebt er auch sonst, so bei Δ, Ε, M. Es zeigt sich hier in eclatanter Weise, dass ein Gemisch von Minuskel- und Majuskelformen keineswegs ein Zeichen für höheres Alter einer Handschrift gegenüber einer in reinen Minuskeln geschriebenen ist. — In orthographischer Beziehung ist zu bemerken die ebenso häufige als merkwürdige Verwendung des spiritus lenis (in seiner zweifellosen eckigen Gestalt) auf inlautenden Vocalen, denen ein ι vorausgeht: διἀφόροις p. 59 col. II Z. 4, διἀνοίας, διἀστολή, διἀχωρίσαι, auch διἀτὴν καλλιφωνίαν, ferner αἰτιἀτική, ποιητής, πεποιημένον 58 II 3. — Zweisilbige Encliticae finden sich auch nach Perispomena meist betont, so pag. 71, II ποῦς ἐστί, pag. 61, II οὖν εἰσί, Stellen, die auch der Monacensis hat und entsprechend der Gewohnheit seines Schreibers ohne Betonung des zweiten Wortes. — In der Wortabtheilung am Ende der Zeile zeigt sich der Leidensis entgegen dem im Monacensis Beobachteten sehr sorgfältig. Bei Verdopplung von Consonanten gehören beide stets der folgenden Silbe an: pag. 17, II Ἰωά|ννης, 19, I γρά|μμα, 19, II ἀ|λλά 67, I διεύ|λλαβοι. — In der Interpunction zeigt der Leidensis grösseren Reichthum. In dem Capitel des Dionys' περὶ στιγμῆς wird zu den Namen der τελεία στιγμή ein Punkt in der Kopfhöhe der nicht hervorragenden Buchstaben gesetzt, zu dem der μέση στιγμή ein Punkt in der Fussgegend der nicht hinuntergeführten Lettern, zu dem der ὑποστιγμή folgendes Zeichen: ⸌, und alle drei Zeichen wendet der Schreiber auch an, aber ohne dass eine Bedeutungsdifferenz zwischen der μέση στιγμή und der ὑποστιγμή beobachtet werden könnte. Beide sind die geringeren Distinctionen gegenüber der τελεία und erscheinen sogar inmitten eines Satzes zur Trennung von Subject und Prädicat oder Praedicativum (wie der Punkt auf der Linie im Monacensis): pag. 56, II steht παρώνυμον δέ ἐστι. τὸ παρ' ὄνομα ποιηθέν und gleich darauf ῥηματικὸν δέ ἐστι ⸌ τὸ ἀπορήματος παρηγμένον. Ausserdem kennt der Schreiber des Leid. am Ende von Abschnitten die Zeichen : und ·⁚·. Fragezeichen aber (;) habe ich trotz der vielen Erotemata auch im Leid. nicht bemerkt, ausser pag. 249, wo einige von späterer Hand mit Mennig aufgetragen sind.

Der Leidensis ist die älteste und beste von den ununterbrochen fliessenden Quellen für die Textesgestaltung des Dionys. Der Grottaferratensis stammt aus ihm. Die älteren Scholien, welche zum Theil ältere Lesarten, als die Handschriften, bieten, geben nur mit Unterbrechung Zeugniss und widersprechen sich ausserdem bisweilen in ihren Lesungen. Auch aus der armenischen Uebersetzung oder, richtiger gesprochen, der Umarbeitung zu einer armenischen Grammatik lässt sich nicht überall die Schreibung, welche vorlag, erschliessen, und zudem treten uns hier Lesarten entgegen, die deutlich auf ein interpolirtes Exemplar der τέχνη weisen. Unter diesen Umständen schien für die jetzt in Druck gehende Ausgabe des Dionys (welche sehr weit entfernt ist, die Kritik der Grammatik abschliessen zu wollen) die richtige Methode die zu sein, dass der Text abgesehen von reinen Verschreibungen und orthographischen Eigenheiten nach dem Monac. und Leidensis gegeben wird

und darunter in drei Abtheilungen mitgetheilt werden 1) die wichtigeren Varr. aller verglichenen Handschrr., 2) Varianten und Testimonia der Scholien, der späteren erotematischen Bearbeitungen des Dionys und anderer Schriftsteller, 3) die Lesungen des Armeniers.

Gestatten Sie mir jetzt noch mit wenigen Worten auf die Frage nach den nothwendigen Bestandtheilen eines corpus grammaticorum graecorum einzugehen. — Die Teubner'sche Buchhandlung hat angekündigt, dass sie, nachdem das entsprechende lateinische Corpus vollendet ist, die Absicht hat, auch eine Sammlung griechischer Grammatiker erscheinen zu lassen. Sie wird sich damit ein grosses Verdienst um die philologische Wissenschaft erwerben, ein Verdienst, welches um so höher zu schätzen ist, als es wenigstens im Anfang nicht zugleich ein pecuniäres sein dürfte. Was nun in eine solche Sammlung jedenfalls aufgenommen zu werden verdiene, ist für mich Gegenstand wiederholter Erwägung und Besprechung mit Bekannten gewesen, und das Resultat dieser Ueberlegungen möchte ich Ihnen gerne mit der Bitte unterbreiten, dass man mich bei abweichender Ansicht belehren möge.

Die Lexica, wenigstens die grossen, sollten, glaube ich, ausgeschlossen werden. Hier ist das Bedürfniss einer Neuherausgabe nicht durchweg vorhanden, und, wo dasselbe besonders dringend ist, bei den Etymologicis, da hat die Arbeit Schwierigkeiten, deren Ueberwindung nicht auf irgend einen Termin zugesagt werden könnte; auch würde für diese Werke ein anderes Format nothwendig sein, als für die übrigen Grammatiker. Noch weniger kann natürlich daran gedacht werden, die Scholien zu den Klassikern in das corpus aufzunehmen. Nur die speciell sogenannten τεχνικοὶ γραμματικοί gehören hinein, also in erster Linie Dionys, Apollonios Dyskolos, Herodian. — Die Ausgabe der erhaltenen Schriften und der Fragmente des Herodian, mit der sich der selige Lentz ein glänzendes und dauerndes Denkmal gesetzt hat, soll dem corpus als zweiter Theil eingefügt werden. — Der von Richard Schneider und mir besorgte Apollonius, dessen kleine Schriften bereits in einem 1. Bändchen erschienen sind und dessen Syntax das 2. Bdchen füllen wird, trägt schon den Titel: grammatici graeci recogniti et apparatu critico instructi. volumen primum. Der (für Apollonius nothwendige) Commentar soll dann in einem 3. Bdchen des ersten Volumens erscheinen. Die Fragmente des Apollonius aber werden zweckmässigerweise erst dann in Druck gegeben werden, wenn die Hauptfundstätten derselben, die Scholien zum Dionysius Thrax und die Erklärung der canones des Theodosius durch Choeroboscus, in besserer Gestalt vorliegen. — Die oben genannten Dionysiusscholien soll die dritte Abtheilung des corpus bringen, die älteren vollständig, die jüngeren zum Theil; und auch die ältesten der aus der τέχνη entstandenen grammatischen Katechismen sollen hier abgedruckt werden. Voran wird die τέχνη selbst gehen, die dann von Neuem mit vollständigem Apparate gedruckt werden wird, während bei der jetzt in Druck gehenden Ausgabe diese Vollständigkeit theils noch nicht erreicht werden konnte, theils auch vermieden wurde, damit ein für geringen Preis käufliches Heftchen hergestellt werde, das vielleicht einige Kenntniss der antiken grammatischen Doctrin in weitere Kreise zu tragen vermag. Bezüglich der Scholien zur τέχνη will ich hier die Mittheilung einflechten, dass es dem anwesenden Herrn Dr. Hilgard aus Heidelberg gelungen ist, auf breiter handschriftlicher Grundlage die von Hörschelmann so schön begonnene Arbeit glücklich zu Ende zu führen und für fast alle älteren in Bekker's Anecdota enthaltenen Scholien die Autoren festzustellen: in einer als Schulschrift nächstes Jahr erscheinenden Abhandlung sollen diese Resultate

in übersichtlicher Form mitgetheilt werden. — Die vierte Abtheilung des corpus soll die canones des Theodosius von Alexandria nebst dem wichtigen, zuerst von Gaisford vollständig herausgegebenen Commentar des Choeroboscus und den übrigen kleineren Schriften des genannten ökumenischen Lehrers enthalten. Ueber die Herstellung dieser vierten Abtheilung hat Herr Hilgard bereits mit der Teubner'schen Buchhandlung einen Contract abgeschlossen. — Die fünfte Abtheilung wird die Sammlung aller werthvollen Schriften orthoëpischen und orthographischen Inhaltes umfassen. Hier werden auch des Arcadius oder Theodosius Auszug aus der καθολική des Herodian und die τονικὰ παραγγέλματα des Johannes Aufnahme finden, obgleich diese Werke von Lentz in seinen Herodian hineingearbeitet sind. Aber bei der höchsten Anerkennung dieser Arbeit kann es doch nicht als unnöthig erklärt werden, dass uns daneben die Quellen, aus denen wir die Herodian'sche Weisheit kennen lernen, in handschriftlich gesicherten Texten vorliegen, und dass dies bisher nicht der Fall ist, wurde mir jüngst noch klarer, als uns die Kopenhagener königl. Bibliothek mit rühmenswerther Liberalität den Havniensis des Arcadius und Johannes (zugleich die einzige περὶ μονήρους λέξεως enthaltende Handschrift) nach Heidelberg geschickt hatte. Die Nachvergleichung zeigte nämlich, wie wenig genau Bloch collationirt, bezw. abgeschrieben hat, und lieferte reiche Ausbeute. Bezüglich der orthoëpisch-orthographischen Abtheilung des corpus hat gestern Herr Professor Egenolff aus Mannheim sich mit dem Vertreter der Teubner'schen Buchhandlung verständigt. — Nun blieben noch übrig für eine sechste Abtheilung die Schriften über die Dialekte, ferner die über die πάθη und die von den grammatischen Schemata handelnden, die Tractate περὶ βαρβαρισμοῦ und περὶ σολοικισμοῦ, endlich die Schriften über die regelmässigen Constructionen. Unter diesen befindet sich manches, wenn auch späte, doch sehr wichtige Stück der grammatischen Litteratur. Fast alle beachtenswerthen Werke aber der bisher noch nicht genannten τεχνικοὶ γραμματικοὶ fänden in der fünften und sechsten Abtheilung ihr Unterkommen. Nur Einzelnes, von Moschopulos z. B., wäre nicht wohl unterzubringen. Aber ich zweifle, ob das als nothwendiger Bestandtheil des corpus anzusehen. Ebenso ist es mir zweifelhaft, ob die wichtigeren grammatischen Schriften der Renaissance, welche allerdings (besonders in unverkürzter Gestalt) jetzt nur Wenigen zugänglich sind, die Werke eines Chrysoloras, Gaza, Lascaris, Chalkondylas in das corpus aufgenommen werden sollten. — Aber über jeden Zweifel erhaben ist, denke ich, die dringende Nothwendigkeit einer alles Wichtigere aus älterer und byzantinischer Zeit umfassenden Sammlung mit leidlich gereinigten Texten. Denn ohne sie ist nicht bloss die Herstellung einer Geschichte der Grammatik unmöglich, sondern auch der wissenschaftliche Ausbau der griechischen Grammatik selbst unausführbar.

Auf die speciell an Herrn Director Ahrens aus Hannover gerichtete Frage des Präsidenten, ob er nicht über das eben Gehörte eine Bemerkung zu machen gedenke, äussert Herr Ahrens seine Freude darüber, dass nach dem vorgetragenen Plan auch die Dialektographen Berücksichtigung erfahren sollen, und fragt, ob dem Vortragenden von der Schrift des Grammatikers Johannes Handschriften bekannt geworden seien, die reichlicheres Material böten. Gerade aus diesem Grammatiker habe er manche werthvolle Notiz geschöpft. — Der Vortragende erklärt, dass ihm bisher eine solche Handschrift nicht zu Gesicht gekommen sei.

Prof. Dr. F. Blass (Kiel) spricht sodann:

Ueber den Rhythmus bei Prosaikern, insbesondere bei Demosthenes.

Das Thema, für welches ich Ihre gütige Aufmerksamkeit auf eine kurze Weile in Anspruch nehmen möchte, ist in seiner allgemeinen Fassung ein schon im Alterthume vielbehandeltes. Es genügt, an Aristoteles, Dionysios, Cicero, Quintilian zu erinnern, welche alle darin übereinstimmen, dass in der Prosa ein Rhythmus, wenn auch durchaus kein Metrum, vorhanden sein müsse, und über diesen prosaischen Rhythmus ihre mehr oder minder ausführlichen Vorschriften geben. Dass die Sache mehr war als blosse Theorie ist schon an Cicero einleuchtend, der das, was er lehrt, mit Beispielen aus seinen eignen Reden belegen kann; aber überhaupt würde niemals etwas, woran die praktischen Redner gar nicht dachten, von den Theoretikern mit solchem Eifer erörtert worden sein. Selbstverständlich folgt hieraus nicht, dass alle Redner zu allen Zeiten daran gedacht haben; wir wissen sowohl was Griechen wie was Römer betrifft das Gegentheil; jedoch wie bei den letzteren Cicero, so hat bei den ersteren namentlich Isokrates geständigermassen auf Rhythmus sein Augenmerk gerichtet, und sein Schüler Naukrates rechnet ihm dies zu ganz besonderm Ruhme an. — Was ich nun hier untersuchen möchte, ist nicht die von den Technikern behandelte Frage was der prosaische Rhythmus sein solle, sondern die, was er in der Praxis der Redner gewesen ist. Nun steht alsbald zu vermuthen, dass er bei diesen, soweit sie überhaupt ihn darzustellen suchten, nicht überall ganz dasselbe war; da er nun ferner augenscheinlich seiner Natur nach ein schwer zu fassendes und zu bestimmendes Ding ist, so ist es nützlich, dass wir zunächst uns beschränken, und forschen, was er bei einem einzelnen grossen Redner gewesen ist. Ich wähle mir nun zu diesem Zwecke den grössten Redner, den Demosthenes. Denn bei diesem sind alle, die sich in alter oder neuer Zeit mit ihm beschäftigt haben, darüber einstimmig, dass er Rhythmus habe und auch durch diesen mächtig wirke; solchen Zeugen, wie unter den Alten Cicero und Dionysios, unter den Neueren Lord Brougham ist, müssen wir glauben, und haben danach das Vorhandensein eines Rhythmus bei Demosthenes als sicher vorauszusetzen. Auch kann der Rhythmus, der sich bei ihm findet, nichts ihm gänzlich unbewusstes gewesen sein; denn die Theorie war vor seiner Zeit bereits vorhanden, und mit dieser Theorie konnte er nach seiner ganzen Art unmöglich unbekannt bleiben. Ich sage nicht, dass er genaue theoretische Rechenschaft von seinem Rhythmus hätte geben können; viel weniger, dass er sich bemüht hätte sei es vor Anderen sei es vor sich selber dies zu thun; seine Theorie war jedenfalls nur ein schwaches Abbild seiner Praxis, und wenn man will, ein kaum erkennbares. Aber wir fragen zunächst nicht, was Demosthenes gewollt, sondern was er gethan hat; auf diese Frage muss eine klare und bestimmte Antwort zu finden sein.

Hören wir nun zuerst den Dionysios, der über diese Dinge viel geforscht und weitläuftige Darlegungen hinterlassen hat. Die grossen Prosaiker, sagt er, mischen die einzelnen Rhythmen, d. h. Versfüsse, mit einander, in der Weise dass die edlen vorwiegen, und die unedlen, die sich nicht ganz vermeiden lassen, doch versteckt sind. Er gibt genau an, welche Füsse edel und unedel seien, und sucht an Beispielen nachzuweisen, dass Demosthenes in der That so verfahre. Das erste Kolon der Kranzrede: πρῶτον μὲν ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι τοῖς θεοῖς εὔχομαι πᾶσι καὶ πάσαις, wird so zerlegt: πρῶτον μὲν —

Bacchius. ὦ ἄν — Spondeus. ὄρες Ἀθη — Anapäst. ναῖοι Spondeus. τοῖς θεοῖς, εὔχομαι, πᾶσι καί Kretiker. Πάσαις Spondeus. Alle diese Rhythmen sind edel. — Aber, kann man dem Dionysios entgegnen, es lässt sich in demselben Kolon auch der unedle Trochäus vorfinden, wenn man nur anders und zwar natürlicher theilt: die Wörter ἄνδρες und πᾶσι bilden Trochäen. Ferner sind die edlen Rhythmen, nach des Rhetors Theorie, von vornherein weitaus die Mehrzahl, nämlich unter den 12 zwei- oder dreisilbigen Versfüssen nicht weniger als acht; es ist also nicht ein Zeichen schriftstellerischer Kunst, wenn man sie vorwalten lässt, sondern dazu führt die Natur selber. Dass dennoch etwas Richtiges an dieser Theorie ist, gerade was den Demosthenes betrifft, wird sich nachher zeigen; aber genügen kann sie nicht entfernt. Fast jeder Text irgend eines Autors, und wäre es des elendesten, lässt sich so zerlegen, dass die vier unedlen Rhythmen, nämlich Pyrrhichius, Trochäus, Tribrachys und Amphibrachys, so gut wie gar nicht vorkommen: wenn z. B. auf eine Länge vier Kürzen und dann wieder eine Länge folgt, so zerlege ich das, wenn es mir so beliebt, in einen Daktylus und einen Anapäst. Dionysios nimmt sich noch ausserdem die Freiheit, die kurze Schlusssilbe eines Wortes als anceps zu behandeln, und Zerschneidung der Worte, wie wir gesehen haben, macht ihm nichts aus.

Aber, sagen uns andere Techniker, wie Cicero und schon Aristoteles, es kommt für den prosaischen Rhythmus gar nicht auf alle Theile des Kolons gleichmässig an, sondern wesentlich nur auf Anfang und Schluss, und gerade betreffs des letzteren, der Clausel, sind die römischen Techniker in ihren Bestimmungen ausserordentlich subtil. Natürlich machte sich das auch in der römischen Praxis geltend, und unter den Griechen haben die asianischen Redner, wie uns bestimmt bezeugt wird, die ditrochäische Clausel bis zum Ueberdruss wiederkehren lassen. Wenn wir also fragten, was der Rhythmus bei diesen, speciell bei ihrem Meister und Vorbild Hegesias von Magnesia, gewesen sei, so wäre die Antwort hiermit gegeben: man suchte möglichst jedes Kolon auf einen Ditrochäus ausgehen zu lassen. Der Beweis ist aus Hegesias' Fragmenten auf der Stelle geliefert. Aber wir fragen nach dem Rhythmus des Demosthenes, und untersuchen wir nun dessen Clauseln, so ergibt sich, dass sich sämmtliche mögliche Formen des Ausgangs ungefähr gleichmässig bei ihm finden; also kann sein rhythmisches Princip nicht derartig gewesen sein. Denn auch wenn er gar keines gehabt hätte, würde dies selbe Ergebniss sich zeigen. Ich behaupte nicht, dass Demosthenes auf die Clausel gar nicht geachtet hätte; aber was sich in dieser Beziehung namentlich an den Ausgängen ganzer Reden bei ihm beobachten lässt, ist doch geringfügig im Vergleich zu den Erwartungen, die wir in Bezug auf Umfang und Mass des Rhythmischen bei einem solchen Meister der Rede hegen durften.

Indess Dionysios fordert noch weiteres Gehör: er hat noch andere Forschungen über den Rhythmus der Prosa und insbesondere des Demosthenes angestellt. Die Vollkommenheit der Poesie sowohl wie die der Prosa, sagt er, verlange eine gewisse Angleichung der beiden Gattungen; gleichwie nun die besten Dichter bemüht seien, die metrische Gliederung minder fühlbar zu machen, indem sie dieselbe mit den Abtheilungen des Sinnes nicht zusammenfallen lassen, so bestrebe sich ein Demosthenes, seiner ungebundenen Rede allerhand Verse einzufügen, die indess durch eine gewisse Verwischung und Unregelmässigkeit, sowie durch den Wechsel der verschiedensten Formen, sich der oberflächlichen Betrachtung entzögen. Zum Belege analysirt der Rhetor unter anderm wieder den ersten Satz der Kranzrede, und findet im zweiten Theile des ersten Kolons

den kretischen Rhythmus, der ja freilich hier ganz und gar ohrenfällig ist: τοῖς θεοῖς εὔχομαι πᾶσι καὶ πάσαις, gleich dem Dichterverse: Κρησίοις ἐν ῥυθμοῖς παῖδα μέλψωμεν. Weniger können wir zustimmen, wenn er das folgende Kolon für einen iambischen Trimeter erklärt, dem nur eine Silbe fehle: ὅσην εὔνοιαν ἔχων ἐγὼ διατελῶ; denn auch wenn z. B. ἔγωγε dastände: ὅσην εὔνοιαν ἔχων ἔγωγε διατελῶ, so wäre das noch kein richtiger Trimeter, und überdies geht das Kolon noch weiter und umfasst auch das Stück τῇ τε πόλει καὶ πᾶσιν ὑμῖν, welches Dionysios mit befremdlicher Willkür zum folgenden Kolon zieht, um in diesem wieder kretischen Rhythmus finden zu können. Wenn man aber so verfährt, so möchte es in der That keinen Prosatext geben, der sich nicht in solche Verse auflösen liesse. Denn auch die so zu Stande gebrachten Kretiker sind über die Massen regellos: τῇ τε πόλει καὶ πᾶσιν ὑμῖν τοσαύτην ὑπάρξαι μοι παρ' ὑμῶν εἰς τοῦτον τὸν ἀγῶνα. Und so kann auch diese Antwort auf unsere Frage, was der Rhythmus bei Demosthenes sei, noch nicht genügen. Denn wenn man Dionysios' Princip durchzuführen sucht, ohne sich unnatürlichen Zwanges zu bedienen, so findet man, dass die versähnlichen Stücke doch recht selten sind, d. h., man findet Rhythmus, aber nicht genug, um darnach die gesammte Rede des Demosthenes für rhythmisch erklären zu können. Einige Verse macht auch der Zufall stets, wie sich ja z. B. im neuen Testamente solche finden, und obschon bei Demosthenes offenbar mehr als Zufall gewaltet hat, so erscheint doch das auf diesem Wege von uns Gefundene als nichts für seinen Stil eigentlich Wesentliches, sondern mehr als Beiwerk und gelegentliches, wenn auch mitunter recht ernstlich betriebenes Spiel.

Nun könnte vielleicht Jemand voraussetzen, dass ich auf die gestellte Frage das als Antwort im Sinne hätte, was ich in meiner Schrift über Demosthenes als dessen rhythmisches Gesetz bezeichne, nämlich dass er nicht ohne Noth mehr als zwei Kürzen zusammenbringt. Metrisch ausgedrückt: Demosthenes meidet den Tribrachys, wie ja auch Dionysios sagt, der freilich weit entfernt war das eigentliche Gesetz zu erkennen. Die Richtigkeit der Beobachtung ist von Allen, die sich die Mühe gegeben haben an irgend welchem Texte des Redners nachzuprüfen, bereitwilligst anerkannt worden; und wenn man etwa zweifelt, ob die Vermeidung der drei Kürzen mit Bewusstsein geschehen, so lässt sich auch dieser Zweifel meines Bedünkens leicht überwinden. Denn es ist nicht wohl möglich, dass ein Mann von Demosthenes' Bildung in allen seinen Werken, die Privatreden nicht ausgenommen, fortwährend etwas so Einfaches übte, ohne darüber zum Bewusstsein zu kommen, und noch grösser wird die Unwahrscheinlichkeit durch die Thatsache, dass er in seinen frühesten Reden, nämlich den älteren Vormundschaftsreden, auch nicht einmal eine Neigung zur Vermeidung der mehrfachen Kürze zeigt. Den stärksten Beweis aber liefern gewisse Stücke der Timokratea, welche bei der schliesslichen Redaktion dieser Rede ausgeschieden worden sein müssen, weil sie inhaltlich zu der veränderten Situation nicht passten. Diese Stücke nämlich erweisen sich schon durch das massenhafte Vorkommen des Hiatus als solche, die noch während der Bearbeitung bei Seite gelegt wurden, eben weil die Veränderung der Lage eintrat; sie enthalten nun auch gegen das rhythmische Gesetz ebenso zahlreiche Verstösse. Folglich entwarf Demosthenes, was auch das einzig Natürliche ist, ohne Rücksicht auf Hiatus und Kürzen, gleichwie der Bildhauer zunächst die Umrisse ausmeisselt und das feine Detail von Haaren und Federn sich noch nicht kümmern lässt; bei der Ueberarbeitung aber verschwanden die Verstösse gegen jene Gesetze, indem die Wortstellung geändert, oder ein anderer Ausdruck gewählt, oder etwas

zugefügt oder ausgelassen wurde, wahrlich doch nicht ohne Bewusstsein des Corrigirenden, weshalb dies geschah. Also über die Thatsache des rhythmischen Gesetzes lässt sich nicht rechten, und über das bewusste Verfahren des Redners ebenfalls nur schwer; auf unsre Frage aber, was der Rhythmus desselben sei, wäre gerade dies die allerungenügendste Antwort. Denn wenn das Rhythmus ist, dass nicht mehr als zwei Kürzen zusammen vorkommen, so ist jeder Prosatext von Rhythmus voll; nämlich überall finden sich ja Satzglieder und Sätze genug, in denen dies Gesetz gewahrt ist; diese also müssten hiernach als rhythmisch bezeichnet werden. Und umgekehrt hätte Platon ausserordentlich wenig Rhythmus, denn er häuft die Kürzen mit Fleiss, und Pindar's zweite olympische Ode: τίνα θεὸν τίν' ἥρωα τίνα δ' ἄνδρα κελαδήσομεν, wäre über die Massen unrhythmisch. Aber augenscheinlich ist ja dies Gesetz nicht von der Art, dass es Rhythmus schaffte, wo er nicht vorhanden ist, sondern es kann ihn nur modificiren und bestimmen. Es ist ein rhythmisches Gesetz, und ein recht wesentliches, aber nicht der Rhythmus, den wir suchen; dieser hat sich uns vielmehr immer noch entzogen und uns nichts als kleine Theile von sich und allgemeine Umrisse erkennen lassen. Wir müssen eine andere Methode anwenden, und zwar die, dass wir zunächst fragen, was überhaupt Rhythmus ist, darnach, was er in der Prosa sein kann; daraufhin ist endlich die Prosa des Demosthenes zu prüfen.

Wir werden nun für unsern Zweck den Rhythmus genügend definiren, wenn wir sagen, dass derselbe allgemein in einer solchen Folge deutlich gesonderter Zeitabschnitte bestehe, bei welcher einerseits die absolute Gleichheit sämmtlicher Abschnitte durch gewisse wahrnehmbare Unterschiede aufgehoben, andrerseits durch bestimmte Regelung und Vertheilung dieser Unterschiede einer verwirrenden Mannichfaltigkeit vorgebeugt ist. Der Rhythmus kann sich an der Bewegung, am Ton, an der Sprache darstellen; er ist um so kunstvoller, je complicirter die Regelung der Unterschiede ist. Bestände das Epos Homers aus Versen lediglich gleichen Umfangs, so wäre das immerhin schon rhythmisch; der Rhythmus steigert sich dadurch, dass der einzelne Vers in seiner Zusammensetzung und Gliederung dem andern entspricht, noch mehr dadurch, dass der Hexameter schon in sich durch seine Gliederung in gleiche Theile den Rhythmus trägt. In der Lyrik Pindar's ist der Rhythmus des einzelnen Verses bei weitem weniger fühlbar, das Entsprechen der auf einander folgenden Verse sogar grösstentheils aufgehoben; dafür aber wird eine ganze Folge von Versen, die Strophe, im Fortgange des Gedichtes immer wieder genau reproducirt. Die spätere Lyrik gab auch den Strophenbau auf; es blieb ihr also nichts als der Rhythmus des einzelnen Verses und ein sehr ungenaues Entsprechen unter den auf einander folgenden Versen, wenn z. B. dieselben sämmtlich daktylo-epitritisch waren. Gehen wir nun in dieser Richtung, d. h. in der Beseitigung der strengen Gleichheit, noch etwas weiter, so ist das Mass des noch verbleibenden Rhythmus für die Poesie, insofern diese eine gebundene Rede ist, nicht mehr genügend, und wir haben somit in dem vorhandenen Reste den gesuchten prosaischen Rhythmus, d. h. einen solchen, dessen sich der prosaische Schriftsteller bedienen kann, ohne aus seiner Gattung in die des Dichters überzugehen. Es besteht nun der fragliche Rest erstlich in gewissen eingestreuten poetischen Versmassen, die indess so versteckt und verwischt sein müssen, dass man nicht den Eindruck von Poesie hat; dies ist der bereits von Dionysios gefundene und definirte Theil des prosaischen Rhythmus. Zweitens aber darf auch in der Prosa ein gewisses Entsprechen zwischen nahe bei einander stehenden Redestücken vorhanden sein, vorausgesetzt, dass die wieder-

holte metrische Form, keine übliche poetische ist. Ohne Entsprechen ist ja überhaupt kein Rhythmus, und auch jene einzeln eingestreuten versähnlichen Stücke sind nur dadurch rhythmisch, dass innerhalb derselben ein Entsprechen stattfindet; doch ist zwischen ihnen und den sonstigen prosaischen Rhythmen der Unterschied, dass letztere nicht der Verwischung bedürfen, sondern umgekehrt der Hervorhebung, damit man sie überhaupt als Rhythmen fühle. Ich gebe Beispiele zur Verdeutlichung. Wenn sich in der Prosa der Fuss _ ∪ ∪, also der Daktylus öfter wiederholt, so wäre es kunstwidrig, das Ende des Versfusses und wiederum das des daktylischen Kolons oder Verses durch die Pause zu kennzeichnen, die am Ende eines Wortes oder Satzgliedes eintritt. Ist aber der Fuss der fünfsilbige _ ∪ _ ∪ _, also ein in der Poesie nicht gebrauchter, so muss umgekehrt sein Ende durch die Pause bezeichnet sein; andernfalls wird er gar nicht als Rhythmus empfunden werden. Eben darum haben auch die Dichter bei seltenen Versmassen die Diärese angewandt, die sie bei den üblichen selber vermeiden: coì Φοῖβε | Μοῦcαί τε | cυμβῶμεν — τίν' ἀκτὰν | τίν' ὕλαν | δράμω; ποῖ | πορευθῶ — ὦ Ζηνὸc | καὶ Λήδας | κάλλιcτοι | cωτῆρεc. Bei diesen Füssen, die einigermassen in der Mitte zwischen prosaischen und poetischen Rhythmen stehen, darf auch in der Prosa wohl die Diärese eintreten, gleichwie dies bei Demosthenes' vorhin citirten Kretikern der Fall: τοῖc θεοῖc — εὔχομαι — πᾶcι καὶ — πάcαιc. — Dies also ist ein Moment, welches beim prosaischen Rhythmus wesentlich ist: seine Füsse, insofern sie keine poetischen sind, müssen sich durch die natürliche Abtheilung der Rede in Worte und Satzglieder von selbst ergeben, nicht durch Zerschneidung erzwungen werden, in der Art wie das Dionysios thut. Ein anderes Moment ist, dass der Prosaiker in der Wiederholung nicht allzu strenge verfahren kann. Schon der Dichter verbindet akatalektische und katalektische Kola; er lässt den Spondeus dem Daktylus, beide genannten Füsse sowie den Tribrachys und Anapäst dem Jambus entsprechen; der Prosaiker muss gleiche und grössere Freiheit haben, und darf in derselben soweit gehen, wie überhaupt noch ein Entsprechen empfunden werden kann. So ist auch das ein Rhythmus der Prosa, wenn das ganze Satzglied so zu sagen den Fuss darstellt, und nun die Anfänge oder die Ausgänge der auf einander folgenden Satzglieder gleiche metrische Bildung haben, unter freier Gestaltung des Uebrigen. Wenn der Anfang oder Ausgang ständig derselbe bleibt, so wird sogar die Grenze des prosaischen Rhythmus überschritten, wie das seitens des Hegesias und der Asianer durch ihre ditrochäische Clausel geschah; denn das poetische Vorbild des in Rhythmen schreibenden Prosaikers darf niemals die stichische Poesie sein, weil diese die strengste Form der gebundenen Rede ist. Das wussten auch die Alten, welche seit Isokrates den Rhythmus für die Prosa fordern, dagegen das Metrum aus derselben verbannen; denn Metrum nannten sie die in einer Folge (stichisch) sich wiederholende gleiche Form, Rhythmen dagegen die sich mischenden verschiedenen Formen.

Ich komme nun zu Demosthenes und zu dem Nachweise, dass bei diesem ein solcher prosaischer Rhythmus, wie ich ihn beschrieben, in grosser Ausdehnung sich findet. Die Ausdehnung zwar bin ich ausser Stande Ihnen hier zu beweisen; Sie werden mir ja wohl Glauben schenken, wenn ich alsbald sage, dass hinter den Beispielen, die ich vorlegen werde, eine Menge anderer gleichartiger stehen, die ich übergehen muss. Also zunächst ein Beispiel aus den späteren Theilen der Kranzrede. Demosthenes sagt von Aischines: φυλάττει πηνίκ' ἔcεcθε μεcτοὶ τοῦ cυνεχῶc λέγοντοc, ἢ παρὰ τῆc τύχηc τι cυμ-

βέβηκεν ἐναντίωμα, ἢ ἄλλο τι δύσκολον γέγονεν (πολλὰ δὲ τἀνθρώπινα)· εἶτ' ἐπὶ τούτῳ τῷ καιρῷ ῥήτωρ ἐξαίφνης ἐκ τῆς ἡσυχίας ὥσπερ πνεῦμ' ἐφάνη, καὶ πεφωνασκηκὼς καὶ συνειλοχὼς ῥήματα καὶ λόγους συνείρει τούτους σαφῶς κἀπνευστί, ὄνησιν μὲν οὐδεμίαν φέροντας οὐδ' ἀγαθοῦ κτῆσιν οὐδενός, συμφορὰν δὲ τῷ τυχόντι τῶν πολιτῶν καὶ κοινὴν αἰσχύνην. Das erste Kolon ist hier: φυλάττει — λέγοντος; es hat einen gewissen Einschnitt bei ἔσεσθε; das zweite: ἢ παρὰ — ἐναντίωμα, mit einem Einschnitt bei τύχης τι. Nun entsprechen sich beide Kola mitsammt den Einschnitten ziemlich genau: φυλάττει πηνίκ' ἔσεσθε — ἢ παρὰ τῆς τύχης τι; μεσταὶ τοῦ συνεχῶς λέγοντος — συμβέβηκεν ἐναντίωνα. Ich nenne das zwei zu einem Kolon verbundene Versfüsse; πούς heisst ja in antiker Terminologie auch das metrische Kolon, der Glykoneus z. Bsp. Von diesen prosaischen Versfüssen hat der eine drei Hebungen, der andere vier; ihre Verbindung würde natürlich noch keinen Rhythmus ergeben, wohl aber thut dies die Wiederholung dieser Verbindung im nächsten rhetorischen Kolon. — Es folgt weiter: ἢ ἄλλο — γέγονεν, und dann: πολλὰ δὲ τἀνθρώπινα. Das immerhin ungenaue Entsprechen dieser Kola ist doch ohrenfällig, zumal durch den Anklang der Anfänge: ἢ ἄλλο — πολλά. Im nächsten Kolon wiederholt das erste Stück nochmals denselben Fuss: εἶτ' — καιρῷ; dann aber haben wir einen neuen in dreimaliger Wiederkehr: ῥήτωρ ἐξαίφνης | ἐκ τῆς ἡσυχίας | ὥσπερ πνεῦμ' ἐφάνη, mit grosser Genauigkeit des Entsprechens. Ein ähnlicher ist auch im folgenden Kolon: καὶ πεφωνασκηκὼς | καὶ συνειλοχὼς | ῥήματα καὶ λόγους | συνείρει τούτους | σαφῶς κἀπνευστί. Paarweise entsprechen sich hier die nebeneinander stehenden Stücke ganz oder beinahe genau: συνείρει τούτους — σαφῶς· κἀπνευστί; καὶ συνειλοχὼς — ῥήματα καὶ λόγους; das erste freier gebildete Stück, καὶ πεφωνασκηκώς, würde ohne das καὶ mit den beiden letzten identisch sein. Dann zwei mit einander in Beziehung stehende kurze Kola: ὄνησιν — φέροντας; οὐδ' — οὐδενός; das zweite schliesst wie billig katalektisch. Im nächsten Kolon ist der Ditrochäus der Fuss: συμφορὰν δὲ | τῷ τυχόντι | τῶν πολιτῶν; im letzten des vorgelegten Abschnittes der Molossus: καὶ κοινὴν | αἰσχύνην; hier ist auch starke Alliteration zwischen beiden Füssen.

Ich gehe zu einem anderen Stücke über, dem Epiloge der Rede für die Megalopoliten. Ἐγὼ μὲν οὖν ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι μὰ τοὺς θεοὺς οὔτε φιλῶν οὐδετέρους οὔτε μισῶν ἰδίᾳ εἴρηχ' ἃ νομίζω συμφέρειν ὑμῖν· καὶ παραινῶ μὴ προέσθαι Μεγαλοπολίτας, μηδ' ἄλλον ἁπλῶς μηδένα τῶν ἐλαττόνων τῷ μείζονι. Ich habe den Text nach dem Aug. 1 berichtigt, der das ἀλλὰ der Vulgata hinter εἴρηκα auslässt und den abscheulichen Hiatus ἰδίᾳ εἴρηκα durch die nun entstehende Pause zwischen beiden Wörtern legitim macht. Unter den fünf Kola sind die beiden ersten auf eine grosse Strecke hin metrisch identisch: ἐγὼ μὲν οὖν ὦνδρες Ἀθη(ναῖοι) — μὰ τοὺς θεοὺς οὔτε φιλῶν; in beiden ist Diiambus und dann Choriambus, und dazwischen Diärese. Im zweiten Kolon wiederholt sich weiterhin der Choriambus: οὐδετέρους, und alsdann das ganze letzte Stück mit geringer Abweichung: οὔτε φιλῶν οὐδετέρους — οὔτε μισῶν ἰδίᾳ. Das dritte Kolon ist dem ersten ähnlich: ἐγὼ μὲν οὖν ὦνδρες Ἀθηναῖοι — εἴρηχ' ἃ νομίζω συμφέρειν ὑμῖν; auch die Cäsur wiederholt sich. Das vierte zertheilt sich in drei Epitriten, wovon der dritte freilich statt einer Länge drei Kürzen hat: καὶ παραινῶ | μὴ προέσθαι | Μεγαλοπολίτας. Im fünften: μηδ' — μείζονι, entsprechen sich μηδ' ἄλλον ἁπλῶς und μηδένα τῶν, ἐλαττόνων und τῷ μείζονι; der Anfang erinnert an die Anfänge des ersten und zweiten Kolons: μηδ' ἄλλον ἁπλῶς μηδενὰ τῶν — μὰ τοὺς θεοὺς οὔτε φιλῶν.

In einem solchen Masse nun, wie in den beiden vorgelegten Beispielen, findet sich der Rhythmus keineswegs überall; so ist im Prooemium der dritten Philippika in den allerersten Kola noch wenig davon zu merken, alsdann indess desto mehr. Πολλῶν ὤνδρες Ἀθηναῖοι λόγων γιγνομένων ὀλίγου δεῖν καθ' ἑκάστην ἐκκλησίαν. Hier wiederholt sich der Fuss λόγων γιγνομένων in ὀλίγου δεῖν καθ' ἑκά- und nochmals schwächer in στην ἐκκλησίαν, doch mangelt die Diärese. Περὶ ὧν Φίλιππος ἀφ' οὗ τὴν εἰρήνην ἐποιήσατο — kein deutlicher Rhythmus, doch die Clausel der des ersten Gliedes ähnlich. Οὐ μόνον ὑμᾶς — immer noch kein Entsprechen. Aber das folgende vierte Kolon: ἀλλὰ καὶ τοὺς ἄλλους ἀδικεῖ, wiederholt sich deutlich im fünften: καὶ πάντων οἶδ' ὅτι φησάντων γ' ἄν, und ebenso das nächste sechste: εἰ καὶ μὴ ποιοῦσι τοῦτο, in καὶ λέγειν δεῖν καὶ πράττειν, was den Anfang des siebenten bildet. Im Fortgang desselben kommt der gleiche Fuss nochmals: ὅπως ἐκεῖνος παύσεται; dies παύσεται aber bildet ausserdem mit dem folgenden τῆς ὕβρεως einen neuen Fuss, der katalektisch wiederholt wird: παύσεται | τῆς ὕβρεως ‖ καὶ δίκην | δώσει. Hier ist ein Haupteinschnitt, da nun mit dem achten Kolon der Nachsatz beginnt: εἰς τοῦθ' ὑπηγμένα | πάντα τὰ πράγματα | καὶ προειμέν(α) ὁρῶ; der Fuss ist das dritte Mal durch den Zusatz des ὁρῶ verändert; übrigens aber das Entsprechen auch durch starke Klangähnlichkeit hervorgehoben: ὑπηγμένα, πράγματα, προειμένα. Dem καὶ προειμέν' ὁρῶ entspricht das neunte Kolon: ὥστε δέδοικα μή; im zehnten wird der Fuss der Bacchius, das erste Mal als Molossus erscheinend: βλάσφημον | μὲν εἰπεῖν. Dies Kolon wird im elften mit Katalexis wiederholt: ἀληθὲς | δ' ἦ. Dann: εἰ καὶ λέγειν ἅπαντες | ἐβούλονθ' οἱ παριόντες | καὶ χειροτονεῖν ὑμεῖς, also Katalexis zum Schluss. Dieser Rhythmus bleibt auch im dreizehnten Kolon: ἐξ ὧν ὡς φαυλότατ(α) | ἤμελλε τὰ πράγματ' ἕξειν; hier erst katalektisch, dann akatalektisch, in der Fuge durch die Synaloephe etwas verwischt. Dann zum Abschluss des ganzen grossen Satzes wuchtige Epitriten: οὐκ ἂν ἡγοῦμαι δύνασθαι ‖ χεῖρον ἢ νῦν | διατεθῆναι, also ein Kolon im strengsten Rhythmus gebaut, identisch mit dem pindarischen Verse: εἴ τις ἀνδρῶν εὐτυχήσαις ἢ σὺν εὐδόξοις ἀέθλοις.

Ich denke es bedarf keiner weiteren Beispiele, um meine Meinung deutlich zu machen. Zweierlei hoffe ich ohne Widerspruch sagen zu dürfen: was ich aufgewiesen habe, ist Rhythmus, und zwar ein für die Prosa angemessener, und dieser Rhythmus ist in den vorgelegten Stellen des Demosthenes wirklich enthalten, nicht etwa von mir in dieselben hineingelegt. Ich füge noch hinzu: es lässt sich auch nichts anderes bei diesem Redner finden, was man Rhythmus nennen könnte. Auch bei Isokrates, bei welchem man ebenfalls Rhythmus voraussetzen muss, wird das Princip desselben kein anderes sein; gegen Demosthenes ist das ein Hauptunterschied, dass dieser den Erfordernissen seiner Gattung gemäss die weichliche und schlaffe Häufung der Kürzen meidet, Isokrates dagegen dazu keinen Anlass sieht. Bei den übrigen Rednern der Dekas lässt sich ein ernstlicheres Streben nach Rhythmus schlechterdings nicht erwarten; Demetrios von Phaleron aber, der Redner, mit dem die Alten den Verfall der attischen Beredsamkeit und das Entstehen des Asianismus einleiten, zeigt in seinen Resten deutlich ein neues Princip, welches mit dem des Hegesias und der Asianer wesentlich identisch ist, und auf eine Art von Metrum hinauskommt. Die theoretischen Anfänge dieses Princips finden sich bereits bei Aristoteles, dessen Schüler Theophrastos der Lehrer des Demetrios war. Dies näher auszuführen mangelt hier die Zeit; eine Geschichte des prosaischen Rhythmus zu liefern habe ich noch nicht beansprucht.

Gemäss dem Vorschlag des Vorsitzenden wurde über die durch vorstehenden Vortrag angeregte Frage eine Discussion nicht eröffnet, und es erhielt das Wort

Oberlehrer Dr. Ed. Heydenreich aus Freiberg in Sachsen zu einem Bericht über einen neu gefundenen Roman von der Jugendgeschichte Constantins des Grossen und von der Kaiserin Helena.

Auf nur kurze Zeit möchte ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitten, um Sie auf einen von mir neuentdeckten, bis jetzt gänzlich unbekannten lateinischen Roman aufmerksam zu machen, welcher merkwürdiger Weise sogar zu dieser gastlichen, uns jetzt in ihrer Mitte so freundlich bewirthenden, altehrwürdigen Stadt Trier in directer Beziehung steht. Das liebenswürdige Entgegenkommen der Herren B. G. Teubner in Leipzig hat mich in den Stand gesetzt, den von mir aus einer Freiberger und einer Dresdner Handschrift herausgegebenen Text in einer Anzahl von Exemplaren auf dem Tische dieses hochgeehrten Hauses niederzulegen. Dieser historische Roman behandelt die Jugendjahre Constantins des Grossen und das wechselvolle Geschick von dessen Mutter Helena während dieser Zeit. Die Beziehungen der Kaiserin Helena zu dieser altehrwürdigen Stadt Trier sind ja vielfache und schon um deswillen uns allen bekannt, weil, wie es heisst, dieselbe keine geringere Reliquie als den Rock des Heilandes der Welt als ein kostbares Vermächtniss diesem bevorzugten Orte überlassen. Die Verbindung aber zwischen dem gastlichen Trier und dem libellus de Constantino besteht darin, dass nach Seite 2 Zeile 5 ff. des Ihnen vorgelegten Textes Helena 'ex nobilibus quidem parentibus progenita de stirpe quorundam nobilium *civitatis Treverensis* originem traxit'. Diese Herleitung aus Trier findet sich noch in zahlreichen lateinischen, historischen und theologischen Schriften, z. B. in der ausführlichen Biographie der Helena, welche der um 880 lebende Mönch Almann verfasste, ferner in hervorragenden Werken auch der deutschen Litteratur, z. B. in der Prosaauflösung der deutschen Kaiserchronik, bei Otto von Freisingen und Hermann von Fritzlar. Von diesem Boden also, auf welchem Sie jetzt stehen, macht nach dem neugefundenen Text Helena sich auf, um nach Rom zu reisen und die Stätten sich zu besehen, an denen die Apostel Petrus und Paulus den Märtyrertod gelitten.

In Rom angekommen, macht Helena die Bekanntschaft des Constantius Chlorus. Bei der defloratio Helenae, die hiervon die Folge ist, schenkt Constantius der Helena einen kaiserlichen Schmuck und zieht darauf fort in den Krieg mit dem sogenannten 'griechischen Kaiser', dessen Name nicht angegeben wird. Er kümmert sich in der Folge weder um Helena noch um deren Knaben, welcher nach ihm Constantinus genannt wird. Deshalb sieht sich Helena, welche in ihre Heimath, nach Trier, zurückzukehren sich schämt, genöthigt, durch saure Arbeit sich und ihrem Kinde den Lebensunterhalt zu verdienen. Trotz der grossen Armuth, worin sich Mutter und Kind befinden, wächst Constantin zu einem schönen Knaben heran, der die Liebe aller gewinnt, mit denen er verkehrt. Er weiss aber nicht, wer sein Vater ist; denn Helena hat dies vor aller Welt, sogar vor ihrem eigenen Kinde geheim gehalten. Wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften wird er eines Tages von vornehmen und sehr reichen Kaufleuten geraubt, und diese erziehen ihn nunmehr fern von der untröstlichen Mutter auf eigene Kosten. Als er mannbar geworden war, rüsten diese Kaufleute, ebenfalls auf eigene Kosten, eine Flotille mit kaiserlicher Pracht aus, kleiden den Constantin, dessen Vater sie so wenig wie Con-

stantin selbst kennen, in kaiserliche Gewänder und fahren nach Constantinopel. Hier spielen sie sich als Gesandte des Constantius Chlorus auf, stellen — nach ihrer Anschauung ganz der Wahrheit zuwider — den Constantin als Sohn des Constantius vor und verheirathen ihn mit der Tochter des griechischen Kaisers. Dann geben sie sich den Anschein, als wollten sie ebenfalls in kaiserlichem Auftrag das junge Ehepaar dem Constantius Chlorus zuführen und nehmen die gesammte Mitgift der jungen Frau mit. Dieselbe besteht aus unzähligen und höchst werthvollen kaiserlichen Kleinodien, und eben diese sind es, auf deren Erlangung alle Ränke der Kaufleute abzielen. Mitten in der Nacht setzen sie während der Heimfahrt das junge Ehepaar auf einer einsamen Insel aus und fahren in der Hoffnung, dasselbe werde Hungers sterben, mit ihrem Raube nach Rom. In der nun folgenden traurigen Zeit, in der die beiden jungen Leute fortwährend Gefahr laufen auf der felsigen und öden Insel zu verhungern, vertraut Constantin seiner Frau, dass er nicht der Sohn des Constantius, sondern der einer ganz armen Frau sei; die Kaiserstochter bleibt ihm aber trotzdem treu und setzt die Hoffnung einer erträglicheren Zukunft auf einige werthvolle Kleinodien, die ihr ohne Wissen der Kaufleute ihre Mutter mitgegeben, und welche sie selbst in ihren Kleidern verborgen hat und nun dem Constantin vorzeigen kann. Endlich werden sie durch vorbeifahrende Schiffer nach Rom gebracht. Nun folgt die Wiedererkennung mit Helena und die Einrichtung einer Gastwirthschaft, von deren Ertrag Helena mit Sohn und Schwiegertochter lebt. Constantin übt sich unterdessen in den Waffen, und seine Geschicklichkeit in denselben zieht bei einem öffentlichen Waffenspiel die Aufmerksamkeit des Kaisers Constantius auf sich. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die Abkunft des Constantin zu erfahren, erfährt sie Constantius doch endlich dadurch, dass Helena ihm die kaiserlichen Kleinodien vorweist, die er ihr bei der defloratio geschenkt. Constantius söhnt sich nun mit der Helena aus, bestätigt die Ehe seines Sohnes mit der griechischen Kaiserstochter, lässt die betrügerischen Kaufleute hinrichten und giebt deren Geld dem Constantin. Schliesslich wird das junge Ehepaar von Constantius und dem griechischen Kaiser zu Erben des römischen und des griechischen Reiches eingesetzt.

Dies ist in aller Kürze der Inhalt des Romans. Ueber die Quellen seines Verfassers, eines christlichen Anonymus, der nach der Gestaltung der von ihm erzählten Sagen, frühestens in das sechste Jahrhundert gesetzt werden darf, sehr wahrscheinlicher Weise aber aus sprachlichen Gründen einer erheblich späteren Epoche zuzuweisen ist, mich zu verbreiten und das Verhältniss des Romanes zur Geschichte zu beleuchten, dazu fehlt mir die nöthige Zeit. Ich gestatte mir daher nur noch auf den Werth dieses meines Fundes aufmerksam zu machen. Dieser Werth ist ein dreifacher: ein litteraturgeschichtlicher, ein sagenhistorischer, ein sprachlicher.

Den Bestand der lateinischen Litteraturgeschichte durch einen mit Geschick und spannender Verwickelung der Handlung geschriebenen Roman vermehrt zu wissen, ist schon an sich nicht werthlos. Der Werth des vorliegenden libellus ist aber um so grösser, als der unbekannte Verfasser weder einen Panegyricus noch reine Geschichte schreiben will, vielmehr seine Freude daran findet, in äusserst origineller Art und Weise geschichtliche Wahrheit und Dichtung untereinander zu mischen und durch die gefahrenreichen Geschicke des zur höchsten politischen Macht der Christenheit bestimmten Constantin die göttliche Vorsehung zu preisen. Ein derartiger geschichtlicher Roman

hat in der gesammten römischen Litteratur meines Wissens keine völlig zutreffende Parallele.

Freilich gehört der unbekannte Verfasser einer recht späten Periode, ja sogar — nach sprachlichen Anzeigen zu schliessen — in betreff seiner Nationalität keinem der beiden Völker an, welche wir vorzugsweise als die altclassischen zu bezeichnen pflegen. Aber trotzdem ist die vorliegende Novelle zur Erkenntniss der alten griechisch-römischen Litteratur nicht ohne Nutzen.

Um nur eins anzuführen, so gelangen wir durch diesen libellus zum ersten Male zu einem vollständigen Verständniss dessen, was Suidas sub v. Κωνσταντῖνος ὁ μέγας überliefert hat. Bei der Wichtigkeit dieses griechischen Litterarhistorikers für die Forschung der Gegenwart würde ich gerade diesen Punkt gerne eingehend erörtern. Da aber dazu eine genaue Interpretation eines längeren griechischen Textes nicht zu umgehen sein würde, so muss ich aus Mangel an Zeit darauf verzichten.

Der Werth dieses Romans ist aber zweitens ein sagenhistorischer. In wie reicher Blüthenfülle ein nimmer welkender Sagenkranz sich um das Haupt des ersten christlichen Kaisers und um das seiner Mutter gelegt hat, ist bekannt und nicht nur in dem christlichen Eifer der kirchlichen Schriftsteller begründet, sondern auch in der reichen, jugendlich frischen Phantasie derjenigen Völker, welche zu Trägern mittelalterlicher Cultur bestimmt, auf die Heldengestalt des Constantin und auf dessen fromme Mutter mit Ehrfurcht und Andacht blickten. Aber die bisher bekannten zahlreichen Fabeln und Sagen über Constantin den Grossen und seine Mutter beziehen sich meist auf die Zeit nach oder unmittelbar vor der Thronbesteigung. Der vorliegende Roman zeigt, dass die umdichtende Einbildungskraft auch die Jugendgeschichte des grossen Constantin mit einem Blüthenkranz der Poesie umgeben hat.

Der Werth des libellus de Constantino ist schliesslich auch ein sprachlicher. Die Sprache des Verfassers ist nemlich das Vulgärlatein und bietet sowohl in formellen Dingen, als auch in noch höherem Masse in der Syntax, z. B. in dem Gebrauch der tempora und modi, der Conjunctionen und der Pronomina, für eine eingehende, auch das Mittelalter mit berücksichtigende Entwickelungsgeschichte des Vulgärlateines, die eine dankbare Aufgabe der Zukunft bildet, sehr schätzenswerthes Material.

Nachdem Prof. Lipsius den Vorsitz übernommen, knüpfte Prof. Usener an den vorangegangenen Vortrag einige Bemerkungen an, indem er von orthographischem zu Sprachschatz und Syntax aufsteigend die Unsicherheit des in Herrn Heydenreichs Textbearbeitung seines libellus hervortretenden Urtheils nachzuweisen suchte. Hatte er Vulgärlatein in dieser Schrift erkannt, so musste er in diesem die Richtschnur suchen für die Beurtheilung der handschriftlichen Thatsachen. Aber Vulgärlatein ist ein weiter Begriff. Vergeblich sucht man in der Ausgabe, umsonst hat man in dem Vortrage eine genauere Bestimmung von Zeit und Ort erwartet, ohne welche doch die elementare Aufgabe der Textkritik unausführbar sein muss. So kommt es, dass an nicht wenigen Stellen der klare Gedanke durch conjecturale Aenderungen des Herausgebers geradezu zerstört ist, welche durch nichts anderes als durch Unkenntniss sprachlicher Thatsachen herbeigeführt sind, wie p. 14, 2 durch Einschiebung von *erat*, p. 18, 31 *aliquid de meo, quo mediante* — (vermittelst dessen) durch die Aenderung *medicante;* auch p. 6, 7 wäre sonst in der handschriftlichen Lesung leicht *amodo* erkannt worden, entsprechend der parallelen Stelle

p. 24, 7 *ex tunc* u. s. w. Fasst man dagegen die Sprache schärfer ins Auge, so kann über die Natur dieses 'Vulgärlateins' kein Zweifel sein: es ist mittelalterliches Latein (*ambascatores, encenia* Geschenke, *guerra, hastiludia hastiludens* und sogar *torneamenta, regratiari, stabularia* u. s. w.) wahrscheinlich erst des dreizehnten Jahrhunderts und aus Italien. Man wird danach auch die Sagenbildung mit anderen Augen anzusehen haben. Wie wir die Turniere der mittelalterlichen Ritterromane (auch hier dienen sie als *solacia* d. h. Ergetzungen) wiederfinden, so wird überhaupt diese Ausgestaltung der Sage erst jener Strömung der Fabulistik angehören, welche die Romane des XII. und XIII. Jahrhunderts schuf. Belehrend ist es den weit verbreiteten (s. bes. J. Görres, die teutschen Volksbücher p. 137 ff.) *Roman de la belle Heleyne de Constantinople* zu vergleichen: trotz der gleichen Persönlichkeit völlige Verschiedenheit des Inhalts, nur ein Motiv kehrt wieder, dass Helena sich als Gastwirthin (*stabularia*) das Leben fristet. Beide Romane sind also unabhängig von einander entstanden. Dem des *libellus* scheint allerdings durch Byzantinische Tradition vorgearbeitet zu sein: das geht deutlicher als aus der angeführten Stelle des Suidas aus dem schon von Baronius (zum J. 306, § XII) berücksichtigten Bericht des Nikephoros Kallistos *h. eccl.* 7, 18 hervor. Doch es wäre thöricht sich weiter in Vermuthungen zu ergehen, bevor durch ernstliche Nachforschungen in Bibliotheken (Kataloge werden dabei wenig helfen) weiteres handschriftliches Material beschafft und ältere Gestaltungen sei es der Schrift selbst, sei es der Sage ermittelt sein werden. Es ist undenkbar, dass der kleine Roman nur in den beiden Handschriften, die zufällig dem Herausgeber zunächst lagen, erhalten sein sollte.

Heydenreich erwiderte: Von einer Handschrift in Verona habe er Kunde, aber dieselbe sei ihm nicht zugänglich gewesen. Auf höheres Alter der Schrift habe er aus ihrem Schweigen über die Constantinische Schenkung geschlossen.

Nach geschäftlichen Mittheilungen wurde die Sitzung aufgehoben.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 26. September, Vormittags 8 Uhr.

Nachdem die Mitglieder der philologischen und archäologischen Section sich im Sitzungslocal der ersteren vereinigt hatten, richtete der Vorsitzende etwa folgende Ansprache an die Versammlung:

Der heutige Tag, der uns zu dem Pallaste Römischer Kaiser führen wird, hat für unsere Section noch eine besondere Bedeutung. Ich darf überzeugt sein allen Anwesenden aus dem Herzen zu reden, wenn ich durch die Erinnerung daran Sie veranlasse Ihrem Tagewerk eine höhere Weihe zu geben. Wir alle haben es zu den Lichtblicken dieser Tage gerechnet, in unserer Mitte den Mann sehen und begrüssen zu können, der seit nunmehr vierzig Jahren als der unbestritten erste Meister der griechischen Grammatik dasteht, der zuerst, seiner Zeit weit voraneilend, die Methode und Erkenntnisse Jakob Grimm's für das Gebiet der classischen Philologie fruchtbar gemacht und die kaum erwachte Sprachvergleichung mit allen Tugenden strenger philologischer Methode und mit der umfassenden Benutzung aller Hilfsmittel der Ueberlieferung, voran der monumentalen zu vereinigen gewusst hat, Heinrich Ludolf Ahrens aus Hannover. Hunderte von

eifrigen Händen rühren sich seitdem, das Werk zu fördern, zu dem er die Wege gewiesen und eröffnet hat: seine beiden Bände über die griechischen Dialekte, bahnbrechend wie sie bei ihrem Erscheinen waren, sind, wie ich aus voller Ueberzeugung aussprechen darf, in dieser Vereinigung zuverlässiger Beobachtung, erschöpfender Verwerthung des überlieferten Stoffs und wahrhaft historischer Beurtheilung der Thatsachen noch bis zu dieser Stunde nicht etwa bloss unübertroffen, sondern unerreicht und einzig. Heute werden es fünfzig Jahre, dass dieser Mann durch Verleihung der Doctorwürde zum Ritter der Wissenschaft geschlagen und in den Anfang der Laufbahn gestellt wurde, in welcher er nach neun Jahren ernster Vorbereitung mit seiner jetzt vielleicht zu wenig gekannten Schrift 'Ueber die Conjugation auf μι im Homerischen Dialekte' (Nordhausen 1838) zuerst als Preisbewerber erfolgreich hervortrat, der Laufbahn die er heute im Besitz so reicher und unverwelklicher Kränze noch nicht zu Ende durchmessen hat. Es bedarf keiner Aufzählung und Würdigung seiner übrigen wissenschaftlichen Thaten, denn ich rede zu Fachgenossen. Aber ich bitte Sie, im gemeinsamen Gefühl der Verehrung und Dankbarkeit sich zu einem herzlichen Glückwunsch an den hochverdienten Jubilar zu vereinigen und Ihrer Empfindung durch Erhebung von Ihren Plätzen feierlichen Ausdruck zu geben.

Die Versammlung erhob sich, und H. L. Ahrens dankte in bewegten Worten, das Lob abwehrend. Er habe sich einer Feier dieses Tages entzogen in der Hoffnung, ihn unter den Fachgenossen still für sich begehen zu können. Die Aufmerksamkeit, deren man ihn gleichwohl würdige, sei für ihn ebenso unerwartet wie erhebend. Er gedenke sich von seiner amtlichen Thätigkeit zurückzuziehen und das Jubiläum als Ausgangspunkt erneuter wissenschaftlicher Thätigkeit zu betrachten.

Die vereinigten Sectionen begaben sich sodann unter Führung des Herrn Regierungs- und Bauraths Seyffarth zur Besichtigung des *palatium* und der Thermen.

Die vierte Vereinigung, Samstag, den 27. September, Vorm. 8 Uhr, fand in den Räumen des Provincialmuseums statt, dessen hervorragendere Denkmale von Herrn Museumsdirector Dr. F. Hettner den vereinigten Sectionen gezeigt und erläutert wurden.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

An den Verhandlungen dieser Section nahmen 32 Herren Theil. Nachdem die Section sich am 25. September Morgens 8 Uhr unter dem Vorsitze des Gymnasial-Directors Prof. Dr. Renvers zu Trier constituirt und die Herren Oberlehrer Dr. Aussem und Gymnasiallehrer Dr. Schüller aus Aachen zu Protokollführern gewählt hatte, begannen die Verhandlungen mit einem Vortrage des Herrn Prof. Reuschle aus Stuttgart über „Genetische Entwickelung der Wurzel- und Logarithmensätze aus den Potenzsätzen und deren Verwerthung für Schulzwecke". Der Vortrag war folgender:

Bei der Behandlung einer mathematischen Disciplin giebt es zwei Methoden:

1) die altklassische, griechische, Euklidische oder synthetische Methode;

2) die moderne, französische, Lagrange'sche oder analytische Methode;

letztere könnte man auch die genetisch-heuristische nennen und im Gegensatz hiezu die erstere die Lehrsatz-Beweis-Methode.

Dass wir bei der Behandlung der Elementarmathematik im Wesentlichen sowohl in den Lehrbüchern als im Unterricht die erste Methode befolgen, hat, glaube ich, drei Gründe:

1) ist sie für die Darstellungsweise meist etwas kürzer,

2) ist sie mehr angethan für das Fassungsvermögen des Durchschnittschülers,

3) existirt meines Wissens überhaupt keine, wenigstens keine durchgehende, genetische Behandlungsweise der ganzen Disciplin.

Nun wird mir gewiss Jedermann zugeben, dass die genetische Methode im Unterricht etwas ungemein Packendes, den Schüler zum eigenen Nachdenken Reizendes hat im Vergleich mit der Lehrsatz-Beweis-Methode, und es wird diese Methode ja sicher in vielen einzelnen Fällen von jedem Mathematiklehrer angewandt. So wird z. B. jeder den Satz $a^m \cdot a^n = a^{m+n}$ vor den Augen seiner Schüler genetisch entstehen lassen, den Schüler den Satz gewissermassen selbst zu finden lehren. Und um ein Beispiel aus der Geometrie zu nennen, so ist die sogenannte Analysis einer Aufgabe nichts anderes als ein genetisches Suchen nach der Construction.

Innerhalb der ganzen ersten Stufe der Elemente der Mathematik eignet sich nun nichts besser für die genetische Entwicklung als die Potenz-, Wurzel- und Logarithmensätze. Nach einer ganz allgemeinen Methode, auf jede umgekehrte Funktion anwendbar, lassen sich alle Sätze der Wurzeln und Logarithmen aus den Potenzsätzen ableiten, sobald die umgekehrte Funktion auf Grund der ursprünglichen Funktion definirt ist. Für diese Methode in Beziehung auf Wurzel und Logarithmus besitze ich drei Darstellungsweisen:

1) eine ganz elementare, wie sie in einem repetitorischen Cursus leicht in Realschulen und Realgymnasien, ja selbst in humanistischen Gymnasien vorgenommen werden könnte,

2) eine wissenschaftlichere Darstellung, wie ich sie an der technischen Hochschule in Stuttgart künftig vortragen werde,

3) eine erschöpfend wissenschaftliche Darstellung, die alle überhaupt denkbaren und möglichen Relationen zwischen Potenz, Wurzel und Logarithmus, deren es ausser den gewöhnlich angewandten Sätzen noch eine ganze Reihe[1]) giebt, aus den Potenzrelationen nebst Verknüpfung der bereits gewonnenen herleitet (über diese letztere Darstellung behalte ich mir eine spätere Veröffentlichung vor).

Ehe ich an die Entwicklung der Sätze selbst gehe, erwähne ich, dass ich die Potenzsätze folgendermassen benenne:

$a^m \cdot a^n = a^{m+n}$ I. Multiplikationssatz; $\frac{a^m}{a^n} = a^{m-n}$ I. Divisionssatz;

$a^m \cdot b^m = (ab)^m$ II. Multiplikationssatz; $\frac{a^m}{b^m} = \left(\frac{a}{b}\right)^m$ II. Divisionssatz;

$(a^m)^n = a^{mn} = (a^n)^m$ Potenz-Potenzsatz.

Genetische Zusammenstellung[2])

der aus den **Potenzsätzen** sich ergebenden

Wurzel- und **Logarithmensätze.**

Definitionsgleichungen.

$$(1') \quad a = \sqrt[m]{p} \qquad (1) \quad a^m = p \qquad m = \overset{a}{\log} p \quad (1'')$$

$$\left.\begin{array}{ll} (11') & (\sqrt[m]{p})^m = p \\ (1'1) & \sqrt[m]{a^m} = a \end{array}\right\} \qquad \left.\begin{array}{ll} a^{\overset{a}{\log} p} = p & (11'') \\ \overset{a}{\log} a^m = m & (1''1) \end{array}\right\}$$

$$\left.\begin{array}{ll} (1'1'') & \sqrt[\overset{a}{\log} p]{p} = a \\ (1''1') & \sqrt[m]{p}\ \log p = m \end{array}\right\}$$

I. Multiplikationssatz der Potenz.

$$a^m \cdot a^n = a^{m+n}$$

$a = \sqrt[m]{p}$	$a^m = p$	$m = \overset{a}{\log} p$
$a = \sqrt[n]{q}$	$a^n = q$	$n = \overset{a}{\log} q$
$a = \sqrt[m+n]{pq}$	$a^{m+n} = pq$	$m + n = \overset{a}{\log} pq$
$\left[\sqrt[m]{p} = \sqrt[m+n]{pq} = \sqrt[n]{q}\right]$		$\overset{a}{\log} pq = \overset{a}{\log} p + \overset{a}{\log} q$

1) In meines Vaters Lehrbuch der Arithmetik (Stuttgart 1844) sind S. 264 u. ff., incl. der umformungslosen Ausdrücke, 44 solcher Relationen synthetisch zusammengestellt; daselbst ist $\overset{b}{\log}(\overset{a}{\log} p)$ umformungslos genannt, was jedoch nicht richtig ist; es ist $\overset{b}{\log}(\overset{a}{\log} p) = \frac{\overset{a}{\log}(\overset{a}{\log} p)}{\overset{a}{\log} b}$, eine Formel, die ich noch nirgends gefunden habe.

2) Nachstehende Tabelle wurde vom Redner in hektographischen Exemplaren an die Mitglieder der Section vertheilt.

I. Divisionssatz der Potenz.

$$\frac{a^m}{a^n} = a^{m-n} = \frac{1}{a^{n-m}} = \left(\frac{1}{a}\right)^{n-m}$$

$$\left[\sqrt[m]{p} = \left\{\begin{matrix}\sqrt[m-n]{\frac{p}{q}} \\ \sqrt[n-m]{\frac{q}{p}}\end{matrix}\right\} = \sqrt[n]{q}\right]$$

$$\overset{a}{\log}\frac{p}{q} = \overset{a}{\log} p - \overset{a}{\log} q$$

$$\left(\overset{\frac{1}{a}}{\log}\frac{p}{q} = \overset{a}{\log} q - \overset{a}{\log} p\right)$$

II. Multiplikationssatz der Potenz.

$$a^m \cdot b^m = (ab)^m$$

$$a = \sqrt[m]{p} \qquad a^m = p \qquad m = \overset{a}{\log} p$$

$$b = \sqrt[m]{q} \qquad b^m = q \qquad m = \overset{b}{\log} q$$

$$ab = \sqrt[m]{pq} \qquad (ab)^m = pq \qquad m = \overset{ab}{\log} pq$$

$$\sqrt[m]{p} \cdot \sqrt[m]{q} = \sqrt[m]{pq}$$

$$\left[\overset{a}{\log} p = \overset{ab}{\log} pq = \overset{b}{\log} q\right]$$

II. Divisionssatz der Potenz.

$$\frac{a^m}{b^m} = \left(\frac{a}{b}\right)^m$$

$$\frac{\sqrt[m]{p}}{\sqrt[m]{q}} = \sqrt[m]{\frac{p}{q}}$$

$$\left[\overset{a}{\log} p = \overset{\frac{a}{b}}{\log}\frac{p}{q} = \overset{b}{\log} q\right]$$

Potenz-Potenzsatz.

$$(1)\quad (a^m)^n = a^{mn} = (a^n)^m \quad (2)$$

$$(3')\ a = \sqrt[m]{p} \qquad a = \sqrt[n]{q}\ (4') \qquad (3)\ a^m = p \qquad a^n = q\ (4) \qquad (3'')\ m = \overset{a}{\log} p \qquad n = \overset{a}{\log} q\ (4'')$$

$$(5')\ a = \sqrt[mn]{r}\ (5') \qquad (5)\ a^{mn} = r\ (5) \qquad (5'')\ mn = \overset{a}{\log} r\ (5'')$$

$$(6')\ p = \sqrt[n]{r} \qquad q = \sqrt[m]{r}\ (7') \qquad (6)\ p^n = r = q^m\ (7) \qquad (6'')\ n = \overset{p}{\log} r \qquad m = \overset{q}{\log} r\ (7'')$$

$$(8_1')\ \left\{\begin{matrix}p = \sqrt[n]{q^m} \\ q = \sqrt[m]{p^n}\end{matrix}\right\}\ (8_2') \qquad (8)\ p^n = q^m\ (8) \qquad (8_1'')\ \left\{\begin{matrix}n = \overset{p}{\log} q^m \\ m = \overset{q}{\log} p^n\end{matrix}\right\}\ (8_2'')$$

$$\sqrt[m]{\sqrt[n]{r}} = \sqrt[mn]{r} = \sqrt[n]{\sqrt[m]{r}} \qquad \overset{a}{\log} p \cdot \overset{p}{\log} r = \overset{a}{\log} r = \overset{q}{\log} r \cdot \overset{a}{\log} q$$

$$(3'\ 6'\ 5') \rightarrow \quad (5'\ 7'\ 4') \leftarrow \qquad (3''\ 6''\ 5'') \rightarrow \quad (5''\ 7''\ 4'') \leftarrow$$

gewöhnliche Form: $\overset{p}{\log} r = \dfrac{\overset{a}{\log} r}{\overset{a}{\log} p}$

$$\left(\sqrt[m]{p}\right)^n = \sqrt[m]{p^n} \qquad \overset{a}{\log} p = \overset{a^n}{\log} p^n$$

$$(3'\ 4\ 8_2') \qquad (3''\ 8_2''\ 4)$$

$$\sqrt[m]{p} = \sqrt[mn]{p^n} \qquad \overset{a}{\log} p = \frac{1}{n}\overset{a}{\log} p^n$$

$$(3'\ 5'\ 6) \qquad (3''\ 5''\ 6)$$

gewöhnliche Form: $\overset{a}{\log} p^n = n \overset{a}{\log} p$

Zur Erläuterung dieser Tabelle diene Folgendes:

Ist aus $a^m = p$ definirt $a = \sqrt[m]{p}$ und $m = \overset{a}{\log} p$, so erhält man durch Substitution des Werthes a aus (1′) in (1) und durch Substitution des Werthes p aus (1) in (1′) sogleich die beiden Definitionsgleichungen (1 1′) und (1′ 1) der Wurzel. Ebenso für den Logarithmus. Behandelt man die Gleichungen (1′) und (1″) in analoger Weise, so erhält man die Gleichungen (1′ 1″) und (1″ 1′), welche Wurzel und Logarithmus zusammenketten.

Macht man sodann für die in der Mittelspalte stehenden Potenzsätze die darunter stehenden Substitutionen, kehrt dieselben gemäss den Definitionen (1′) und (1″) für Wurzel und Logarithmus um, so ergeben sich die links und rechts stehenden Wurzel- und Logarithmensätze. Dabei zeigt es sich, dass der I. Multiplikationssatz der Potenz den Fundamentalsatz für die Logarithmen, während er für die Wurzeln eigentlich keinen, oder wenigstens keinen Satz von Belang (daher auch in [ ] beigesetzt) liefert; analog verhält es sich mit dem I. Divisionssatz. Umgekehrt liefert der II. Multiplikationsatz den Fundamentalsatz für die Wurzeln, aber keinen Satz von Belang für die Logarithmen. Im Gegensatz hierzu liefert der Potenz-Potenzsatz sowohl für die Wurzeln als für die Logarithmen je drei Sätze (wenn es sich nämlich nur um die hauptsächlichen, im Gebrauch stehenden Formeln handelt), die ihrer Ableitung gemäss dualistisch sich einander gegenüberstellen, wobei noch zu bemerken, dass auch zwischen dem zweiten der drei Wurzel- und dem dritten der drei Logarithmensätze, sowie zwischen dem zweiten Logarithmen- und dritten Wurzelsatz eine gewisse Reciprocität besteht, die namentlich deutlich zum Vorschein kommt, sobald man die Sätze in Worte fasst. (An den dritten der drei Logarithmensätze schliesst sich noch der Satz vom Logarithmus einer Wurzel u. s. w. an. Näheres darüber in meiner späteren Veröffentlichung.)

Die Ableitung der aus den Multiplikationssätzen und Divisionssätzen sich ergebenden Sätze ist eine ganz elementare, vollends, wenn man das in [ ] Beigesetzte weglässt. Für die aus dem Potenz-Potenzsatz fliessenden Sätze wählte ich hier die wissenschaftlichere Darstellung, die alles mit einem Schlag liefert und zugleich zeigt, wie die Wurzel- und Logarithmensätze sich durch gewisse Eliminationen aus den Substitutionsgleichungen und deren Umkehrungen ergeben (so folgt z. B. $\sqrt[m]{\sqrt[n]{r}} = \sqrt[mn]{r}$ durch Elimination von a und p aus (3′), (6′) und (5′), was in der Tabelle durch (3′ 6′ 5′) angedeutet ist). Dass aber auch alle diese Sätze sich in noch elementarerer Weise ableiten lassen, zeigt folgendes Beispiel:

Setzt man:

$$(a^m)^n = r$$

so ist auch $a^{mn} = r$ woraus:

$$\begin{cases} a^m = \sqrt[n]{r}, \text{ somit } a = \sqrt[m]{\sqrt[n]{r}} \\ a = \sqrt[mn]{r} \\ a^n = \sqrt[m]{r}, \text{ somit } a = \sqrt[n]{\sqrt[m]{r}} \end{cases}$$

und $(a^n)^m = r$

somit: $\sqrt[m]{\sqrt[n]{r}} = \sqrt[mn]{r} = \sqrt[n]{\sqrt[m]{r}}$.

Meine Herren! Wenn wir auf das ganze System von Potenz, Wurzel und Logarithmus, in dieser oder ähnlicher Weise entwickelt, zurückblicken, so werden wir uns nicht verhehlen, dass dasselbe an Klarheit, Durchsichtigkeit und Uebersichtlichkeit ganz ungemein gewinnt, und ich bin der festen Ansicht, dass unsere Schüler, wenn sie einmal in den Operationen mit Potenzen, Wurzeln und Logarithmen fest vertraut sind, bei einem

kurzen repetitorischen Rückblick auf das durchlaufene System, nun in genetischer Weise vorgenommen, ganz entschieden neben grosser Freude auch einen ganz anderen Einblick in das innere Wesen dieser Theorien erhalten werden, als wenn sie die einschlagenden Sätze nur in der bisher üblichen Lehrsatz-Beweis-Manier vorgeführt erhalten.

Ja noch mehr! Wenn den Schülern der Multiplikationssatz der Wurzellehre aus dem II. Multiplikationssatz der Potenz entwickelt ist, so werden sie von selbst im Stande sein, bei gewissen Andeutungen die übrigen Wurzelsätze aus den entsprechenden Potenzsätzen abzuleiten. Ich bin sogar noch weiter gegangen und habe gerade zum Behuf dieses Vortrags in der vorigen Woche am Stuttgarter Gymnasium folgenden Versuch gemacht: Ich habe den II. Multiplikationssatz der Potenz für die Wurzeln umgedreht, den Schülern ein lebhaftes Bild zu machen versucht, wie viel höher diese Entwicklung steht, als wenn ihnen der fertige Satz vor Augen geführt und hinterher bewiesen wird. (Es bleibt ja natürlich nicht ausgeschlossen, dass man hinterher den gewonnenen Satz rückwärts beweist. Die genetische Entwicklung des Satzes entspräche dann der Analysis einer geometrischen Aufgabe, der nachfolgende Beweis entspräche dem Beweis des in der Construktion Ausgeführten). Also, nachdem der Fundamentalsatz der Wurzel entwickelt war, gab ich den Schülern, die von Logarithmen noch gar nichts wussten, die Definition des Logarithmus nebst einigen Zahlenbeispielen, um sie mit dem Begriff des Logarithmus etwas vertraut zu machen und stellte ihnen dann die Aufgabe den I. Multiplikationssatz $a^m \cdot a^n = a^{m+n}$ für die Logarithmen umzudrehen, und in wenigen Minuten war von einem starken Drittel der keineswegs guten Classe der Satz $\overset{a}{\log} pq = \overset{a}{\log} p + \overset{a}{\log} q$ selbständig gefunden und von mehreren sogar in Worte gefasst, trotzdem sie von diesem Satz noch nie etwas gehört hatten, und ich hatte so im Lauf einer Viertelstunde den Schülern einen Begriff vom Wesen des Logarithmus, das ja darin besteht, dass eine Multiplikation in eine Addition verwandelt wird, beigebracht.

Zum Schluss erlaube ich mir, meine Herren, Ihnen folgende These vorzuschlagen:

„Für Realschulen I. Ordnung und Realgymnasien, eventuell auch für humanistische Gymnasien, wäre es sehr erwünscht, wenn nach Absolvirung der Wurzellehre in der bisher üblichen Weise, ehe zu den Logarithmen geschritten wird, die Wurzelsätze in genetischer Weise repetitorisch entwickelt würden, um dann die Logarithmensätze mit Umgehung der Lehrsatz-Beweis-Methode sogleich genetisch herzuleiten."

Die Besprechung über die aufgestellte These wurde verschoben.

Nach Beendigung des Vortrages legte Herr Director Dr. Krumme aus Braunschweig zwei stereometrische Modelle aus Holz vor, an denen die Verwandlung eines schiefen Parallelepipedons in ein grades veranschaulicht werden konnte.

Die Sitzung wurde 9 Uhr geschlossen, um den Theilnehmern es zu ermöglichen, an den Verhandlungen der pädagogischen Section über die Einheitschule sich zu betheiligen.

Am 26. September wurde die Sitzung 9 Uhr eröffnet. Da Herr Prof. Reuschle nicht anwesend war, wurde die Besprechung der von demselben aufgestellten These vertagt. Es folgte ein Vortrag des Herrn Prof. Dr. Günther aus Ansbach.

Eine didaktisch wichtige Auflösung trinomischer Gleichungen.

Unter einer trinomischen Gleichung im allgemeinsten Sinne versteht man die folgende:

$$x^{m+n} + ax^m = b,$$

wo a und b willkührliche Zahlen sind. Dieselben sind schon seit geraumer Zeit ein Lieblingsgegenstand der Analytiker gewesen, insbesondere, seitdem Gauss in seinen berühmten Beiträgen zur Theorie der algebraischen Gleichungen[1]) deren Theorie auf eine feste Basis gestellt hatte. Da man aber wusste, dass jede derartige Gleichung sich auf die sogenannte „reducirte Form"

$$x^p \pm \alpha x = \beta$$

zurückführen lässt[2])*), so wendete sich die allgemeine Aufmerksamkeit letzterer zu. Lambert[3]) und Malfatti[4]) lehrten deren reelle Wurzeln durch rasch convergirende unendliche Reihen ausdrücken, Gauss dehnte dies Verfahren auch auf die complexen Wurzeln aus, Gebhardt[5]) bediente sich zu gleichem Zwecke einer auf den Gammafunktionen beruhenden Tabelle, Guldberg[6]) endlich arbeitete nach andern Principien eine ähnliche Tafel aus. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass dem Schulmann als solchen alle derartigen Methoden transscendent sein müssen, und so muss er sich denn nach andern umsehen, welche einerseits völlig elementar sind und dabei doch wieder die Wurzel in indepedenter, für Näherungsrechnungen leicht zugänglicher Form liefern. Derartige sind nun aber wirklich vorhanden. Einen schon von Jacob Bernoulli angedeuteten Gedanken verfolgend, hat neuerdings Astrand[7]) für die obige reducirte Gleichung die sofort einleuchtende Auflösung

$$x = \sqrt[p]{\beta \mp \alpha \sqrt[p]{\beta \mp \alpha \sqrt[p]{\beta \mp \alpha \ldots}}}$$

gegeben. Die Wurzel ist somit durch einen übersichtlichen Algorithmus, ein ins Unendliche sich fortsetzendes Radikal, dargestellt. Auf den innigen Zusammenhang dieser Gebilde mit den goniometrischen Funktionen hat unlängst Eduard Lucas[8]) aufmerksam gemacht, und gewiss wird denselben Niemand das volle Bürgerrecht in der Mathematik versagen wollen, umsoweniger, da Astrand die praktische Verwendbarkeit seiner Idee selbst nachgewiesen hat. Nur das Eine könnte dagegen eingewendet werden, dass die Convergenz keine sehr rasche ist; schneller würde dieselbe fortschreiten, wenn es gelänge, die Wurzeln in Bruchform sich aneinander anreihen zu lassen. Damit käme man zu Formen,

---

1) Göttingen 1849 (Werke, 2. Band).

2) Gerhardt, Geschichte der Mathematik in Deutschland, München 1878, S. 194.

3) Acta Helvetica, physico-mathematica, vol. III. 4.

4) Vgl. seine Correspondenz, Boncompagni's Bullettino Tomo X. S. 469.

5) Programm, Leipzig 1873.

6) Christiania Videnskabs-Selbskab. 1871.

7) Astronomische Nachrichten. Nr. 89.

8) Lucas sur la théorie des fonctions numériques, simplement périodiques, Bruxelles 1878. S. 44 ff.

*) Diese Reduktion ist besonders bei den Gleichungen 5. Grades berühmt geworden als Tschirnhaus'sche, Jerrard'sche oder, wie man wohl am correktesten sagen würde, Bring'sche Transformation. Natürlich hält es nicht schwer, auch noch α und β durch eine einzige bekannte Grösse zu ersetzen, ohne den Charakter der Gleichung zu ändern.

wie sie Stern[1]) zuerst bemerkt hat, und wie sie Herrmann[2]) und Reidt[3]) mit grossem Vortheile zur Behandlung des irreducibeln Falles der cubischen Gleichung verwendete. Der Vortragende nun ist der Ansicht, dass die Beschränkung auf die reducirte Form durchaus nicht geboten sei, sobald man sich entschliesst, von gebrochenen Wurzelexponenten Gebrauch zu machen, und stellt somit für die Eingangs angegebene Gleichung folgende Lösung auf. Es ist

$$x^m = \frac{b}{a + x^n},$$

$$x^n = \sqrt[\frac{m}{n}]{\frac{b}{a + x^n}},$$

und somit bei Fortsetzung dieses Substitutionsverfahrens ins Unendliche

$$\text{I. } x = \sqrt[m]{\frac{b}{a + \sqrt[\frac{m}{n}]{\frac{b}{a + \sqrt[\frac{m}{n}]{\frac{b}{a + \ddots}}}}}}$$

Man überzeugt sich, dass diese Endformel, welche man als eine doppelte Verallgemeinerung der Reidt'schen bezeichnen mag, alle denkbaren Fälle in sich schliesst. Ist z. B. die trinomische Gleichung auf eine quadratische reducirbar, so wird $\frac{m}{n} = 1$, also

$$x = \sqrt[m]{\frac{b}{a + \frac{b}{a + \frac{b}{a + \ddots}}}},$$

oder wenn dieser periodische Kettenbruch in bekannter Weise bestimmt wird,

$$x = \sqrt[m]{-\frac{a}{2} \pm \sqrt{\frac{a^2}{4} + b}}.$$

Hat man dagegen die übliche reducirte Form, so ist $m = 1$, also

$$\text{II. } x = \frac{b}{a + \sqrt[\frac{1}{n}]{\frac{b}{a + \sqrt[\frac{1}{n}]{\frac{b}{a + \ddots}}}}}$$

Liegt endlich die Gleichung

$$x^{m+1} + a_1 x^m = b_1$$

vor, so wird $n = 1$, und es folgt

---

1) Journal für die reine und angewandte Mathematik. 11. Bd.
2) Nouvelles Annal. de mathém. II. sér. tom. 6.
3) Zeitschrift für Mathematik und Physik. 17. Jahrgang.

$$\text{III. } x = \sqrt[m]{\frac{b_1}{a_1 + \sqrt[m]{\frac{b_1}{a_1 + \sqrt[m]{\frac{b_1}{a_1 + \ddots}}}}}}$$

Dieser letzte Fall ist es nun grade auch, der in der Schulpraxis berücksichtigt zu werden verdient. In der Rentenrechnung nämlich, wo es sich um die Behandlung der Gleichung

$$r \cdot \frac{q^n - 1}{q - 1} = aq^n$$

handelt (a Mise, r Rente, q Zinsfuss, n Zeit), entsteht, wenn der Zinsfuss gesucht wird, stets die Unmöglichkeit, dies in einer für den Schüler verständlichen Weise zu thun. Nun aber finden wir

$$q^{n+1} - \frac{a+r}{a} q^n = -\frac{r}{a},$$

$$q = \sqrt[n]{\frac{-\frac{r}{a}}{-\frac{a+r}{a} + \sqrt[n]{\frac{-\frac{r}{a}}{-\frac{a+r}{a} + \ddots}}}}$$

Praktische Versuche, welche sich bei Anwendung Gauss'scher Additions- und Subtractionslogarithmen noch vereinfachen lassen, ergeben, dass schon der dritte, eventuell der vierte Näherungswerth ein brauchbares Resultat ergiebt. Dem gegenüber ist es Pflicht, auf die vorläufig noch bestehenden, keineswegs jedoch principiellen Mängel des skizzirten Verfahrens hinzuweisen. Ein geringerer Missstand ist es, dass die allerdings von vorn herein wahrscheinliche Convergenz des Algorithmus nicht von selbst erhellt, indess wird sich der noch ausstehende Nachweis wenigstens für die Grenzfälle durch Generalisirung des von Reidt betretenen Weges erbringen lassen. Sodann hat in neuerer Zeit Seidel[1]) für die Untersuchung ähnlich construirter Ausdrücke Direktiven gegeben. Schlimmer ist es, dass über die Frage, welche reelle Wurzel durch unsern Algorithmus geliefert werde, zunächst nichts ausgesagt werden zu können scheint. Eine reducirte trinomische Gleichung hat, wenn sie ungeraden Grades ist, drei, im andern Falle zwei reelle Wurzeln, wie u. a. von Serret[2]) und Regis[3]) gezeigt worden ist und wie sich mit besonderer Leichtigkeit bei Zugrundelegung eines älteren Theorems v. Ettinghausen's[4]) darthun lässt. Dass sonach die durch die Bedingungen geforderte mit der durch unsern verallgemeinerten Kettenbruch gelieferten Wurzel einerlei ist, kann vorläufig nur als eine empirische Thatsache gelten. Der Elementarmathematik in Schulen sind zwei grosse Ziele gesteckt. Sie muss suchen, möglichst ihre von Alters überkommenen Grenzen zu erweitern, soweit dies eben mit den allgemeinen Zeitumständen sich verträgt, sie muss aber auch dahin trachten, jede etwa noch vorhandene Lücke in ihrem Aufbau ausfindig zu machen und auszufüllen. Hierzu soll auch dieser Vortrag das Seinige beitragen.

---

1) Abhandlungen der k. bayr. Akademie der Wissenschaften. 1870.
2) Serret, Handbuch der höheren Algebra, deutsch von Wertheim, 1. Bd. Leipzig 1868. S. 90.
3) Battaglini's Giornale, tomo VIII.
4) Zeitschrift für Physik und Mathematik von Baumgärtner und v. Ettinghausen, 2. Band.

Der Vorsitzende eröffnet die Discussion. Director Dr. Heilermann bemerkt, dass Gleichung II durch die Substitution $x = \frac{1}{\xi}$ in Gleichung III übergeführt werde, so dass strenge genommen für beide Gleichungsformen ein und derselbe Auflösungsmodus bestehe. In der That beruht auf diesem reciproken Verhalten die interessante Identität

$$\cfrac{b}{a+\sqrt[n]{\cfrac{b}{a+\sqrt[n]{\cfrac{b}{a}}+\ldots}}} = \sqrt[n]{\frac{b}{a+\sqrt[n]{\cfrac{b}{a+\sqrt[n]{\cfrac{b}{a}}+\ldots}}}},$$

die übrigens auch sehr leicht direct deducirt werden kann. Dr. Heilermann und Oberlehrer Dr. Budde (Duisburg) betonen noch, dass bezüglich der Rentenformel das unendliche Radikal nicht die selbstverständliche Wurzel $q = 1$ liefern dürfe, was denn auch durch die Struktur des Ausdrucks ausgeschlossen erscheint. Im Uebrigen erklären sämmtliche Anwesende, von einer ähnlichen allgemeinen Näherungslösung der trinomischen Gleichungen keine Kenntniss zu besitzen.

Daran schloss sich eine Mittheilung des Herrn Directors Dr. Heilermann aus Essen über Beobachtung eines dritten Regenbogens.

Eine Beobachtung des dritten Regenbogens.

Eine der anziehendsten Naturerscheinungen ist der Regenbogen und zwar nicht allein wegen seiner Farbenpracht sondern noch mehr, wenigstens für den denkenden Beobachter, wegen der Naturgesetze, nach welchen er entsteht. Daher haben zu allen Zeiten aufmerksame Beobachter die Erklärung desselben mit den ihnen zu Gebote stehenden optischen Kenntnissen versucht. So lässt Aristoteles (384—332) durch Spiegelung der Sonne an einer sich zu Tropfen verdichtenden Dunstwolke kleine Sonnenbilder und durch Vereinigung dieser den Regenbogen entstehen und nimmt ferner, um die Gestalt desselben zu erklären, an, es seien um den der Sonne entgegengesetzten Punkt die Strahlen so durchdringend, dass die Dünste sie nicht aufhalten können, in einer beträchtlichen Entfernung dagegen seien sie zu schwach, um gehörig zurückgeworfen zu werden, und daher zeige sich die Erscheinung in einer gewissen Entfernung von jenem Punkte, also in einem Kreise. — Seneca (2—65) glaubt den Regenbogen durch die bei einem Hohlspiegel auftretenden Erscheinungen erklären zu können und hält ihn für das von einer feuchten und hohlen Wolke zurückgeworfene Bild der Sonne, dessen Farben durch die Vermischung des Sonnenlichtes und der Farbe der Wolken entstehen. Nach dem Vorgange des Aristoteles wird bis in das 14. Jahrhundert der Regenbogen als Spiegelbild der Sonne aufgefasst und dabei nur an die Wolke als Ganzes, nicht an die einzelnen Tropfen gedacht.

Erst der Predigermönch Theodorich von Freiberg gibt in seinem 1311 geschriebenen Buche „De iride“ eine klare Vorstellung von dem Gange der Strahlen und zwar sowohl von denen, durch welche der erste, als von denen, durch welche der zweite Regenbogen entsteht. Die Frage aber, warum die Erscheinung kreisförmig und vielfarbig ist, weiss er nicht zu beantworten. Dazu blieb seine Erklärung der Nachwelt sehr lange unbekannt.

Marco Antonio de Dominis (1566—1622), Bischof von Spalatro, war der erste, welcher die Entstehung des Regenbogens durch Beobachtung zu ergründen suchte. Er hing gläserne Kugeln auf, beobachtete dieselben, wenn sie von der Sonne beschienen wurden, und erkannte auf Grund dieses Versuches den Gang der Strahlen, welche den ersten und auch derjenigen, welche den zweiten Regenbogen hervorbringen.

Eine weitere Vervollkommnung erreichte die Theorie des Regenbogens einestheils durch die Anwendung des Brechungsgesetzes, welches von Snell (gest. 1626 zu Leyden) entdeckt ward, und anderentheils durch Anwendung des von Kepler (1571—1630) erkannten Gesetzes, dass alle Funktionen in der Nähe eines Maximums oder Minimums nur kleine Veränderungen annehmen. Descartes (1596—1650) war es, welcher auf Grund dieser Gesetze durch Beobachtung und Rechnung zeigte, dass beide Regenbogen durch Lichtstrahlen entstehen, welche in den Regentropfen durch zwei Brechungen und eine oder zwei Spiegelungen eine grösste oder kleinste Ablenkung erleiden, und auch den Halbmesser beider durch Rechnung ermittelte.

Newton (1642—1726) endlich vollendete die Theorie des Regenbogens, indem er einestheils mittels der Differenzialrechnung die Halbmesser genau bestimmte und anderntheils für die Farben des Regenbogens durch die von ihm entdeckte ungleiche Brechbarkeit des Lichtes von verschiedener Wellenlänge zuerst die Erklärung lieferte.

Die vollendete Theorie gab nun aber nicht bloss die vollkommene Erklärung des bekannten ersten und zweiten Regenbogens, sondern sie lehrte, dass eine ganze Reihe ähnlicher Erscheinungen von abnehmender Helligkeit entstehen könne. Insbesondere ergibt die Rechnung einen dritten Regenbogen von fast genau 5° Breite, von welchem die Sonne Mittelpunkt ist und der Halbmesser der äusseren rothen Farbenzone 41° 52′ 56″ beträgt. Während aber von Descartes und Newton zu der Beobachtung die Theorie fehlte, so ward nachher zu der Theorie die Beobachtung vergebens gesucht. Joh. Bernoulli meinte daher, der Menschen Augen seien nicht weiter als für den Regenbogen erster und zweiter Ordnung empfindlich, Adler und Luchse möchten vielleicht weitere Ordnungen sehen. Dagegen wird in Radicke's Optik angegeben, dass Bergmann einen dritten Regenbogen gesehen habe, und auch mir haben im vorigen Jahre günstige Umstände die Gelegenheit zu einer gleichen Beobachtung geboten.

Ich fuhr am 4. September 1878 Nachmittags um 5 Uhr 30 Min. von Köln nach Neuss. Die Sonne stand, als wir abfuhren, etwa 10° 11′ über dem Horizont und war von keiner Wolke verdeckt. Nach kurzer Zeit aber ward sie von einer lichten Wolke verschleiert, und auf dieser zeigte sich nördlich von der Sonne ein lichtrother Bogen, dessen Mittelpunkt die Sonne war und dessen Länge etwa ein Fünftel eines Halbkreises betrug. Ich machte meine Reisegefährten (vier gebildete Männer aus Essen und Umgegend) auf die Erscheinung aufmerksam und erklärte dieselbe für einen dritten Regenbogen. Während diese Ansicht in der Unterhaltung bezweifelt und bestritten ward, fand sie durch die Erscheinung am Himmel ihre Bestätigung; denn dieselbe vervollständigte sich, neben dem Roth traten auch Orange, Gelb und Grün bestimmt hervor, und nur die Farben Blau, Indigo und Violett wurden nicht deutlich sichtbar. Noch überzeugender als die Vermehrung der Farben wirkte die Verlängerung des Bogens; denn die atmosphärischen Verhältnisse waren so günstig, dass der Regenbogen zu beiden Seiten der Sonne bis nahe an den Horizont sichtbar war und nirgend eine Lücke zeigte. Den Halbmesser schätzte

ich nach dem Augenmasse auf etwas weniger als 40°, weil mir das Ergebniss der Rechnung nicht gegenwärtig war. Besonders auffallend war es, dass der Bogen erst nach 20 Minuten allmählich verschwand; der Grund für diese lange Dauer ist wahrscheinlich in der Bewegung unseres Eisenbahnzuges zu finden.

Sitzung vom 27. September. Der Vorsitzende theilt der Versammlung zunächst ein Schreiben des Redacteurs der Zeitschrift für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht, Herrn Hoffmann zu Hamburg mit, in dem auf Grund eines Vorfalles bei der Naturforscher-Versammlung zu Baden-Baden an die hiesige Versammlung der Antrag gestellt wird, zu berathen, welche Mittel zu ergreifen sind, um unter den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaften an höheren Schulen eine engere und straffere Verbindung zu gemeinschaftlicher Thätigkeit und zur Einigung zu schaffen, und ob man sich auch ferner an die Naturforscher-Versammlung anlehnen solle. Herr Hoffmann schlägt Gründung eines Vereins nach dem Muster des Realschulmänner-Vereins vor. Da das Schreiben erst am letzten Tage der Versammlung eingelaufen, eine eingehende Besprechung deshalb nicht mehr möglich war, wurde beschlossen, die Sache bei der nächsten Philologenversammlung zur Erörterung zu bringen.

Es folgte die Besprechung der von Herrn Reuschle am 25. Sept. aufgestellten These. Es betheiligten sich daran der Vorsitzende und Director Dr. Heilermann. Letzterer hält es für wünschenswerth, dass je nach den gegebenen Verhältnissen bald die Lehrsatz-Beweismethode, bald die genetische Methode angewendet werde. Die These sei daher, wie folgt, auszusprechen:

> „Für den mathematischen Unterricht an höheren Schulen ist es erwünscht, dass die Potenz-, Wurzel- und Logarithmenlehre den Schülern in genetischem Zusammenhange vorgetragen werde."

Herr Prof. Reuschle fasst nunmehr seine These folgendermassen:

> „Für den mathematischen Unterricht an höheren Schulen ist es erwünscht, dass die Wurzel- und Logarithmensätze genetisch aus den Potenzsätzen entwickelt werden."

Hiermit ist die Versammlung einverstanden.

Es folgt ein Vortrag des Herrn Director Dr. Heilermann:

Welche Behandlung der Kegelschnitte ist den höheren Schulen vorzugsweise zu empfehlen?

Bei den Realschulen ist die Lehre von den Kegelschnitten als Theil des mathemathischen Unterrichtes der Prima im Lehrplane angesetzt, und bezüglich der Gymnasien wird von vielen mit Nachdruck betont, dass auch hier die Kegelschnitte in den Kreis des Unterrichtes aufgenommen werden müssen. Nun gibt es aber kaum eine Disciplin, die so grundverschiedene Behandlungen zulässt als die der Kegelschnitte, und daher habe ich geglaubt hier eine Besprechung der verschiedenen Methoden veranlassen zu dürfen.

Uns Neueren, welche wir die überraschend grossen Erfolge der Steiner'schen Geometrie mit erlebt haben, liegt es ja nahe, gerade bei den Kegelschnitten dieselbe zur Anwendung zu bringen, um dadurch den Blick unserer Schüler zu erweitern und vertiefen und um auch ihnen einen Theil der Freude zu gewähren, welche wir selbst früher als Schüler Steiner's oder seiner Nachfolger empfunden haben. Leider aber müssen wir gestehen, dass es trotz zahlreicher und zum Theile interessanter Versuche bisher noch

nicht gelungen ist, mit Anwendung der neueren Geometrie ein organisches System der Elementargeometrie für den Gebrauch an höheren Schulen zweckmässig aufzubauen. Und so lange das nicht geschehen ist, bleibt auch die Steiner'sche Behandlung der Kegelschnitte an den Realschulen eine isolirte Disciplin, sie hat nicht genug Anknüpfungs- und Berührungspunkte mit dem übrigen mathematischen Wissen der Schüler, um für die Bildung ausgibig und nachhaltig zu wirken, zumal da an einen Realschulprimaner so viele und so vielartige Anforderungen gestellt werden.

Auch die analytische Behandlung der Kegelschnitte übt mit Recht auf jeden Mathematiklehrer eine starke Anziehung aus, und er wird sie wohl um deswillen jeder andern vorziehen, weil die Grundanschauungen der Coordinatengeometrie ein wesentlicher Bestandtheil der mathematischen Ausbildung sind, welche die höheren Schulen ihren Zöglingen gewähren sollen.

Und dennoch, meine Herren, nehme ich keinen Anstand, eine dritte Behandlung der Kegelschnitte zu empfehlen, ja derselben nach Umständen den Vorzug zu geben, nämlich der des Apollonius von Perga. Eine kurze Begründung dieser Ansicht bringe ich hier um so lieber zum Vortrag, weil ich überzeugt bin, dass die vorher erwähnten Methoden hier zahlreiche Vertreter finden.

Legt man durch die Axe einer schiefen Kegelfläche den Hauptschnitt, d. i. eine Ebene, welche auf der Grundkreisebene senkrecht steht, und schneidet dann die Kegelfläche durch eine auf dem Hauptschnitte senkrecht stehende Ebene, so erhält man als Schnitt eine Parabel oder Ellipse oder Hyperbel, je nach dem nur der eine Schenkel des Hauptschnittes oder beide auf derselben Seite der Kegelspitze oder beide auf verschiedenen Seiten der Kegelspitze geschnitten werden. Auch ergibt sich sogleich für jede Art der Kegelschnitte eine charakteristische Proportion, welche für die weitere Untersuchung eben so ergibig ist, wie die Gleichung derselben, und in diese durch leichte Umformungen übergeht.

Auch die wichtigen Eigenschaften der Brennpunkte können fast unmittelbar aus einer stereometrischen Construktion abgelesen werden, wenn man durch eine gerade Kegelfläche eine schneidende Ebene legt und in die Kegelfläche zwei Kugeln, welche die Ebene in zwei Punkten und die Kegelfläche in zwei Kreisen berühren. Ja, hier ist die stereometrische Betrachtung fast ergibiger als die analytische; denn sie lässt sich unmittelbar ausdehnen auf die einen Kegelschnitt doppelt berührenden Kreise und lehrt dann, dass der Brennpunkt die Grenzform eines solchen Kreises und seine Directrix die zugehörige Berührungssehne ist.

Diese Art der Behandlung der Kegelschnitte hat vor jeder andern den Vorzug, dass sie den Schülern eine mannigfaltige Uebung in der Auffassung räumlicher Gestalten gewährt, welche durch eine Zeichnung vorgeführt werden. Wenn aber irgend ein Erträgniss des geometrischen Unterrichtes den Zöglingen höherer Schulen ins Leben mitgegeben werden muss, so ist es die Uebung im stereoskopischen Sehen.

Ferner scheint mir diese stereometrische Behandlung der Kegelschnitte um deswillen empfehlenswerth, weil sie sich eng an den stereometrischen Unterricht anschliesst, ja durch diesen gewissermassen verlangt wird. Wenn nachgewiesen worden ist, dass in einer Kegelfläche die zum Grundkreise parallelen Schnitte Kreise sind, dann wird sogar der denkende Schüler fragen, von welcher Art die übrigen Schnitte seien.

Wegen des innigen Zusammenhanges der vorgeschlagenen Kegelschnittslehre und der Stereometrie ist aber auch die stereometrische Behandlung der Kegelschnitte leichter zugänglich als jede andere; und darin liegt mindestens für die Schulen ein grosser Vorzug, welche nur eine ganz kurz bemessene Zeit darauf verwenden können.

Wenn ein Lehrer gegenwärtig den Versuch macht, die Kegelschnitte nach meinem Vorschlage den Primanern vorzutragen, so würde er wahrscheinlich finden, dass die Auswahl von Schulbüchern für diesen Zweck nur gering ist, und ich weiss ausser der von mir herausgegebenen Stereometrie nur die Geometrie des Masses von Schloemilch als brauchbar zu bezeichnen; aber diesem Mangel würde gewiss bald abgeholfen sein, wenn diese Behandlung der Kegelschnitte an vielen Schulen, z. B. an den Gymnasien, nach Ausscheidung des Hebräischen, zur Aufnahme gelangte.

Herr Prof. Dr. Günther hält die älteste Methode, nach der aus der Definition eines Kegelschnittes sich die für denselben geltenden Lehrsätze entwickeln lassen, für die einfachste und fruchtbarste an Realschulen. Er erwähnt, dass auch noch durch die involutorische Verwandtschaft die Eigenschaften der Kegelschnitte sich ohne Schwierigkeit entwickeln lassen. Simon und Wilmowski haben in letzter Weise die Kegelschnitte zu Zwecken der Prima behandelt.

Herr Prof. Reuschle spricht sich für eine Combination der analytischen und synthetischen Methoden aus. Herr Director Dr. Langguth aus Iserlohn will die analytische Methode zuerst und etwa bei Repetitionen die übrigen benutzt wissen, während Herr Director Dr. Heilermann die umgekehrte Ordnung vorzieht. Nachdem sich darauf noch der Vorsitzende und Prof. Dr. Günther an der Discussion betheiligt, einigt sich die Versammlung über folgende These:

> „Für den Unterricht in der Realprima empfiehlt sich, bei Behandlung der Kegelschnitte eine Combination der cartesischen mit der einen oder andern synthetischen Methode zur Anwendung zu bringen.“

Die Lehrmittel-Ausstellung bei Gelegenheit der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier.

I. Anschauungsmittel für die historisch-philologischen Fächer.

Die Fr. Lintz'sche Buchhandlung zu Trier hat bei Gelegenheit der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine Ausstellung der wichtigsten dem Anschauungsunterrichte dienenden Lehrmittel ins Werk gesetzt und sich dadurch die Besucher der Versammlung zu grossem Danke verpflichtet. Bei der allseitig anerkannten Bedeutung, welche der Anschauungsunterricht heutiges Tages auch für das höhere Unterrichtswesen gewonnen hat, wird es nun für diejenigen Herren Collegen, welche bei der Versammlung nicht zugegen waren, nicht ohne Interesse sein, wenigstens ein Verzeichniss der Gegenstände in Händen zu haben, mit denen die Ausstellung beschickt war, um danach vorkommenden Falls die für die Bedürfnisse ihrer Anstalt angemessenen Anschaffungen bestimmen zu können. Es wurde daher in der Sitzung der pädagogischen Section vom 27. September beschlossen, einen kurzen Bericht über die Ausstellungsgegenstände zu veröffentlichen, und mit der Ausarbeitung desselben die Mitglieder des bei der Ausstellung thätig gewesenen Komité's beauftragt. An erster Stelle sollen nun die Lehrmittel für den Anschauungsunterricht in den historisch-philologischen Fächern genannt werden. Ausgeschlossen bleiben, wie in den übrigen Fächern so auch hier, die illustrirten Buchwerke wie Guhl und Kohner, Rich, Müller und Mothes, illustrirte Geschichtswerke, Prachtwerke wie Ebers' Aegypten u. s. w., die theilweise ein recht kostbares Material für die Anschauung enthalten, aber im Unterrichte sich weniger leicht verwerthen lassen. Wir werden uns auf diejenigen bildlichen Darstellungen beschränken, welche, sei es offen oder hinter Glas und Rahmen, der Klasse vorgeführt und längere Zeit in derselben hängen bleiben können*); ausser diesen bildlichen Darstellungen werden dann noch einzelne Modelle und ein Apparat für den Anschauungsunterricht in Betracht gezogen werden müssen. Historische Kartenwerke werden unter den Anschauungsmitteln für die Geographie ihre Stelle finden.

A. Bildliche Darstellungen.

1. Tabellen, Wandtafeln, Bilderbogen und dergl.

1. F. A. Brockhaus, Leipzig: Separatausgaben aus dem Bilderatlas. Wenn auch zunächst für einen weiteren Kreis bestimmt, lassen sich, mit einiger Vorsicht, die meisten der im Bilderatlas aufgeführten Tafeln für den Geschichtsunterricht recht wohl verwenden. Wir nennen von den Separatausgaben: 1. Atlas zur Kulturgeschichte, 19 ℳ. 2. Atlas zur Ethnographie, 15 ℳ. 3. Atlas der Plastik und Malerei, 10,40 ℳ. 4. Atlas der Architektur, 15 ℳ.

2. Lange, J. Prof.: Bilder zur Geschichte. Wien, Hölzel. Gr. Folio in Oelfarbendruck und Sepiamanier. I. Cyclus. Aegyptische, indische, babylonische, assyrische, persische und griechische Denkmale. 20 Bilder. Dimensionen 75½—57 Centi-

*) Es gehören dahin auch Atlanten und ähnliche Werke, die sich in einzelne Tafeln zerlegen lassen. Bei Anschaffungen sollte man auch nie gebundene Exemplare beziehen.

meter. Inhalt: Aegypten. 1. Sphinx mit den Pyramiden von Gizeh. 2. Memnons-Kolosse. 3. Rhamsespalast von Luxor. 4. Felsengräber von Ipsambul. 5. Insel Philae mit den Ruinen des Isistempels. Indien: 6. Ellora. 7. Mahamalaipur. 8. Elephanta. Babylon und Assyrien: 9. Birs Nimrud. 10. Palast von Khorsabad. Persien: 11. Grabmal des Cyrus. 12. Ruinen von Persepolis. 13. Königsgräber (Naksch-i-Rustem). Griechenland: 14. Löwenthor von Mykenae. 15. Tempel auf Aegina. 16. Athen: Akropolis von Nord. 17. Athen: Akropolis von Süd. 18. Choragisches Denkmal des Lysikrates. 19. Erechtheion. 20. Bacchus-Theater. Preis des I. Cyclus in 20 Blatt, auf Pappe gespannt und gefirnisst 100 *M.*, unaufgespannt in Mappe 84 *M.* Einzelpreis pro Bild auf Pappe gespannt und gefirnisst 6 *M.*, unaufgespannt 5 *M.* Text zum I. Cyclus. $5^1/_2$ Bogen. 1872. Lex.-8. Brochirt 2,40 *M.* II. Cyclus. Die römischen Denkmale. 8 Bilder. Inhalt: 21. Forum romanum. 22. Triumphbogen des Constantin. 23. Via Appia. 24. Colosseum. 25. Mausoleum des Hadrian (Engelsburg). 26. Pompeji mit dem Forum. 27. Haus des tragischen Poeten in Pompeji. 28. Pantheon. Preis des II. Cyclus in 8 Blatt auf Pappe gespannt und gefirnisst 40 *M.*, unaufgespannt 32 *M.* Einzelpreis pro Bild auf Pappe gespannt und gefirnisst 6 *M.*, unaufgespannt 5 *M.* Text zum II. Cyclus ($8^1/_2$ Bogen mit 2 Lichtdruckbildern, 12 Karten und Plänen.) 1876. Lex.-8. Brochirt 5 *M.* III. Cyclus. Arabische, altchristliche und italisch-romanische Denkmale. 12 Bilder. Inhalt: Lieferung I: 29. Moschee von Cordova. 30. Moschee des Sultan Hassan in Cairo. 31. Alhambra (Löwenhof). Lieferung II: 31. Moschee Tulun in Cairo. 33. Abenceragenhalle (Alhambra). 34. Hagia Sophia (Innenansicht). Lieferung III: 35. St. Paul vor den Mauern Roms (Innenansicht). 36. S. Marco in Venedig (Aussenansicht). 37. S. Vitale in Ravenna (Innenansicht). Preis pro Lieferung bei Verpflichtung zur Abnahme des ganzen aus 12 Blatt bestehenden III. Cyclus, auf Pappe gespannt und gefirnisst 18 *M.*, unaufgespannt 15 *M.* Einzelpreis pro Bild auf Pappe gespannt und gefirnisst 7 *M.*, unaufgespannt 6 *M.* Lieferung IV. — S. Clemente in Rom, Dom zu Pisa, Kreuzgang zu Monreale enthaltend — befindet sich unter der Presse. Das Werk wird mit den hervorragendsten Bauten des romanischen und gothischen Styls fortgesetzt und mit der Renaissance abgeschlossen.

Die gediegene Sammlung hat sich längst des allseitigsten Beifalls erfreuen dürfen und ist daher mit vollem Recht von den Unterrichtsanstalten der verschiedensten Staaten Europas zur Anschaffung empfohlen. Die Bilder, welche die interessantesten Bauwerke aller Kulturvölker in treffend gewählten Charakteristiken vor Augen führen, zeichnen sich aus durch schlagende Naturwahrheit in der Wiedergabe der Scenerie sowohl wie des landschaftlichen Hintergrundes und dienen nicht nur zur Illustration der Kunstgeschichte, sondern lassen auch einen Einblick thun in das gesammte Gebiet der Kulturgeschichte. Einen schöneren Schmuck eines Schulzimmers könnten wir uns nicht denken. Das Werk möge allen Anstalten zur Anschaffung aufs wärmste empfohlen sein.

3. von der Launitz, Ed., Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens und antiker Kunst. Kassel, Th. Fischer. Taf. 1: Grundriss des griechischen Theaters, Grösse $^{120}/_{75}$ Ctm., 6 *M.*; Taf. 2: Ansicht des Innern eines griechischen Theaters, Farbendruck, Gr. $^{112}/_{80}$ Ctm., 18 *M.*; Taf. 3: Komiker, Gr. $^{63}/_{105}$ Ctm., 2,50 *M.*; Taf. 4: Aelteste Paladium, Gr. $^{44}/_{61}$ Ctm., 1,50 *M.*; Taf. 5: Allmähliche Ausbildung des Grundrisses der griechischen Tempel, 10 Blatt, Gr. $^{74}/_{41}$ Ctm., 6 *M.*; Taf. 6: Sog.

Tempel der Themis z. Rhamnus, Gr. $^{112}/_{80}$ Ctm., 18 M.; Taf. 7: Tragische Maske, Gr. $^{110}/_{74}$ Ctm., 3,75 M.; Taf. 8: Hoplit, Gr. $^{42}/_{151}$ Ctm., 11,50 M.; Taf. 9a—c: Römische Soldaten: a) Centurio, 15 M., b) Legat oder Tribun, 15 M., c) Legionarius, 15 M., (Taf. 9 und 11 sind Gr. gleich $^{110}/_{75}$ Ctm.); Taf. 10: Barbar, Gr. $^{110}/_{74}$ Ctm., 9,75 M.; Taf. 11: Togatus, 15 M.; Taf. 12a u. b: Symposion und Triclinium, Gr. a $^{112}/_{80}$ und b $^{110}/_{73}$ Ctm., 13,50 M.; Taf. 13: Saiteninstrumente, Gr. $^{110}/_{75}$ Ctm., 9 M.; Taf. 14: Blasinstrumente u. s. w., Gr. $^{110}/_{75}$ Ctm., 9 M.; Taf. 15: Palästra und Thermen, Gr. $^{70}/_{76}$ Ctm., 6 M.; Taf. 16: Grammatischer Unterricht, Gr. $^{110}/_{75}$ Ctm., 9 M.; Taf. 17: Akropolis von Athen, Westseite, 24 M.; Taf. 18: Akropolis von Athen, Südseite, 24 M.; Taf. 19: Plan der Akropolis, 15 M., (Taf. 17—19 sind Gr. gleich $^{112}/_{80}$ Ctm.); Taf. 20: Eirene und Plutis, 6 M.; Taf. 21: Römerin, 6 M. Für Verpackung der grossen Tafel in eine Kiste 1 M.

Die von der Launitz'schen Tafeln sind unstreitig das Beste, was bis jetzt an Bildwerken zur Veranschaulichung der Antike erschienen ist. Dafür sind dieselben aber auch so enorm theuer, dass es wenige Anstalten geben wird, welche sich den Luxus gestatten könnten, die ganze Sammlung anzulegen. Uebrigens kann man sich recht wohl mit einer Auswahl begnügen, die man dann durch andere billigere Darstellungen, wie sie weiter unten genannt werden, ergänzen kann.

4. Die Fr. Lintz'sche Buchhandlung in Trier hatte eine grosse Kollektion von Photographien antiker Bauwerke und Statuen ausgestellt; dieselben sind direkt von den namhaftesten Kunsthandlungen aus Athen, Rom und Neapel bezogen und überaus preiswürdig. Der Preis für jedes Bild beträgt nämlich bei einer Grösse von $^{20}/_{25}$ Ctm., aufgezogen, 0,80 M., bei einer Grösse von $^{27}/_{36}$ Ctm., 1,50 M. Die Sammlung wird fortgesetzt und ein Katalog derselben in Bälde erscheinen.

5. Dr. Hermann Luchs. Fünfzig kulturhistorische Wandtafeln für Gymnasien, Realschulen, Seminare und verwandte Lehranstalten, gezeichnet von Alphons Holländer, Jean Brück und Karl Lüdecke, herausgegeben und mit erläuterndem Texte versehen von Dr. H. Luchs. Ausgabe A, unaufgezogen, 50 M., einzelne Tafeln 1,25 M. Ausgabe B, aufgezogen auf starke Pappen mit Randeinfassung und Ringen, komplet exkl. Fracht und Emballage, 72 M., einzelne Tafeln, exkl. Fracht und Emballage, 2,05 M.; Text dazu, geheftet, 6 M. Diese Bilder haben sich einer Verbreitung zu erfreuen gehabt, die sie unserer Ansicht nach nicht recht verdienen. Einmal sind sie auf so breiter Grundlage angelegt, dass sich gar nicht absehen lässt, wie viel Cyklen zu dem jetzt erschienenen ersten noch erscheinen müssen, um das Werk zu irgend einem Abschlusse zu bringen. Dann befinden sich unter den bis dahin vorliegenden fünfzig Wandtafeln eine ganze Reihe solcher, welche für die Zwecke höherer Lehranstalten als geradezu überflüssig erscheinen. Endlich ist die Zeichnung bei mehreren dieser Bilder in allzu groben Konturen gegeben; mit der blossen Anschauung ist's doch nicht gethan, es soll doch auch vor allem der Sinn für schöne Formen geweckt werden. Im übrigen nennen wir als im allgemeinen brauchbar die Nummern 1—10, 13 und 14, 20 und 21.

6. Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. A. Grosse Ausgabe, bearbeitet von Lübke und Lützow. 186 Stahlstichtafeln, 7 Farbtafeln, nebst 30 Bogen Text. 2 Bände Querfolio. Preis in Karton 160 M., in Prachtband 190 M. B. Volksausgabe, auf Grund des grösseren Werkes bearbeitet von W. Lübke, 79 Stahlstiche und 11 Bogen Text.

Preis in Mappe 32,80 ℳ, elegant gebunden 36,80 ℳ. Ueber die Vortrefflichkeit dieser beiden Werke brauchen wir hier kein Wort zu verlieren; es sollte keine höhere Lehranstalt geben, welche nicht die eine oder die andere Ausgabe im Besitze hätte.

7. Dr. Bruno Meyer: 1. Baugeschichtlicher Atlas in Wandtafeln. 60 Blatt, $^{190}/_{146}$ Ctm. gross. Mit erläuterndem Text. (10 vierteljährl. Lieferungen zu je 36 ℳ) Dieser Atlas, welcher es auch den höheren Lehranstalten ermöglichen soll, „ohne nennenswerthen Zeitaufwand die grundlegenden Anschauungen betreffs der verschiedenen Baustile den Schülern in zuverlässiger und leichter Weise zu vermitteln", wird die Entwicklung der Baugeschichte in ihren Hauptzügen bis in die neuere Zeit hinein umfassen. Von den bis jetzt erschienenen vier Probeblättern lässt sich für die Brauchbarkeit der ganzen Sammlung mit Rücksicht auf die Zwecke der höheren Lehransalten nichts schliessen. Empfehlenswerth ist Tafel 3: Das römische Wohnhaus, welche zum Preise von 6 ℳ vom Verfasser zu beziehen ist.

2. Photographien nach Originalnegativen des Dr. A. Lorent; auch diese sind, das Blatt zu 6 ℳ, durch Dr. Bruno Meyer in Karlsruhe zu beziehen. Wir empfehlen aus der Sammlung: 1. Darstellungen aus der Alhambra (Nummer 79—107); 2. Der Generalife bei Granada (Nr. 108 und 109); 3. Aegyptische Tempel- und Palastbauten (Nr. 111—114; 126 und 129; 134—140; 153—172 [Theben], 176—179 [Pyramiden und Sphinx]: 4. Das Erechtheion (Nr. 231). (Vgl. Katalog der Originalnegative des Dr. A. Lorent bei J. J. Reiff in Karlsruhe).

8. Rheinhard, Herm., Prof. am Gymn. zu Stuttgart. 1. Album des klassischen Alterthums zur Anschauung für die Jugend, besonders zum Gebrauche in Gelehrtenschulen. Stuttgart, C. Hoffmann. Gebunden 20 ℳ, aufgezogen auf Pappe 30 ℳ. Eine prächtige Sammlung, welche für sich allein den nöthigsten Anforderungen unserer Schulen genügen könnte; hat der Lehrer über diese Tafeln zu verfügen und überdies die wichtigeren Wandtafeln der Lange'schen und von der Launitz'schen Sammlung, so wird er nicht leicht in Verlegenheit gerathen. Die ganze Sammlung enthält 72 Tafeln in sieben Abtheilungen: 1. Griechische und römische Landschaften und Bauwerke, 2. das Haus (7 Tafeln), 3. Mythologie und Kultus, 4. Theater, 5. Kriegswesen, 6. Kostüme und Statuen, 7. Vasen.

2. Griechische und römische Kriegsalterthümer für den Gebrauch in Gelehrtenschulen. Stuttgart bei A. Liesching & Co. 2 ℳ. Ein für den Handgebrauch der Schüler empfehlenswerther Atlas.

9. E. A. Seemann, Leipzig, Kunsthistorische Bilderbogen für den Gebrauch bei akademischen und öffentlichen Vorlesungen sowie beim Unterricht in der Geschichte und Geschmackslehre an Gymnasien, Real-, Gewerbe- und höheren Töchterschulen. 246 Blatt, 20,50 ℳ. Das Werk hat eine weite, auch über den Kreis der Schule hinausgehende verdiente Verbreitung gefunden. Bei der Herausgabe dieser Bilderbogen scheint aber mehr die Rücksicht auf akademische und öffentliche Vorlesungen als auf höhere Lehranstalten vorgewaltet zu haben, und wir möchten Herrn Seemann dringlichst empfehlen eine zweite Sammlung zu veranstalten, welche einzig und allein für höhere Lehranstalten berechnet wäre; es liesse sich dann die Bogenzahl auf etwa fünfzig bis achtzig Nummern reduciren, und der Preis könnte dann so gestellt werden, dass auch ein Schüler sich in den Besitz des Werkes zu setzen vermöchte. Der Herausgeber würde sich durch Erfüllung dieses Wunsches ein wahres Verdienst um die Schule erwerben.

10. Ludw. Weisser, Prof., Bilderatlas zur Weltgeschichte mit erläuterndem Text von Prälat Dr. H. von Merz. Stuttgart bei Wilh. Nitzschke. 1. Prachtausgabe in 146 Tafeln gr. Folio, eleg. geb. 108 *M.* 2. Volksausgabe in 66 Tafeln kl. Folio, eleg. geb. 25 *M.* Ein für das Studium der Geschichte ausserordentlich brauchbares Werk, welches die geschichtliche Entwicklung der ganzen Menschheit durch die Kunstdenkmäler der Völker selbst oder aber, wo diese fehlen, durch geeignete Darstellungen aus der neueren Zeit zur Anschauung bringt. Die Prachtausgabe bietet mehr als 6000 Abbildungen, rein geschichtliche Darstellungen, Porträts, mythologische Bilder, Scenen aus dem Leben der Völker, Kostümbilder, Geräthschaften, Münzen u. s. w. Die Volksausgabe umfasst jedenfalls das Interessanteste aus allen Lebensgebieten der Geschichte und wird gute Dienste leisten, wenn die Mittel zur Anschaffung der Prachtausgabe fehlen sollten.

Anmerkung. Wir wollen diese Abtheilung nicht schliessen, ohne noch einzelne auf der Ausstellung nicht vertretene bildlichen Darstellungen zu nennen, welche sich, die einen mehr, die anderen weniger, recht wohl für den Anschauungsunterricht verwerthen lassen. Dahin gehören: A. Conze, Heroen- und Göttergestalten der griech. Kunst. Wien, Waldheim 1875. 27 *M.* (Fast vergriffen). Menzel, Die Kunstwerke der Völker des Alterthums. Triest, Liter. art. Abtheilung des österr. Lloyd 1858. 24 *M.* Müller-Wieseler, Denkmäler der alten Kunst von K. O. Müller, bearbeitet von F. Wieseler. Göttingen, Dieterich. 1854. 1. Band 15 *M.* Bilder aus der Geschichte für Schule und Haus nach Angaben des k. k. Landesschulinspektors M. A. Becker unter Leitung des k. k. Professors Peter J. N. Geiger gezeichnet und in Farbendruck ausgeführt. Jedes Blatt in Querfolio; Bildgrösse $^{45}/_{33}$ Ctm. Preis des einzelnen Blattes 4 *M.* Eine ähnliche Sammlung historischer Bilder hat die Königl. Hofbuchdruckerei in München veranstaltet. Dieselbe hat uns jedoch nicht vorgelegen. Ziegler, Illustrationen zur Topographie des alten Rom. Stuttgart, Paul Neff. 30 *M.* Endlich mögen auch die gar nicht zu verachtenden Münchener Bilderbogen noch eine Stelle finden. Andere Angaben finden sich in der beachtenswerthen Schrift: Gymnasium und Kunst von Dr. Rudolf Menge, Gymnasiallehrer in Eisenach. Eisenach, J. Bacmeister (Preis 1 *M.*).

2. Plastische Darstellungen und Modelle.

An plastischen Darstellungen bot die Ausstellung weniger, als man nach dem Werthe dieses Mittels für den Anschauungsunterricht hätte erwarten dürfen, wie sich denn in Gypsnachbildungen nur die Hermesbüste aus Olympia vorfand, und auch diese mehr als Zierde des Saales denn als Ausstellungsgegenstand. Diese Hermesbüste war von Michaeli in Berlin bezogen, dessen Katalog übrigens eine Reihe verhältnissmässig wohlfeiler und dabei wirklich schöner Gypsnachbildungen klassischer Werke aufführt.

Ein grosses Verdienst erwirbt sich das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz durch käufliche Nachbildungen antiker Waffen und Geräthe. Ausgestellt waren ein römischer Helm à 78 *M.*, ein pilum à 16 *M.*, ein gladius à 54 *M.*

Die 28 Modelle römischer Krieger, welche J. E. du Bois aus Hannover ausgestellt hat und die schon einer früheren Philologenversammlung vorgelegen haben, mögen hier bloss genannt werden; es sind allerliebste Bleisoldaten, die sich als Weihnachtsgabe für einen Sextaner oder Quintaner eignen, wenn man den Preis von 5,50 *M.* nicht zu hoch erachtet.

B. Apparate.

Man hat seit mehreren Jahren den Versuch gemacht die sogenannten Projektionsapparate, welche als verbesserte Laterna magica, als Sciopticon und dergl. in den Handel kommen, als Mittel für den Anschauungsunterricht zu benutzen. Auf der Lehrmittelausstellung in Trier waren mehrere solcher Apparate vertreten, welche das Haus C. Eckenrath in Berlin eingesandt hatte, nämlich: ein Sciopticon mit besonders dazu konstruirter zweiflammiger Petroleumlampe, 90 ℳ; eine Einrichtung zum Sciopticon für undurchsichtige Bilder, 12 ℳ; ein Nebelbilderapparat, 175 ℳ; eine Laterna magica, 16 ℳ; der Kunstlehrapparat von P. von Gayette, einen Vergrösserungsapparat mit doppelten Beleuchtungslinsen und zwei Petroleumlampen, einen von einem Rahmen umschlossenen transparenten Vorhang und etwa zweitausend Bilder umfassend. Die Bilder erscheinen 120 Ctm. gross, hell beleuchtet und scharf an der durchsichtigen Fläche; farbige Bilder werden farbig reproduzirt. Da jedes kleine Bild von der Grösse einer Visitenkarte, jede Zeichnung des Lehrers u. a. m. hierbei Verwendung finden kann, so vermag der Bildercyklus zu besonderen Zwecken noch leicht erweitert zu werden. Vgl. Leitfaden zum Bildercyklus des kunstgeschichtlichen Lehrapparats von P. von Gayette. Berlin 1879 bei A. Fritsch. Uebrigens wollen wir nicht vergessen, den Preis beizufügen; derselbe stellt sich allein für den Apparat auf 180 ℳ. Man hat uns jedoch versichert, dass auch Scioptica recht gute Dienste zu leisten vermögen, falls für gute Beleuchtung und gute Bilder gesorgt wird. Prof. Dr. Bruno Meyer hat sich in den Westermann'schen Monatsheften (Nov. u. Dec. 1879) weitläufig über das Sciopticon und seine Bedeutung für den Unterricht ausgesprochen. Projektionsbilder werden durch das photographische Privatatelier desselben (in Karlsruhe) nach aufgegebenen Vorbildern das Stück zu 1,50 ℳ angefertigt. Die von Bruno Meyer mit dem Projektionsapparat und von ihm selbst angefertigten Bildern auf der Trierer Ausstellung angestellten Versuche führten zu wahrhaft überraschenden Resultaten. Vgl. noch Ed. Liesegang, Die Projektionskunst. Düsseldorf, Verlag des photogr. Archivs. Romain Talbot, Das Sciopticon vervollkommnete Laterna magica für den Unterricht. Berlin, Auguststrasse 68 (Talbots Apparat ist an einer Reihe von höheren Lehranstalten eingeführt, so in Berlin, in Chemnitz, Danzig, Essen, Güstrow, Hamburg, Mainz, Schwerin, Stralsund, Triest u. a. m.). Catalogue of Newtons patent refulgent lamps etc. 3. Fleet Street. Temple Bar. London.

Dr. Buschmann,
Gymnasialoberlehrer.

II. Geographie.

Die Ausstellung war an Lehrmitteln für den geographischen Unterricht ziemlich reichhaltig. Wir wollen dieselben ihren verschiedenen natürlichen Abtheilungen gemäss betrachten.

A. Mathematische Geographie. Aus diesem Gebiete waren an Kartenwerken ausgestellt: 1. Brüllow und Straube, Schulwandkarte vom nördlichen Sternhimmel (J. Straube in Berlin), zum Aufhängen; 2. Braun, Himmelskarte 3. Auflage in Mappe (Wilh. Nitzschke in Stuttgart); 3. Braun, Himmelsatlas, 2. Aufl., in Mappe (ders. Verleger); 4) Preyssinger, Astronomischer Bilderatlas, 3. Aufl., in Mappe (ders. Verl.); 5) Wetzel, Wandkarte für die mathemat. Geographie (D. Reimer in Berlin). Grosse praktische Bedeutung

für den Unterricht legen wir überhaupt den Sternkarten nicht bei; um die Schüler, soweit dies überhaupt für die Zwecke des Unterrichtes nöthig ist, über die Sternbilder zu orientiren ist es immer entschieden besser, ihnen an einem klaren Abend den Sternhimmel selbst zu erläutern. Die kleineren Karten eines Himmelsatlas, bei denen auf blauem Grunde am Fenster die einzelnen Sterne transparent gelb erscheinen, sind im Unterrichte nur schwer zu gebrauchen, namentlich in grösseren Klassen; wir würden jedenfalls dann eine grosse, an der Wand aufzuhängende Karte noch vorziehen. Die Wetzel'sche Karte ist mit grosser Sorgfalt ausgeführt und ist recht empfehlenswerth, da sie den Lehrer vielfach der zeitraubenden und störenden Arbeit des Zeichnens grosser Figuren (leider nicht aller grösseren und wichtigen) enthebt.

Von Planetarien war nur ein einziges Exemplar durch die Lintz'sche Buchhandlung (Trier) ausgestellt; es war in der allgemein bekannten, brauchbaren Form; störend bleibt es stets bei ihnen, dass sämmtliche Planeten, in einer Ebene und in Kreisen die Bewegung um die Sonne machen. Die Tellurien und Lunarien waren zahlreicher vertreten: Dr. Pick's Tellurium (Hasenberg in Salzburg), J. Zink's zerlegbares Patent-Tellurium (Joh. J. Zink in Budweis), sowie mehrere andere ohne Angabe der Verfertiger (ausgestellt durch die J. Lintz'sche Buchhandlung). Der grosse Vorzug, den das Patent-Tellurium von Zink gegenüber den übrigen besitzt, ist seine Zerlegbarkeit, wodurch dem Lehrer die Möglichkeit gegeben ist jede einzelne bei der Bewegung der Erde um die Sonne und des Mondes um erstere auftretende Erscheinung allein für sich und dann auch im Zusammenhange mit den übrigen zu zeigen. Leider ist aber auch bei allen Tellurien noch die Bewegung der Erde eine kreisförmige.

Unter der grossen Zahl von Globen, welche von der Lintz'schen Buchhandlung in Trier und durch das Geographische Institut in Weimar ausgestellt waren, nimmt wohl der Kiepert'sche Prachtglobus die erste Stelle ein, leider ist er so theuer, dass er für viele Schulen in seiner vollständigen Form (mit schräg stehender Axe und graduirtem Halbmeridian) für viele Anstalten unerreichbar bleibt. Für den praktischen Schulgebrauch (auch bei dem mathematischen Unterrichte) sind die Inductionsgloben empfehlenswerth, von der Lintz'schen Buchhandlung ausgestellt; auf der Oberfläche besteht derselbe aus schwarzer Schiefermasse, so dass man auf ihr zeichnen und schreiben kann. — Die Himmelsgloben mit den Sternbildern und den Vorrichtungen, um die für Himmelsbeobachtungen nothwendigen Grössen zu zeigen, würden wir den Sternkarten jedenfalls vorziehen.

Für sehr brauchbar im Unterrichte für die mathematische Geographie halten wir die von L. Meyerding in Braunschweig nach den Angaben des Realschuldirectors Dr. Krumme daselbst angefertigten vier Modelle für die Erklärung der verschiedenen kartographischen Projektionen. Ausführlich beschreibt dieselben Herr Director Dr. Krumme im pädagogischen Archiv (Bd. 21 p. 609 sq.).

B. **Historische Geographie.** In diesem Gebiete besitzen wir in Deutschland bis jetzt unübertroffene, ja sogar zum Theil vielleicht unübertreffliche Unterrichtsmittel in den ausgezeichneten Wandkarten und Atlanten. Von ersteren hatten ausgestellt: 1) Das geographische Institut in Weimar: Kiepert, Wandkarte von Alt-Griechenland; dess. Alt-Italien; dess. Römisches Reich; dess. Umgebung von Rom; Hergt, Wandkarte von Palästina. 2) Dietrich Reimer in Berlin: Kiepert, Wandkarte der alten Welt; dess. Römisches Reich; dess. Alt-Griechenland; dess. Palästina; Brecher, historische Wandkarte von Preussen

3) Hölzel in Wien: Kozenn, Wandkarte von Palästina. Alle von Kiepert entworfenen Karten sind so anerkannt vorzüglich, dass zu ihrem Lobe hier noch ein Wort zu reden wohl völlig überflüssig ist. Die übrigen Kartenwerke schliessen sich den Kiepert'schen würdig an.

Von den historischen Schulatlanten sind zu erwähnen: Kiepert und Wolff, historischer Schulatlas und Kiepert's Atlas antiquus (D. Reimer in Berlin), für Schüler sehr vorzüglich; Wolff's historischer Atlas (bei dems. Verl.), unserer Meinung nach zu reichhaltig für die Zwecke des Unterrichtes und besser für rein wissenschaftliche Zwecke verwendbar, dabei aber ganz ausgezeichnet in jeder Beziehung; Kiepert, Atlas von Hellas; Voigt, historisch-geographischer Atlas, dess. Atlas der alten Geographie (alle von der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ausgestellt), alle empfehlenswerth; ebenso Kiepert's Atlas der alten Welt und besser noch für den Schulgebrauch desselben Handkarten der alten Geographie (Geogr. Institut in Weimar). Für ernste Studien zu Hause brauchbar ist Spruner-Menke's historischer Handatlas (J. Perthes in Gotha), Putzger, historischer Schulatlas (Velhagen u. Klasing in Leipzig), mehr den Bedürfnissen der Schüler durchaus entsprechend und recht empfehlenswerth. Besondere Erwähnung verdienen die Descriptiones von Kampen, welche einem intensiven Bedürfnisse der Schulen abgeholfen haben; denn ohne dass der Lehrer selbst zeitraubende Zeichnungen an der Tafel zu machen und den Unterricht zu unterbrechen braucht, wird mit Zuhilfenahme der wirklich guten und dabei billigen Situationspläne das Verständniss der Schilderungen der Schlachten ungemein erleichtert.

C. Physikalische und Politische Geographie. a) Wandkarten. Die Zahl der ausgestellten Schulwandkarten war eine ungemein grosse, über die Hälfte aller natürlichen und künstlich hergestellten Wandflächen war von solchen bedeckt, die nach den verschiedensten Principien hergestellt waren. Reliefkarten waren durch eine solche von Deutschland (146 à 144 Ctm. Maassstab 1 : 1000000), angefertigt von Lor. Dickert zu Kessenich zu Bonn, vertreten. Wer überhaupt sich mit einer solchen plastischen Miniaturdarstellung befreunden kann, wird von dem wirklich künstlerisch ausgeführten Bilde von Deutschland aufs höchste befriedigt werden. Die photolithographischen Karten, welche eine Zeit lang fast unsere bewährten alten Darstellungsmethoden verdrängen zu wollen schienen, waren nur schwach vertreten durch: Bamberg's Europa und Deutschland (C. Chun in Berlin) und Oestreich (Photolithogr. Institut in Leipzig). Von der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig waren zahlreiche Wandnetze (Vogel und Delitsch) und Flusswandkarten (Schauenburg) auf blauem oder schwarzem Wachstuche ausgestellt, auf denen die Schüler mit Kreide einzeichnen können. Ob dieselben so haltbar sind, dass sie Jahre lang das Einzeichnen und Abwaschen vertragen können, wissen wir nicht. Solchen Lehrern, die nicht selbständig das physikalische Bild eines Landes auf der Tafel zu entwerfen im Stande sind, doch aber die zeichnende Methode in etwas betreiben wollen, werden diese Karten eine angenehme Beihilfe gewähren. — In der gewöhnlichen bewährten Darstellungsweise waren folgende Karten zur Anschauung gebracht: 1) von Th. Fischer in Cassel: Dr. H. Möhl's orohydrographische und Eisenbahn-Wandkarte von Deutschland, neu bearb. u. hgg. von Keil; uns will es bedünken, als ob auf den für die höheren Schulen bestimmten Karten nicht das ganze verzweigte Eisenbahnnetz verzeichnet zu sein brauchte, sondern nur die wichtigsten, Provinzen und Länder mit einander verbindenden Bahnen; denn auf keiner Anstalt wird man wohl die Zeit dazu haben, alle Bahnlinien durchzunehmen und

von den Schülern gar lernen zu lassen. 2) von H. Halbig in Miltenberg: Arendt's Wandkarten der ausserdeutschen Länder Europas; von diesen Ländern die einzigen, auch guten, Karten, die dort Verwendung finden werden, wo die zeichnende Methode nicht eingeführt ist und die gen. Länder geographisch genauer betrachtet werden. 3) Hölzel in Wien: Chavanne, Physikalische Karte von Afrika, entschieden die beste aller bis jetzt erschienenen Karten des dunkeln Erdtheils, die auch die Resultate der neuesten Forschungen alle vollständig berücksichtigt, ein sehr schönes und in jeder Beziehung empfehlenswerthes Werk; Kozenn, Wandkarte von Europa (nicht aufgehängt, sondern in der Mappe gehalten). 4) von H. Keller, geogr. Verlag in Zürich: Keller's Wandkarten von Europa (politisch und physikalisch), der Erde (östliche und westliche Halbkugel) und Wandkarte der Schweiz; alle recht brauchbar und dabei billig. 5) Justus Perthes in Gotha: Berghaus, physikalische Erdkarte; —, Chart of the world; Wagner, Wandkarte des Deutschen Reichs; alle drei Karten sind Zeugen von der hohen technischen Vollendung, mit der das Perthes'sche Institut alle seine geogr. Veröffentlichungen herstellt, und von dem wissenschaftlichen Streben, mit welchem dasselbe alle Resultate der geographischen Forschungen sofort auch sich zu eigen macht und verwerthet. 6) von D. Reimer in Berlin: Kiepert's physikalische Wandkarten und zwar die Planigloben auf einem Blatt, Europa, Asien, Nord-Amerika, Süd-Amerika, Australien; Kiepert's politische Wandkarten von Asien, Europa, Deutschland und Elsass-Lothringen. Diese Karten sind ebenso vortrefflich wie die historischen desselben Verfassers und können nur auf das wärmste empfohlen werden. 7) von A. Wruck's Verlag in Berlin: Ohmann's Europa und Deutschland, zwei recht sauber gearbeitete, für den Unterricht brauchbare Karten.

b) Atlanten. Mit dem Gymnasial- und Realschulatlas von Andree-Putzger hat die Verlagsbuchhandlung von Velhagen und Klasing in Leipzig unserer Meinung nach einen äusserst glücklichen Wurf gethan. An Reichhaltigkeit und an Güte steht er keinem andern Schulatlas nach (wenn wir auch manches gegen die physischen Karten, so namentlich gegen die Regenkarte einzuwenden hätten) und ist dabei — ein sehr wesentlicher Punkt bei Schulbüchern — sehr billig. Kiepert's kleiner Handatlas (D. Reimer in Berlin) ist als vorzüglich bekannt. Woldermann's plastischer Schulatlas (Eckerlein in Leipzig) sollte nach dem ausgegebenen Kataloge ausgelegt sein; trotz eifrigen Suchens ist er uns nicht zu Gesicht gekommen. Stieler's Handatlas begrüssten wir mit aufrichtigster Freude in neuer Auflage, für Schulzwecke ist er freilich zu compendiös.

D. Ethnographie. Das Gebiet der Ethnographie ist noch neu, und trotz seines hohen Werthes für die allgemeine Bildung und trotz des grossen Interesses aller Gebildeten noch sehr wenig in Hinsicht auf die Zwecke der höheren Schulen cultivirt. Die Lehrmittel für diesen Zweig der Geographie waren daher äusserst schwach vertreten. Von G. Nörtershäuser in Wiesbaden waren die Schädel der fünf Menschenracen nach Blumenbach (!! als ob Rhetzius, Peschel, Müller gar nicht gelebt hätten) in $^2/_3$ Lebensgrösse aus Pappe dargestellt. Die „Types principaux des différentes races humaines dans les cinq parties du monde" sind vortreffliche Photographien der unter Leitung des Prof. Dr. Baer aus Petersburg angefertigten Modelle, die 1862 auf der Londoner Ausstellung prämiirt wurden. Krizek hat in einem grösseren Tableau „Die Völker und Sprachstämme der Erde" (bei Karl Jansky in Tabor) die Klassifikation der Menschen nach Müller dargestellt. Wir stehn ganz auf den Standpunkte der Haeckel-Müller'schen Anschauungen in

Bezug auf die Eintheilung der Menschen in 12 Racen (nach den Haaren), aber wir hätten gewünscht, dass diese graphische Darstellung nicht von dem genealogischen Standpunkt ausginge, weil dieser wohl nicht in den Unterricht gehört.

Dronke.

III. Physik und Mathematik.

Den werthvollsten, reichhaltigsten und interessantesten Theil der ganzen Ausstellung bildeten die physikalischen Sammlungen. Sehr viele Firmen waren vertreten, darunter mehrere der hervorragendsten, und so kam es, dass fast jeder Apparat, von den einfachsten bis zu den feinsten, auch in mehrfacher Ausführung vorlag, und eines Jeden Wunsch nach jeder Richtung hin befriedigt werden konnte.

Die in jeder Beziehung besten Sachen waren wohl zweifelsohne die von W. Langhoff in Berlin ausgestellten, unter denen die erwähnenswerthesten folgende:

Eine sehr gute Centrifugalmaschine, ein guter Hebelapparat; einige sehr instruktive Apparate für Hydrostatik und Hydraulik; 2 sehr gute Luftpumpen, die eine mit 2 Glasstiefeln von 28 Ctm. Höhe und Grassmann'schem Hahn, die andere bedeutend grösser und mit Babinet'schem Hahn, beide bis auf 1 Mm. Quecksilber arbeitend; ein kleines Gebläse zum Anblasen von Pfeifen wie Sirenen; ein Monochord nebst Zubehör, 2 Oppelt'sche Sirenen; ein Vocalapparat mit Spiegel; ein schöner Polarisationsapparat nach Nörrenberg; ein Heliostat mit Sonnenmikroskop; exakt geschliffene Flüssigkeitsprismen; Tangenten- und Sinusbussolen, letztere sehr gut, nach Siemens und Halske ganz in Metall gearbeitet; Rheostate mit einer und zwei Walzen; ein sehr gutes Ampère'sches Gestell; Faraday's Apparat; endlich ein sehr empfindliches Spiegelgalvanometer mit Thermosäule, bei dem die Handwärme in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuss die Nadel noch um 25 bis 30 Grad ablenkt.

Würdig schliessen sich hieran an die von Ferd. Ernecke in Berlin ausgestellten Instrumente. Eine sehr exakt gearbeitete Atwood'sche Fallmaschine mit elektromagnetischer Auslösung; desgleichen eine Centrifugalmaschine nach Dr. Bertram ganz aus Eisen construirt; ein Apparat zur Demonstration des Falles auf der schiefen Ebene sowie für das Parallelogramm der Kräfte, beide mit ausserordentlich geringer Reibung; Luftpumpen verschiedener Konstruktion, bei denen besonders der Fortschritt hervorzuheben, dass die Lederdichtungen so viel als möglich entfernt sind, und dafür Metall auf Metall geschliffen ist; zuletzt eine Kollektion verschiedener Sirenen und ein wegen der leichten Sichtbarkeit des astatischen Nadelpaares für Demonstrationen sehr empfehlenswerthes Galvanometer.

Durch eine sehr grosse Anzahl von Apparaten vertreten war die Firma E. Leybold's Nachfolger in Köln. Die Preise sind zwar etwas hoch, dafür aber die Arbeit sehr gut und solid. Am meisten hervorzuheben sind: Eine elegant gearbeitete Atwood'sche Fallmaschine mit Sekundenpendel und Zählwerk — welches gleichzeitig als Modell einer Uhr benutzt werden kann — Friktionsrollen und elektromagnetischer Auslösung; verschiedene Luftpumpen; eine recht praktische kleine Orgel in Form eines kleinen Tisches, unter dessen Platte der Blasebalg, mit einer vollständigen Oktave nebst einer Savart'schen Sirene; ein vorzüglicher Polarisationsapparat; eine Elektrisirmaschine von Winter; eine Holtz'sche Influenzmaschine von bedeutender Wirkung; eine Gramm'sche elektrodynamische Maschine; ein Foucault'scher Wärmeapparat.

Sehr empfehlenswerth waren ferner die von Dr. Rohrbeck in Berlin ausgestellten Apparate. Die Arbeit an denselben entsprach allen Wünschen; sie war gut und sehr sauber. Auch war die getroffene Auswahl eine den Schulzwecken in jeder Hinsicht entsprechende.

Schober in Berlin hatte sehr billige und dabei doch gute Sachen zur Ausstellung gebracht; Bunsen'sche Brenner, Löthrohrapparate und vor allem einfache vortreffliche Modelle.

Desgleichen war Schröder in Darmstadt durch bekannt gute Sachen vertreten; nicht minder Möser, ebendaselbst.

Paris in Darmstadt verfolgt die Maxime, billige aber verhältnissmässig gute Waare zu liefern. Prof. Bopp in Stuttgart hatte neben manchen für höhere Lehranstalten überflüssigen Spielereien (z. B. Revolver-Spektroskop) auch manches Gute, unter anderem ein recht instruktives Läutewerk. Dagegen entsprachen die von Bischof in Berlin ausgestellten Apparate nicht den Anforderungen.

Mehr auf ein einzelnes Gebiet der Physik beschränkten sich die von dem physikalisch-mechanischen Institute von Edelmann in München ausgestellten Apparate zu galvanischen Untersuchungen. Bemerkenswerth waren einzelne gut und sauber gearbeitete Apparate, ein Molekularmagnetmodell, ein Arbeitsstativ u. m. A.

Auf dem Gebiete der Optik ragten besonders hervor die von Böcker in Wetzlar verfertigten Mikroskope mit ganz vorzüglichen Präparaten, sowie die sehr guten Sachen von Steeg und Reuters in Homburg. Recht gute Mikroskope waren ferner ausgestellt von Seitz in Wetzlar sowie auch von den Berliner Firmen Schick und Wasserlein.

Eckenrath in Berlin hatte eine recht schöne Auswahl von Stereoskopen und Nebelbilderapparaten ausgestellt mit den entsprechenden Bildern, mehr für geographischen und historischen Unterricht geeignet; ferner ansprechende Kaleidoskope sowie laterna magica, und als am bemerkenswerthesten, recht gute Stereoskopbilder der Krystalle. Endlich mögen noch Erwähnung finden Melde's bildliche Darstellungen, ausgestellt von Fischer in Cassel. Wenngleich dieselben als solche alle Anerkennung verdienen, so lässt sich von ihnen doch nur sagen, dass sie den Versuch selbst nimmer ersetzen können und eine auf das nothwendigste beschränkte Auswahl von Apparaten immerhin den Vorzug verdient.

Prof. Dr. Renvers.

IV. Chemische Abtheilung.

Diese Abtheilung, die unbedeutendste der ganzen Ausstellung, enthielt eigentliche Lehrmittel kaum oder gar nicht. Indess verdienen die von Julius Schober in Berlin ausgestellten Gegenstände, namentlich Gaslampen, Wasserbäder, Filtrirgestelle, Bürettenstative, Universalstative nach Bunsen etc. sowohl der trefflichen Ausführung als auch des verhältnissmässig niedrigen Preises wegen alle Empfehlung zur Beschaffung für Laboratorien.

V. Naturhistorische Abtheilung.

Die für den naturhistorischen Unterricht bestimmten Lehrmittel bildeten weitaus den grössten Theil der Ausstellung. Wir hatten Gelegenheit in dieser Abtheilung manches Alte und Bewährte, aber auch recht viel Neues zu sehen: das letztere bekundete namentlich erfreulicher Weise ganz bedeutende Fortschritte in der Production von Lehrmitteln für

den naturhistorischen Unterricht. Zu bedauern ist hierbei, dass den meisten Lehranstalten die Beschaffung dieser Lehrmittel wegen des verhältnissmässig hohen Preises in Anbetracht der geringen Mittel, die meist zu Zwecken des naturhistorischen Unterrichtes disponibel sind, leider versagt ist.

Für den mineralogischen Unterricht heben wir als beachtenswerth die allbekannten Krystallmodelle in Glas von Thomas in Siegen und Dickert in Bonn hervor. Die von den Firmen Kranz in Bonn, Friç in Prag, Eger in Wien vorgeführten, schönen Mineraliensammlungen dürften sich wegen der Kleinheit der Objecte weniger für den Unterricht in unseren Lehranstalten, als für das Studium Einzelner eignen. Die ausgestellten Dünnschliffe sowie Petrefactensammlungen dürften wohl kaum als Lehrmittel unserer höheren Schulen allgemein Platz greifen.

Besonders zahlreich waren die Lehrmittel für den Unterricht in der Zoologie vertreten.

Die Firma F. Rammé in Hamburg fiel zunächst hier auf durch die grosse Zahl von recht instructiven Modellen der verschiedenen Theile und Organe des menschlichen Körpers; Friç in Prag hatte eine Reihe von typischen Sceletten, sowie verschiedene äusserst gelungene Spirituspräparate ausgestellt; P. Osterloh in Berlin hatte ein vortrefflich ausgeführtes grosses Modell des Kopfes eines Carabus vorgeführt, das namentlich die Mundtheile der Insecten in unvergleichlich einfacher Weise erläutert. Sehr ansprechend und äusserst lehrreich erschienen uns die geoplastischen Apparate von Prof. Landois, die leider nur in wenigen Exemplaren vertreten waren.

Die zahlreichen für den zoologischen Unterricht bestimmten Tafeln und Abbildungen besprechen wir am Schluss in Verbindung mit den botanischen.

Auf dem Gebiete der Lehrmittel für den botanischen Unterricht verdienen vor Allem die Nachbildungen sowohl von ganzen Pflanzen, als von einzelnen Theilen derselben genannt zu werden, welche die Firmen Brendel-Berlin und Osterloh-Berlin eingesandt hatten: die von letzterer Firma vorgeführte Serie von Modellen zur Illustration der Pflanzenkrankheiten bot in der That das Vollkommenste, was wohl auf diesem Gebiet geleistet werden kann.

Es erübrigt noch, die Wandtafeln für den zoologischen und botanischen Unterricht zu besprechen. Hierin war so Vieles vorgeführt, dass es eines eingehenden längeren Studiums bedurft hätte, um ein nach allen Seiten hin sicheres Urtheil fällen zu können hinsichtlich der grösseren oder geringeren Brauchbarkeit. Uns erschienen als gelungenste Producte auf diesem Gebiete die von der Firma Schreiber in Esslingen ausgestellten Tafeln, vor Allem aber die zahlreichen Originalzeichnungen des Collegen Dr. Müller in Lippstadt, die dem Beschauer die ungetheilte Anerkennung sowohl des immensen Fleisses als des grossen Geschickes des Autors in der getreuen Nachbildung der Natur unwillkürlich abzwingen.

Dr. Steeg.

Berichtigung.

Seite 143, Zeile 6 v. o. lies: schliesslich die, statt: schliesslich sowie die.

„ 157, Zeile 11 v. o. lies: geht einfach nicht, statt: geht einfach wohl.

Neuer Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

1880.

Berger, Dr. Hugo, die geographischen Fragmente des Eratosthenes. Neu gesammelt, geordnet und besprochen. [VIII u. 393 S.] gr. 8. geh. n. *M* 8.40.

Grammatici latini ex recensione Henrici Keilii. Vol. VII. Fasc. II.: Audacis excerpta, Dosithei ars grammatica, Arusiani Messii exempla elocutionum, Cornelii Frontonis liber de differentiis, Fragmenta grammatica, Index scriptorum. [S. 313—676.] Lex.-8. geh. n. *M* 11.20.

Mit diesem Bande ist nun das grosse Werk vollendet. Der Preis eines vollständigen Exemplars aller sieben Bände ist *M* 139.20, mit dem Supplementband: Anecdota Helvetica ed. Hagen (*M* 19.—) *M* 158.20. Die Abnehmer früher erschienener Bände, welche die Fortsetzung noch nicht bezogen haben, werden darauf aufmerksam gemacht, dass später einzelne Bände nicht mehr abgegeben werden können, wie dies schon jetzt mit Vol. I, Fasc. I und Vol. II, Fasc. I und II der Fall ist.

Heiberg, J. L., philologische Studien zu griechischen Mathematikern. I. II. Besonderer Abdruck aus dem elften Supplementband der Jahrbücher für classische Philologie. [S. 355—398.] gr. 8. geh. n. *M* 1.20.

Hense, Otto, Studien zu Sophokles. [VIII u. 322 S.] gr. 8. geh. n. *M* 8.—

Jahrbücher für classische Philologie. Herausgegeben von Dr. Alfred Fleckeisen, Professor in Dresden. Elfter Supplementband. 1. Heft. [398 S.] gr. 8. geh. n. *M* 8.—

Inhalt: Die Fragmente des L. Coelius Antipater. Von Wilhelm Hagen. — Ueber den gallischen Brand. Von Georg Thouret. — Die handschriftliche Ueberlieferung des Asconius. Von R. Peiper. — Philologische Studien zu griechischen Grammatikern. I. II. Von J. L. Heiberg.

Institutionum et regularum iuris Romani syntagma, exhibens Gai et Iustiniani institutionum synopsin, Ulpiani librum singularem regularum, Pauli sententiarum libros quinque, tabulas systema institutionum iuris Romani illustrantes, praemissis duodecim tabularum fragmentis. Edidit et brevi annotatione instruxit Rudolphus Gneist U. I. D. Editio altera aucta emendata. [XXVIII u. 390 S.] gr. 8. geh. n. *M* 5.20.

Keller, Otto, Epilegomena zu Horaz. Zweites [S. 291—502.] gr. 8. geh. n. *M* 8.—

Lahmeyer, Ludovicus, de apodotico qui dicitur partic in carminibus Homericis usu. [46 S.] gr. 4. geh. n. *M*

Ostermann, Professor Dr. Christian, lateinisches Uebungs Anschluß an ein grammatikalisch geordnetes Vocabularium. Für Sexta. 17. verbesserte (Doppel-) Auflage. [VIII u. 1 gr. 8. 1879. geh. *M* —.75.

II. Abth. Für Quinta. 12. verbesserte Auflage. [VI u. 136 S.] gr. 8. 1879. geh. *M* —.

Ovid's Elegien der Liebe. Deutsch von Hermann Lüdeck Elegante Miniaturausgabe. [VIII u. 183 S.] geh. n. *M* elegant gebunden n. *M* 3.20.

Peiper, R., die handschriftliche Ueberlieferung des A nius. Besonderer Abdruck aus dem elften Supplement der Jahrbücher für classische Philologie. [S. 189—353.] geh. n. *M* 1.20.

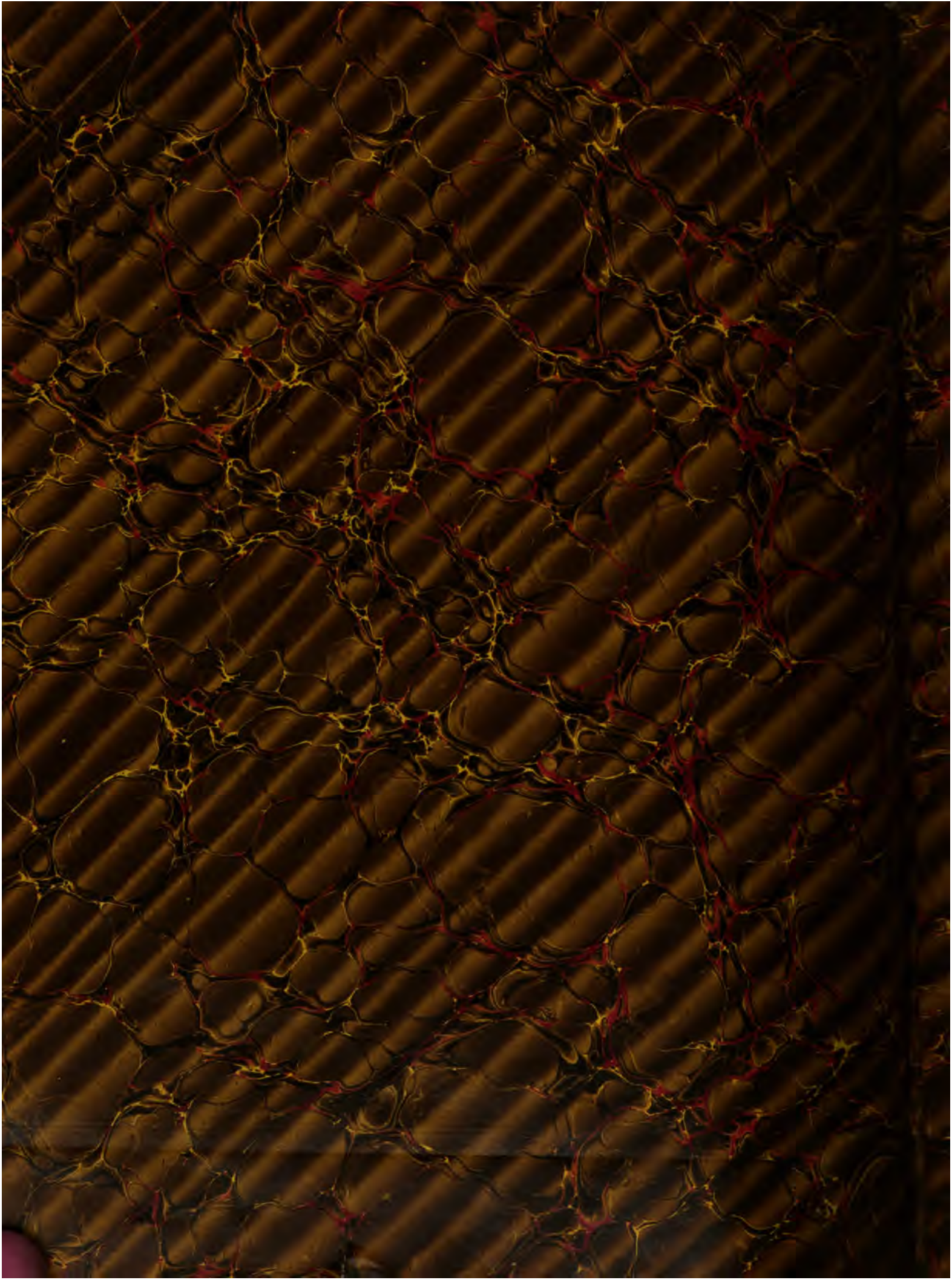
Propertii, Sext., elegiarum libri IV. Recensuit Anto Baehrens. [LII u. 198 S.] gr. 8. geh. n. *M* 5.60.

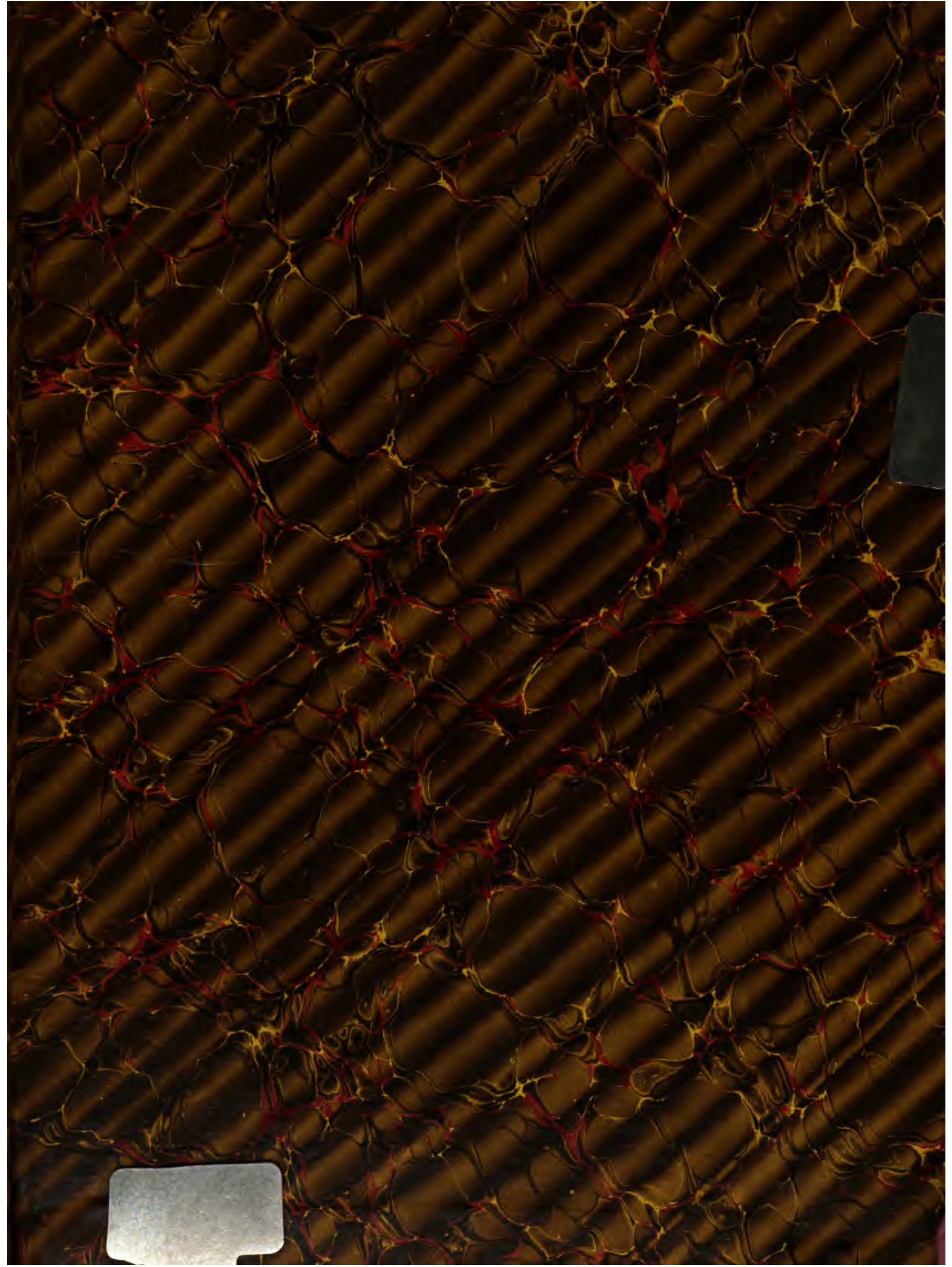
Radike, Dr. Gustav, Prorector am Königl. Gymnasium zu Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen Lateinische. Für Gymnasial-Primaner zusammengestellt mit einem Commentar versehen. [V u. 113 S.] gr. 8 geh. *M* 1.

Sieglin, Dr. Wilh., die Fragmente des L. Coelius Antipater. Besonderer Abdruck aus dem elften Supplement der Jahrbücher für classische Philologie. [S. 1—92.] gr. geh. n. *M* 2.—

Syri, Publilii, Mimi sententiae. Recensuit Gonsarius Spirensis. [76 S.] gr. 8. geh. n. *M* 2.40.

Thouret, Georg, über den gallischen Brand. Eine kritische Skizze zur älteren römischen Geschichte. Besonderer Abdruck aus dem elften Supplementbande der Jahrbücher classische Philologie. [S. 93—128.] gr. 8. geh. n. *M* 2.





Widener Library
3 2044 098 631 286